



VAASAN YLIOPISTO

URSULA UDD

Brüche in der Zeit

Analyseversuche zu Arthur Schnitzlers Erzählung
Die Frau des Richters unter Berücksichtigung von
archäologischen Ebenen und Diskursen

ACTA WASAENSIA

No. 141

Literatur- und Kulturstudien 2
Germanistik

UNIVERSITAS WASAENSIS 2005

Vorgutachter

Professor Dr. Lothar Bluhm
Oulun yliopisto
Institut für Germanistik, Romanistik und Skandinavistik
FIN-90014 Oulun yliopisto

Professor Dr. Achim Geisenhanslüke
Universität Regensburg
Institut für Germanistik
D-93040 Regensburg

VORWORT

Als Erstes möchte ich meinem Betreuer Professor Christoph Parry für seine unendliche Geduld und sein permanentes Vertrauen danken. Sein Ausharren mit meinen oft diffusen Ideen hat dieses Dissertationsvorhaben überhaupt erst möglich gemacht. Er hat auch dafür gesorgt, dass ich nicht vorzeitig aufgegeben habe. Für die kritische Lektüre und positive Beurteilung des Manuskripts bin ich den Professoren Lothar Bluhm und Achim Geisenhanslüke äußerst dankbar. Darüber hinaus möchte ich auch Liisa Voßschmidt danken, die mich als erste ermutigt hat meine in der Magisterarbeit erzielten Resultate zu vertiefen.

Professor Ulrich Breuer danke ich dafür, dass er mich auf die Bedeutung der traditionellen Gattungspoetik aufmerksam gemacht und so meiner Arbeit eine neue Richtung gegeben hat. Meinem Doktorandenkollegen und also „Leidensgenossen“ Benedikt Faber, der gleichzeitig mit mir die praktischen Probleme einer Dissertation zu überwinden hat, danke ich herzlich fürs nochmalige Korrekturlesen der Druckfassung. Ebenso vielen Dank an Tiina Kankkonen, auch sie eine Doktorandenkollegin, die es auf sich genommen hat, die formalen Aspekte der Arbeit nochmals zu überprüfen.

An der Universität Vaasa, speziell am Institut für Deutsche Sprache und Literatur, gibt es viele, die mir im Laufe der Jahre stets hilfreich zur Seite gestanden haben, wenn Probleme auftauchten oder ein Gesprächspartner vonnöten war. Ihnen allen bin ich zu Dank verpflichtet. Ohne die von ihnen gespendete Zuversicht wäre mir der Mut oft ausgegangen.

Für den mir unentbehrlich gewordenen eigenen Laptop, der mir meine nötige Arbeitsruhe geschenkt hat, danke ich meinem Schwager Rune. Besonderer Dank gilt natürlich meinem Mann Bjarne, der mich nicht nur emotional und moralisch, sondern auch materiell grenzenlos unterstützt hat. Schließlich, aber nicht zuletzt, einen speziellen Dank meinen Kindern Lina, Vera und Raoul, die mit dieser Arbeit oft um Aufmerksamkeit, Zeit und Vorrang kämpfen mussten, sich immer wieder in Diskussionen über Zeitebenen und Diskurse verwickeln ließen und langsam beim Wort *Schnitzler* aufzustoßen begannen.

Vaasa, im Mai 2005

Ursula Udd



INHALT

VORWORT	3
ABSTRACT	9
1 EINLEITUNG	11
1.1 Theoretischer Ausgangspunkt	11
1.2 Problemstellung und Material	13
1.3 Aufbau der Arbeit	15
1.4 Vorausgehende Begrenzungen und Einwände	18
2 AUTOR, WERK UND ZEITEBENEN	21
2.1 Arthur Schnitzer	23
2.2 Autorschaft	24
2.3 <i>Die Frau des Richters</i> – Entstehung und Rezeption	30
2.4 <i>Die Frau des Richters</i> – Zusammenfassung des Inhalts	34
2.5 Zeitebenen	38
2.5.1 Europa um 1920	40
2.5.2 Europa zwischen 1750 und 1800	43
3 GATTUNGSTHEORETISCHE BETRACHTUNGEN	47
3.1 ERZÄHLUNG / NOVELLE	47
3.1.1 Theorie der Novelle	48
3.1.2 <i>Die Frau des Richters</i> – Novelle oder Erzählung?	50
3.2 Spezialfall:	
HISTORISCHE ERZÄHLUNG, HISTORISCHER ROMAN	53
3.2.1 Theorie des historischen Romans	53
3.2.2 Analyse der historischen Erzählung <i>Die Frau des Richters</i>	
– Probleme der Authentizität	59
3.2.2.1 Authentische Namen	59
3.2.2.2 Authentische Orte	63

ACTA WASAENSIA

3.2.2.3 Forschungsstand	64
3.2.2.4 Sprachliche Authentizität?	65
3.3 Zusammenfassung der gattungstheoretischen Betrachtungen	69
4 ARCHÄOLOGIE DER TEXTE – INTERTEXTUALITÄT	71
4.1 Theorie der Intertextualität	72
4.1.1 Rezeptionsorientiertes Konzept	75
4.1.2 Referenztext und Kontextbedeutung	76
4.2 Intertextualität in <i>Die Frau des Richters</i>	77
4.2.1 Kleist als Referenz	77
4.2.2 Schiller als Referenz	81
4.2.3 Goethe als Referenz	87
4.2.4 Andere Referenzen	89
4.2.5 Zusammenfassung zu den Intertextualitäten in <i>Die Frau des Richters</i>	90
5 ARCHÄOLOGIE DES WISSENS	92
5.1 THEORETISCHE GRUNDLAGEN	
VON DISKURS UND DISKURSANALYSE	92
5.1.1 Michel Foucaults Idee des Diskurses	93
5.1.2 Diskurs und diskursive Formation	96
5.1.3 Diskurs, Gegendiskurs, Spezialdiskurs und Interdiskurs	98
5.1.4 Effektive Aussagen und diskursive Ereignisse	105
5.1.5 Autorintention und institutionalisierte Machtstrukturen	107
5.1.6 Diskursanalyse – Methodische Vorgehensweise	110
5.1.7 Feministische Aspekte	114
5.1.8 Abgrenzung gegen andere Diskursbegriffe	117
5.1.9 Methodenkritik	121
5.2 DISKURSE UM 1800	125
5.2.1 Heinrich von Kleists <i>Die Marquise von O...</i>	126
5.2.2 Kleists Lebenswelt als Interdiskurs im Werk	127

ACTA WASAENSIA

5.2.3 Mann im Diskurs – Patriarchat und Ständegesellschaft	129
5.2.4 Militärjustiz – Ein nichtdiskursives Ereignis	133
5.2.5 Militärjustiz – Ein diskursives Ereignis	134
5.2.6 Frau im Diskurs – Weibliche Identität	134
5.2.7 Tradiertes Wissen – Wissenschaft und medizinischer Diskurs	136
5.2.8 Zusammenfassung der Diskurse in Kleists <i>Die Marquise von O...</i>	138
5.3 DISKURSE DER 1920ER JAHRE	139
5.3.1 Robert Musils <i>Grigia</i> – Exkurs	140
5.3.2 Musils Lebenswelt als Interdiskurs im Werk	141
5.3.3 Diskurs der Macht – Geld ist Macht	143
5.3.4 Mann im Diskurs	145
5.3.5 Frau im Diskurs	146
5.3.6 Anthropologischer Diskurs	148
5.3.7 Diskurs des Krieges als Tabu	152
5.3.8 Zusammenfassung der Diskurse in Musils <i>Grigia</i>	154
5.4 DISKURSE IN DER HISTORISCHEN ERZÄHLUNG	
<i>DIE FRAU DES RICHTERS</i> VON ARTHUR SCHNITZLER	155
5.4.1 Autorintention	156
5.4.2 Schnitzlers Lebenswelt als Interdiskurs im Werk	157
5.4.3 Gesellschaft im Diskurs	162
5.4.4 Fazit der Geschichte	165
5.4.5 Historischer Missgriff? – Handel und Gewerbe im Diskurs	167
5.4.6 Historischer Missgriff? – Schule im Diskurs	168
5.4.7 Diskurs der Macht	171
5.4.7.1 Fürst Karl Eberhardt XVII.	172
5.4.7.2 Tobias Klenk	175
5.4.7.3 Patriarchat und Ständegesellschaft	178
5.4.7.4 Geld und Macht	179
5.4.8 Mann im Diskurs	180

ACTA WASAENSIA

5.4.9 Frau im Diskurs	188
5.4.10 Zusammenfassung der Diskurse in Schnitzlers <i>Die Frau des Richters</i>	198
6 GESELLSCHAFTLICHER DISKURS UND SOZIALE ROLLEN	201
6.1 Gesellschaft und Rollenmuster	203
6.1.1 Soziale Rollen in historischer Perspektive	203
6.1.2 Theoretischer Ansatz und Arbeitsbegriffe	205
6.2 Soziale Rollen um 1800 bei Heinrich von Kleist	207
6.3 Soziale Rollen um 1920 bei Arthur Schnitzler	211
6.3.1 Soziale Rollen des Richters Adalbert Wogelein	213
6.3.2 Weitere soziale Rollen	217
6.4 Zusammenfassung der sozialen Rollen	218
7 ERGEBNISSE, PROBLEME, AUSSICHTEN	220
SUMMARY	228
LITERATUR	233
Primärliteratur	233
Weitere literarische Quellen	233
Wissenschaftliche Literatur	235
Elektronische Quellen	246

ABSTRACT

Udd, Ursula (2005).

Brüche in der Zeit. Analyseversuche zu Arthur Schnitzlers Erzählung *Die Frau des Richters* unter Berücksichtigung von archäologischen Ebenen und Diskursen. (Ruptures in Time. Experimental Analyses of Arthur Schnitzler's Story *Die Frau des Richters* (The Judge's Wife) with Reference to Archaeological Strata and Discourses.)

Acta Wasaensia No. 141, 248 S.

Michel Foucault's discourse theory has generally been applied in literary studies to reveal how works of literature are embedded in their historical context. This approach becomes problematic when applied to historical fiction where two different historical periods meet, the time of writing and the earlier historical setting. The present study highlights this problem with an experimental application of the theory to Arthur Schnitzler's story *Die Frau des Richters*, first published in 1925 and set in the late 18th century. By comparing the effective statements in the text with what was discursively possible on a diachronic basis, anachronisms and discursive ruptures in Schnitzler's text are revealed. This confrontation also shows the extent to which the categorisation of discourse is guided by the reader's prior knowledge and hermeneutic interpretation. The confrontation of discourses is preceded by a discussion of genre and of the intertextual links between the story and works of the German classical canon in order to show the literary means used by Schnitzler to historicise his text. Discourse analyses of texts by Kleist and Musil are then performed to illustrate the discursive contexts of the two periods. The results of the central diachronic analysis of *Die Frau des Richters* confirm Foucault's view that nobody can escape his own discourse, and Schnitzler is no exception. The results also show that no attempt at reconstructing past discourse can be free from hermeneutic interpretation. By using an approach from the point of view of social roles, the intrinsic modernity of Schnitzler's text revealed by the discourse analysis is finally confirmed.

Ursula Udd, Department of German Language and Literature, University of Vaasa, PB 700, Yliopistoranta 10, FIN-65101 VAASA, e-mail: ursula.udd@uwasa.fi.

Keywords: discourse analysis, historical fiction, intertextuality, social roles, Schnitzler, Kleist, Musil



Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.¹

1 EINLEITUNG

Ein Autor, der in seiner literarischen Arbeit mit der Zeit spielt und seine Leser mit dem Erzählten in einen anachronistischen Kontext hineinversetzt, spielt mit den Möglichkeiten und Grenzen des Verstehens von zeitlicher Vernetzung. Seine Leser werden durch das Zeitspiel aufgefordert, sich in der dargestellten Vergangenheit zurechtzufinden, sie zu akzeptieren und sowohl Fremdes wie Bekanntes zu erkennen. Wie Wittgenstein im oben angeführten Zitat in dem ‚Gewinkel von Gässchen und Plätzen‘ der Sprache alte und neue Häuser findet, so sollte ein Leser oder eine Leserin in dem zeitverschobenen literarischen Werk Anhaltspunkte fürs Erkennen und Wiedererkennen von zeittypischen Phänomenen entdecken können, die die Rezeption steuern. Das Spiel mit den Zeitebenen wird ein Sprachspiel. Denn, wie schon Herder im 18. Jahrhundert feststellte: „Jedes Zeitalter hat seine Lieblingsempfindungen, mithin seine geläufige Gedankensphäre; es wird eine Denkart, wie eine Kleidertracht, Mode.“² Als Architekt der Sprache kann ein Autor versuchen, Vergangenheit sprachlich zu (re)konstruieren, sich einer abgelegten, unmodern gewordenen Mode zu bedienen. Wie weit aber gelingt ihm das, ohne neue Bausteine, neue Zubauten und allzu gerade Straßen mit in sein Werk einzubringen? Schreibt sich nicht doch seine eigene Gedankensphäre mit ihrer eigenen modernen Denkart immer mit hinein in seinen Text und verrät ihn?

1.1 Theoretischer Ausgangspunkt

Der Mensch, seine Sprache und die Gesellschaft sind in ständiger Bewegung und ständigen Veränderungen ausgesetzt. Größtenteils geschehen diese Veränderungen kontinuierlich und gehen mehr oder weniger in traditionellen Spuren unbemerkt vor sich.

¹ Wittgenstein 1984: 245.

² Herder 1940: 9.

Manchmal geschehen solche Veränderungen³ jedoch sprunghaft, plötzlich, durch Brüche und Einschnitte, die beispielsweise durch neue Erkenntnis, verändertes Wissen oder dramatische Geschehen hervorgerufen werden können. Das ständig in Veränderung stehende Wissen prägt kontinuierlich unser Denken, unsere Sprache, unsere Auffassung von Welt und Wahrheit und manifestiert sich unmittelbar in den jeweils produzierten schriftlichen Dokumenten, so auch in literarischen Werken, ohne dabei nach der Intention des Sprachproduzenten zu fragen. Auf diese Weise werden schriftliche Dokumente zu Trägern der Normwelt, des Weltwissens ihrer Entstehungszeit und damit zu Artefakten einer gewissen begrenzten Zeit.

Archäologisch betrachtet braucht man Artefakte dazu, Vergangenheit zu (re)konstruieren, daher können auch schriftliche Dokumente dazu dienen, mit Hilfe der in ihnen manifesten Spuren ihrer Entstehungszeit, über das jeweilige Wissen, über soziale und politische Normen und über die herrschenden Konventionen Aufschluss zu geben. Sprachliche Dokumente als Artefakte der Geschichte entsprechen der Idee des *historischen Diskurses* von Michel Foucault (vgl. Kap. 5.1). Foucault betrachtet Diskurs als „Fragment der Geschichte“.⁴ Dementsprechend sind Texte, ob faktisch oder fiktional, immer typische Zeichen ihrer Entstehungszeit, in denen sich der Wissensstand, Ideologien, Konventionen und geltende Wahrheiten einschreiben.⁵ Solche typischen Zeitzeichen schreiben sich mit oder ohne Willen des Textverfassers in den Text hinein und bilden so eine historische Schicht, mit deren Hilfe Geschichte (re)konstruiert werden kann: eine Geschichte, die uns Aufschluss darüber gibt, was zu gegebener Zeit möglich war zu sagen, wer sprechen durfte und wie etwas gesagt werden konnte, aber auch darüber, was nicht gesagt werden konnte, welche „Äußerungen sie ausschließt“.⁶

Die archäologische Schicht des Sagens, „(d)ie Schicht von Aussagehomogenität“⁷ eines begrenzten zeitlichen Raums, insbesondere die schriftlich manifestierten Aussagen, sollen uns Aufschluss geben können über das, was damals, d.h. in einer vergangenen

³ Vgl. Foucault 1997: 12, 13.

⁴ Foucault 1995: 170.

⁵ Vgl. z.B. Foucault 1995: 253–264.

⁶ Foucault 1995: 43. Vgl. dazu auch Foucault 1995: 83–86.

⁷ Foucault 1995: 212.

Zeit, die für uns nicht mehr als Erinnerung fassbar ist, überhaupt möglich war zu denken. Sie lassen uns Brüche zum eigenen Wissen und Denken erkennen. Nach Veyne ist „(a)lle Historie Archäologie“,⁸ die schichtenweise (re)konstruiert wird, d.h. eine Darstellung auf einer Ebene eines zeitlich begrenzten Raumes.

1.2 Problemstellung und Material

Was passiert, wenn ein Autor sein Werk explizit in eine andere Zeit als in seine eigene Lebenszeit, die Zeit seines Schaffens, hineinstellt? Auf welcher/welchen Ebene/n des allgemeinen Wissens und Denkens bewegt sich dieser Autor mit seinem Werk? Will oder kann er z.B. Brüche im Wissen, in Form von veränderten Normen und Konventionen, rückläufig überwinden? Kann er sich auf eine andere Ebene des Wissens zurückversetzen und dementsprechend (bewusst oder unbewusst) Diskurse (re)konstruieren, mit denen er archäologisch Vergangenheit (re)konstruiert, ohne dass sich seine eigene Zeit unweigerlich doch im Text manifestiert? Nach Foucaults Idee des Diskurses schreibt sich die Zeit, mit oder ohne Willen des Autors, immer selbst mit in den Text hinein, denn seine Theorie ist eine „Theorie diskursiver Praxis“, nicht eines „wissenden Subjekts“.⁹

Das dieser Arbeit zu Grunde liegende Material ist die von Arthur Schnitzler verfasste, 1925 erstmals erschienene historische Erzählung/Novelle *Die Frau des Richters* (Schnitzler 1996a: 76–134).¹⁰ Mit ihr erzählt der Autor ein fiktives Geschehen einer vergangenen Zeit und vermeidet dabei jeden direkten, expliziten Bezug auf seine eigene Zeit, d.h. die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert mit dem ihr folgenden Ersten Weltkrieg und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Er vermeidet direkte, explizit verbalisierte Anachronismen, die dem Rezipienten einen eindeutigen Bezug zur Ent-

⁸ Veyne 1992: 76.

⁹ Foucault 1997: 15.

¹⁰ Zitierweise: In der Arbeit werden Quellenangaben der Primärtexte und die Analyse betreffende Zitate aus literarischen Werken im laufenden Text angegeben. Alle anderen Verweise erfolgen in den Fußnoten.

stehungszeit der Erzählung resp. einen Bruch zwischen den beiden Zeitebenen – erzählte Zeit und Zeit der Entstehung – erlauben würden.

Der Mangel an expliziten Anachronismen in Schnitzlers historischer Erzählung/Novelle führt unweigerlich zu einer Problematisierung der Diskursanalyse, da bei einer Rekonstruktion von Diskursen im Sinne Foucaults die Interpretation des Textes oder die Frage nach der Intention der Aussage vermieden werden sollte, denn die Analyse versucht ja nicht, zu einem „Sinnverstehen des Textes zu gelangen“¹¹ (vgl. Kap. 5.1.6). Ohne explizite Zeitzeichen muss bei der Analyse jedoch bewusst oder unbewusst interpretativ rezipiert werden, um Beziehungen und Parallelen zur Entstehungszeit eines Textes, in vorliegendem Fall zu der Diskurswelt Schnitzlers, herzustellen. Die Positivität der Aussagen allein reicht nicht aus, weil eindeutige vertextlichte Zeit-/Diskurssignale fehlen. Ob solche Signale durch den Autor bewusst unterdrückt wurden oder unbewusst weggelassen, kann dabei nicht festgestellt werden.

In vorliegender Arbeit soll daher untersucht werden, wie die Lektüre bzw. die Analyse durch einen interpretativen Leseansatz, d.h. eine Suche nach der Textaussage, beeinflusst werden. Zu diesem Zweck soll der Text den beiden Diskurswelten – einerseits der Zeitebene der erzählten Zeit und andererseits der Zeit des Entstehens – gegenübergestellt werden. Ich gehe dabei von der Vermutung aus, dass zwar Diskurse der vergangenen, erzählten Zeit rekonstruiert werden können, dass aber trotzdem die Welt Arthur Schnitzlers diskursiv durchscheint. Durch den interpretativen Ansatz sollten demnach auch Diskurse der Entstehungszeit von *Die Frau des Richters* rekonstruierbar sein.

Interessant wird die Frage nach den möglichen Brüchen. Lassen sich bei dieser Gegenüberstellung zweier Diskursebenen Brüche im Denken, Verstehen und Wissen, in den Normen und gesellschaftlichen Konventionen finden, die ohne Gegenüberstellung divergierender Zeiten nicht hervorgetreten wären? Dabei können möglicherweise Brüche sichtbar werden, die jeweils eine der Zeitebenen als anachronistisch erscheinen lassen.

¹¹ Winko 1996: 471.

Hauptziel vorliegender Arbeit ist somit, die Anwendbarkeit der Diskursanalyse, ausgehend von theoretischen Überlegungen Foucaults, bei der analytischen Arbeit mit einer historischen Erzählung/Novelle zu problematisieren. Michel Foucault entwickelte selbst keinen genaueren begrifflichen Apparat, der seine Theorien zur praktischen Methode gemacht hätte. Aus diesem Grund muss für jede Diskursanalyse die methodische Basis jeweils neu dargestellt werden. Die von mir entwickelte Grundlage für die folgenden Diskursanalysen macht für die Begrifflichkeit Anleihen bei Link, Link-Heer und Jäger, ohne jedoch die von ihnen dargestellte Analysemethode praktisch zu übernehmen (vgl. Kap. 5.1).

Ein weiteres Problem ist die Frage nach dem Einfluss der Interpretation: Wie stark wird diese Arbeit in der Praxis von hermeneutischen Ansätzen und von der jeweiligen Rezeptionserfahrung des Lesers beeinflusst? Die Abweichungen von der Regel der Positivität der Analyse sollen zeigen, ob die Diskursanalyse überhaupt für die Gattung der historischen Erzählung/Novelle verwendet werden kann und was dabei zum Vorschein kommt. Ich hoffe, dass die Analyse auch neue Dimensionen im literarischen Werk Arthur Schnitzlers sichtbar macht und zu neuen Lesarten auffordert.

1.3 Aufbau der Arbeit

Vorliegende Arbeit verläuft makrostrukturell auf zwei unterschiedlichen Bahnen. Der erste Teil der Arbeit, Kap. 2–4, stellt eine literaturwissenschaftlich traditionelle Standortbestimmung von *Die Frau des Richters* dar, während Kap. 5 und 6 eher unkonventionelle Wege der Literaturanalyse suchen. Als die „ersten, soliden und grundlegenden Einheiten [sind] Autor und Werk“¹² wichtig, um einen grundlegenden Ausgangspunkt für die darauf folgenden Argumentationen und Diskussionen in den verschiedenen Analysen zu schaffen. Daher führt einleitend eine knappe Übersicht über das Leben und Werk des Autors Arthur Schnitzler (Kap. 2.1, 2.2) zu einer näheren Darstellung der für

¹² Foucault 1974: 10.

diese Arbeit zentralen Erzählung/Novelle *Die Frau des Richters*. Diese Darstellung umfasst Entstehungsgeschichte, Rezeption und Inhalt (Kap. 2.3, 2.4) der Erzählung/Novelle. Um die verschiedenen Zeitebenen (Entstehungszeit des Werkes und erzählte Zeit) zu aktualisieren und so die darauf basierende Argumentation leichter nachvollziehbar zu machen, wird in Kap. 2.5 ein jeweiliger knapper geschichtlicher Einblick in die 1920er Jahre resp. die Jahrhundertwende um 1800 gegeben.

Nach diesem grundlegenden, einleitenden Teil wird die Arbeit mosaikartig aufgebaut um sich dem Problem der Diskursanalyse allmählich zu nähern. Die einzelnen Mosaiksteine bestehen dabei immer einleitend aus einem für das jeweilige Kapitel aktuellen theoretischen Teil und der darauf unmittelbar folgenden Analyse. In Kap. 3 werden auf diese Weise die Fragen der Gattung betrachtet. Zuerst wird die Frage nach dem Begriff *Erzählung* oder *Novelle* untersucht, um damit eine stabile Ausgangslage für die Arbeit zu schaffen. Darauf folgen weitere gattungstheoretische Betrachtungen zum Begriff der *historischen Erzählung* resp. zum *historischen Roman* (Kap. 3.2). Sie sollen zum Vorschein bringen, welche gattungstypischen Merkmale Schnitzler zur Historisierung seiner Geschichte angewandt und welches Ziel er damit erreicht hat.

Die zeitliche Verankerung von *Die Frau des Richters* in der Vergangenheit vollzieht sich auch durch eine Einreihung der Erzählung/Novelle in Texte der erzählten Zeit. Autoren wie Kleist, Schiller und Goethe lebten im Diskurs dieser erzählten Zeit. Daher soll ein *intertextueller Zugang* in Kap. 4 zeigen, welche Verbindungen zwischen Schnitzlers Text und kanonisierten Texten der deutschen Klassik hergestellt werden können. Nachdem auf diese Weise die verschiedenen Mittel untersucht worden sind, mit denen Arthur Schnitzler seine Historisierung vollzieht, soll dann in Kap. 5 auf die eigentliche *Diskursanalyse* eingegangen werden.

Das Kapitel 5 bildet den zentralen Teil der vorliegenden Arbeit. In diesem Kapitel werde ich die traditionelle Ausgangsbasis der Literaturanalyse verlassen und neue Ansatzpunkte anlegen, um Antworten auf die vorausgehenden Fragen resp. die Problemstellungen, zu finden. Dazu wird in Kap. 5.1 Michel Foucaults Philosophie mit den

theoretischen Grundlagen des Diskurses und der Diskursanalyse näher vorgestellt. Einer Erläuterung der instrumentalisierten Arbeitsbegriffe, hauptsächlich von Jürgen Link, Ursula Link-Heer und Siegfried Jäger, folgt hier u.a. eine Problematisierung des Diskursbegriffes und eine notwendige Abgrenzung dieses Homonyms gegen andere Forschungsfelder. Die Diskursanalyse der Erzählung *Die Marquise von O...* von Heinrich von Kleist (Kap. 5.2) dient als Beispielanalyse für Diskurse der Zeit um 1800. Hier lassen sich exemplarisch Diskurse rekonstruieren, die der Diskursebene der erzählten Zeit in *Die Frau des Richters* zugehören. Als Exkurs folgt danach in Kap. 5.3 eine Diskursanalyse der Erzählung *Grigia* von Robert Musil. Mit ihr soll veranschaulicht werden, wie typische Diskurse der 1920er Jahre rekonstruiert werden können, denn Musils Erzählung entstand im gleichen geographischen und zeitlichen Raum wie Schnitzlers *Die Frau des Richters*.

Die Diskursanalyse der historischen Erzählung *Die Frau des Richters* von Arthur Schnitzler folgt in Kap. 5.4. Hier werden die zeitlich verschiedenen Diskursebenen jeweils miteinander in Verbindung gebracht bzw. gegeneinander abgegrenzt, um mögliche Brüche, Anachronismen oder ein verändertes Weltbild diskursiv zu erfassen. Auf diese Weise werden die verschiedenen Diskurse, die rekonstruiert werden können, dargestellt und problematisiert.

Ein abschließender, eher experimenteller Versuch nach den soziologischen Theorien Ralf Dahrendorfs (Kap. 6) soll das Bild der *sozialen Rollen* sichtbar machen. Dabei soll sich zeigen, ob sich zwischen den Protagonisten in Schnitzlers und Kleists Werken Unterschiede in der Homogenität resp. Heterogenität der konventionellen Rollenmuster feststellen lassen. Ein typisches Phänomen des 20. Jahrhunderts ist eine Pluralisierung der sozialen Rollen des einzelnen Subjektes. Mit diesem Zugang sollen die Diskursebenen und die entsprechenden sozialen Realitäten einander gegenübergestellt werden.

In Kap. 7 soll abschließend festgestellt werden, inwieweit die Arbeit den hier vorgeetzten Aufgaben gerecht werden konnte und was bei den verschiedenen Ansatzpunkten sichtbar wurde. Es soll sich zeigen, wie die einzelnen Analysen – die gattungstheore-

tischen Betrachtungen, die Suche nach der Intertextualität in *Die Frau des Richters*, die Diskursanalyse(n) und die sozialen Rollenmuster – mosaikartig ein Bild entstehen lassen und wie sich dabei die Diskursanalyse im Umfeld der anderen analytischen Ansätze verhält. Aufgeworfene Fragen sollten spätestens jetzt ihre Antwort erhalten oder neu problematisiert werden.

1.4 Vorausgehende Begrenzungen und Einwände

Vorliegende Arbeit ist unweigerlich dadurch begrenzt, dass jedes Leserwissen, Kontextwissen, Geschichtswissen oder das Weltwissen ganz allgemein, immer nur fragmentarisches Wissen sein kann. Die Arbeit steht daher einer Begrenzung gegenüber, die nicht überwunden werden kann. Das jeweilige Wissen, die jeweilige Kompetenz ist entscheidend für die Rekonstruktion von Diskursen. Daher könnte die in dieser Arbeit getroffene Auswahl und Entscheidung darüber, was und vor allem welche Vergleichstexte und Diskurse näher betrachtet werden, durch eine andere Auswahl, einen anderen Blickwinkel infragegestellt oder widerlegt werden. Mit anderen Worten:

*die Dinge existieren nur in Relation [...] und die Bestimmung dieser Relation ist identisch mit ihrer Erklärung. Kurz, alles ist historisch, alles hängt von allem ab [...] nichts ist transhistorisch, und ein angebliches Objekt erklären heißt zeigen, von welchem historischen Kontext es abhängt.*¹³

Genau das macht jedoch eine Diskursanalyse interessant. Sie ist nie ganz erschöpfend oder endgültig. In vorliegender Arbeit werden literarische Texte, insbesondere Schnitzlers Text, immer wieder mit historischen Tatsachen zusammengeführt, verglichen, konfrontiert und oft gleichgesetzt. Die Grenzen zwischen Dichtung (Fiktion) und Wirklichkeit drohen dabei oft zu verschwinden, trotzdem soll die Relativität des literarischen Werkes gegenüber der Realität nicht aufgehoben oder vergessen werden. Es ist jedoch erst das Zusammenführen von historischen Tatsachen, sozialen Realitäten und konkretem Wissen, das eine Diskursanalyse auch von literarischen Werken möglich resp. sinn-

¹³ Veyne 1992: 82. Anm. 6. (Kursivierung bei Veyne.)

voll macht. Daher wird im Verlauf dieser Arbeit nicht weiter auf diese, jedem Literaturwissenschaftler selbstverständliche, Relativität hingewiesen. Sie wird hier vorausgesetzt.

Sicherlich ließe sich – nicht zuletzt unter Berufung auf Foucault – ein Einwand gegen die Entscheidung zugunsten einer Einzeltextanalyse erheben, denn ein einzelner Text lässt keine allgemeingültigen Schlüsse auf größere diskursive Systeme zu. Wie auch in Kap. 5.1.9 dargestellt wird, betrachtete Foucault selbst seine theoretischen Ansätze als nicht geeignet für die Analyse einzelner Texte.¹⁴ In der Praxis jedoch, bei einer konkret durchgeführten Analyse, erweist sich die Arbeit mit einer begrenzten Textmenge als unumgänglich, um – wie es Matthias Fricke ausdrückt – eine „ausufernde Materialschlacht“¹⁵ zu verhindern. Die Einzeltextanalyse ermöglicht gewiss keine repräsentative Darstellung einer Diskurswelt eines bestimmten zeitlichen Raums. Sie erlaubt jedoch eine spezifischere und eingehendere Betrachtung als die Arbeit mit einem unübersichtlichen, größeren Textkorpus. Auf die Problematik der Einzeltextanalyse macht u.a. auch Stefan Wunderlich aufmerksam und verweist dabei auf die „enge[...] Selektion von Einzeltexten“,¹⁶ die Foucault selbst in seinen eigenen Schriften behandelt hat. Nach Wunderlich kann eine historische Analyse „einerseits das Einzelwerk in seinen diskursiven Kontext – das Feld literarischer und in[t]ra- oder außerliterarischer Diskurse – zurückstellen, andererseits das Feld der Analyse um marginale, vergessene oder von der Tradition ausgegrenzte Texte erweitern.“¹⁷ Eine historische Diskursanalyse mit Hilfe einer „Exemplifizierung an einem literarischen Text“¹⁸ von Kafka führt auch Klaus-Michael Bogdal durch. Er weist dabei darauf hin, dass „(l)iteraturwissenschaftliche Grundlagenforschung, sei sie noch so anschaulich dargelegt, letztlich erst in der konkreten Textanalyse, in der sie ihre Möglichkeiten und Grenzen erprobt, (überzeugt)“.¹⁹ In diesem Sinne führt auch Lothar Bluhm seine „diskursanalytische Lektüre“²⁰ an einem

¹⁴ Vgl. Foucault 1995: 88, 89.

¹⁵ Fricke 1999 [online]: 56.

¹⁶ Wunderlich 2000: 358.

¹⁷ Wunderlich 2000: 357.

¹⁸ Bogdal 1993a: 7.

¹⁹ Bogdal 1993a: 7.

²⁰ Bluhm 2002.

Einzeltext von Kafka durch Friedrich A. Kittler macht bei seiner Diskursanalyse von Kleists *Das Erdbeben in Chili* unmittelbar auf die Problematik einer Einzeltextanalyse aufmerksam und relativiert seine Analyse unter diesem Vorbehalt.²¹ Ein weiterer Anhaltspunkt für Kritik ist die offene Frage nach der Autorintention, d.h. nach dem, was der Autor bewusst resp. unbewusst als Anachronismus oder als Zeichen seiner Zeit im Werk verarbeitet hat. Diese Frage kann nicht beantwortet werden.

²¹ Vgl. Kittler 1993: 24, 25.

2 AUTOR, WERK UND ZEITEBENEN

Der in diesem Kapitel folgende allgemeine Überblick über Leben und Werk des Autors Arthur Schnitzler enthält Informationen, die in traditionellen biographischen und literaturgeschichtlichen Nachschlagewerken gefunden werden können. Die vorliegende Zusammenfassung ist demgemäß ein Teil der traditionellen literaturwissenschaftlichen Vorgehensweise (Kap. 2–4), zu der Biographie und Werkgeschichte gehören. Sie bilden den Hintergrund für ein Erkennen der Stellung von *Die Frau des Richters* im historischen und sozialen Raum ihrer Entstehungszeit. Das Wissen über den Autor und sein Werk ist bedeutungsvoll für unsere Rezeption des Textes resp. von Texten, indem es uns ermöglicht diese/n einem bestimmten kulturellen Raum zuzuordnen und Zusammenhänge zwischen Text/en und Welt zu erkennen. Für Foucault ist es nicht der Autor als Individuum, der wichtig ist, wohl jedoch dessen Name. Der Autornamen hat

bezogen auf den Diskurs eine bestimmte Rolle: er besitzt klassifikatorische Funktion; mit einem solchen Namen kann man eine gewisse Zahl von Texten gruppieren, sie abgrenzen, einige ausschließen, sie anderen gegenüberstellen. Außerdem bewirkt er eine Inbezugsetzung der Texte zueinander. [...] Hat ein Diskurs einen Autornamen, kann man sagen, [...] daß dieser Diskurs [...] aus Worten (besteht), die in bestimmter Weise rezipiert werden und in einer gegebenen Kultur ein bestimmtes Statut erhalten müssen.²²

Foucault selbst untersucht also nicht die Person des Autors in historisch-soziologischer Hinsicht. Er betont jedoch, dass „all das sicher wert (wäre), untersucht zu werden“²³ und warnt sogar davor zu sagen: „verzichten wir auf den Autor, untersuchen wir nur das Werk in sich selbst. Das Wort ‚Werk‘ und die Einheit, die es bezeichnet, sind wahrscheinlich genauso problematisch wie die Individualität des Autors.“²⁴ Foucaults spezielles Interesse gilt jedoch der Funktion des Autors und der Bestimmung, was als Werk definiert werden kann.²⁵ „Bevor man in aller Gewißheit mit [...] dem Werke eines Autors oder gar einem Buch zu tun hat, ist das Material, das man in seiner ursprünglichen Neutralität zu behandeln hat, eine Fülle von Ereignissen im Raum des Diskurses im

²² Foucault 1974: 17. Zum Begriff des Diskurses vgl. Kap. 5.1.

²³ Foucault 1974: 10.

²⁴ Foucault 1974: 13.

²⁵ Vgl. Foucault 1974: 17, 18 und Foucault 1995: 37, 38.

allgemeinen.“²⁶ Als Teil des kulturellen Raumes, in dem der Autor lebt, hat sein Gesamtwerk somit Bedeutung als relative Einheit, die sowohl als „Eigentum [...] systematische[s] Ganze[s] [...] und] stilistische Einheit“²⁷ auftritt. Außerdem „(t)rägt (der) Text in sich immer eine Reihe von Zeichen, die auf den Autor verweisen“.²⁸

Der oft gerade im Fahrwasser von Foucaults theoretischen Ansätzen vorgeschlagene Versuch, das schöpferische Subjekt als Ursprung und Referent eines Werkes zu tilgen (im Sinne von: „Wen kümmert’s, wer spricht?“²⁹) sieht Stefan Wunderlich als eine „strategische Fiktion, die einen bestimmten theoretischen Effekt erzielen soll“³⁰ und nicht als „kontextunabhängige Wahrheit“.³¹ Die Infragestellung des Autors im Bezug auf das Werk ist demnach eine Herausforderung zu einer literaturtheoretischen Diskussion resp. Umwertung der Stellung des Autors als Subjekt, nicht aber dessen Tod im Sinne Barthes’.³² Wie schon in Kap. 1.3 vorausgehend konstatiert wurde, betrachtet Michel Foucault Autor und Werk als die „ersten, soliden und grundlegenden Einheiten“.³³ Sie sollen als solche hier vorgestellt werden, damit eine Ausgangsbasis für die kommenden Argumentationen und Diskussionen in den verschiedenen Analysen geschaffen wird. (Zum Problem der Autorintention vgl. Kap. 5.1.5.) Im Anschluss an die allgemeine Übersicht über das Leben und Werk des Autors wird die historische Erzählung/Novelle *Die Frau des Richters*, als zentraler Gegenstand der Analysen, zusammengefasst. Sie wird im Verlauf der Arbeit meistens in einzelne Aussagen aufgesplittert, wobei der inhaltliche Zusammenhang oft verloren geht. Ein kurzer Einblick in die beiden Zeitebenen, die einander gegenübergestellt werden, schließt dieses Kapitel ab.

²⁶ Foucault 1995: 41.

²⁷ Foucault 1974: 18–21.

²⁸ Foucault 1974: 22.

²⁹ Foucault 1974: u.a. 7.

³⁰ Wunderlich 2000: 350.

³¹ Wunderlich 2000: 350.

³² Vgl. Barthes 1984: 142–148. Vgl. Kap. 4.1.

³³ Foucault 1974: 10. Zur Problematik des Werkbegriffs vgl. u.a. Foucault 1974: 12–14.

2.1 Arthur Schnitzler

Arthur Schnitzler wurde am 15. Mai 1862 in Wien geboren. Er war Sohn eines angesehenen Arztes, des Kehlkopfspezialisten Johann Schnitzler (1835–93). Die Mutter Louise (geb. Markbreiter, 1838–1911) entstammte ebenfalls einer Arztfamilie. Seine eigene Promotion zum Doktor der Medizin (Dr. med.) fand 1885 statt. Danach arbeitete Schnitzler im Wiener Allgemeinen Krankenhaus, wo er allmählich Assistent seines Vaters wurde und sich u.a. auch mit Suggestion und Hypnose beschäftigte.³⁴ Letztere wandte er bei der Behandlung von Stimmlosigkeit an, die sich nicht organisch erklären ließ.³⁵ Sein großes Interesse und sein Verständnis für Psychologie und Traumdeutung, das explizit auch in seinen Werken zu finden ist, brachte ihm den Titel *Doppelgänger* Freuds ein.³⁶ Diese Bezeichnung verdankt er nicht zuletzt Sigmund Freud selbst, schrieb dieser doch in seinem oft zitierten Brief zu Schnitzlers 60. Geburtstag 1922:

[...] ich habe Sie gemieden aus einer Art von Doppelgängerscheu. [...] ich habe immer wieder, wenn ich mich in Ihre schönen Schöpfungen vertiefe, hinter deren poetischem Schein die nämlichen Voraussetzungen, Interessen und Ergebnisse zu finden geglaubt, die mir als die eigenen bekannt waren.³⁷

Nach dem Tod seines Vaters 1893 verließ Schnitzler das Krankenhaus und die Arbeit an der Poliklinik. Er eröffnete eine Privatpraxis und wandte sich immer mehr der Schriftstellerei zu, bis er sich schließlich nur noch dem Schreiben widmete.

Aufgewachsen als „Dandy des Ringstraßen-Wien“³⁸ lebte Schnitzler ein oft stürmisches Leben mit vielen Liebschaften, Bekanntschaften und ‚Seelenverwandtschaften‘, die auch nach seiner späten Heirat 1903 mit Olga Gussmann (1882–1970) nicht abbrachen. Mit Olga hatte Arthur Schnitzler zwei Kinder, Heinrich, der bereits 1902 geboren

³⁴ Vgl. Killy 1991: 343–345; Balzer/Mertens 1990: 356, 358, 359; Weinzierl 1998; Scheible 1986.

³⁵ Vgl. Schnitzler 1981: 312.

³⁶ Vgl. Weinzierl 1998: 63–79.

³⁷ Scheible 1986: 143.

³⁸ Johnston 1974: 181. Vgl. dazu auch Schnitzler 1981.

wurde, und Lili, geb. 1909. Sowohl sein Privatleben als auch seine Dramen erregten wiederholt öffentliche Skandale.

Eine Ohrenkrankheit (Otosklerose), die schon vor der Jahrhundertwende mit ständigem Ohrensausen begann, plagte ihn in zunehmendem Maße und wurde allmählich „zu einem unerträglichen, nie aussetzenden Vogelgezwitscher“,³⁹ das sein Leben stark beeinflusste und dazu führte, dass er sich immer mehr zurückzog und launisch wurde. Er konnte kaum noch Musik und Theater, ja oft nicht einmal mehr Gespräche, ohne Qual ertragen. Im Alter von 69 Jahren, sechs Jahre nach der Erscheinung von *Die Frau des Richters*, starb Arthur Schnitzler im Oktober 1931 in Wien, der Stadt, der er zeitlebens treu geblieben war.

2.2 Autorschaft

An die Zeit kurz vor seiner ersten Veröffentlichung erinnert sich Arthur Schnitzler mit den Worten:

Obwohl ich so im Mai 1880, also bis zu meinem achtzehnten Geburtstag, in meinem Tagebuch dreiundzwanzig Dramen als beendet, dreizehn als ‚begonnen‘ verzeichnen durfte, war ich fern davon, mich als ein Berufener oder gar Auserwählter zu fühlen.⁴⁰

Kurz danach erschien *Liebeslied einer Ballerine* als erster Zeitschriftenbeitrag. Danach publizierte er oft kleinere Texte in literarischen Zeitschriften. Als Arzt schrieb er auch regelmäßig medizinische Artikel für die *Internationale Klinische Rundschau*, die sein Vater gegründet hatte. Mit seiner Novelle *Leutnant Gustl* (u.a.) erlangte Schnitzler 1900 großen literarischen Erfolg. Hartmut Scheible kommentiert dies wie folgt:

Drei Dutzend Seiten genügen, um ein erstaunlich vollständiges Bild der österreichischen Realität zu entwerfen; das wird möglich durch die konsequent durchgehaltene Technik des ‚inneren Monologs‘, den Schnitzler, indem er ihn in

³⁹ Scheible 1986: 76.

⁴⁰ Schnitzler 1981: 98.

die deutschsprachige Literatur einführt, zugleich zur äußersten Leistungsfähigkeit entwickelt [...].⁴¹

Doch außer zum literarischen Erfolg führte die Novelle auch zur Anklage wegen Beleidigung der Ehre der österreichisch-ungarischen Armee und Schnitzler verlor seinen Offiziersrang. Um die Zeit der Erscheinung *Leutnant Gustls*, d.h. um die Jahrhundertwende 1900, kam der Begriff der *Wiener Moderne* auf und mit ihm der sog. *literarische Impressionismus*, als dessen Repräsentant Arthur Schnitzler oft bezeichnet wird.⁴² Hier findet man die Kulturbewegung *Junges Wien* und die *Wiener Kaffeehauskultur*, zu der Schnitzler als Stammgast anfangs im Café Griensteidl, später im Café Central⁴³ beitrug. Diese kulturellen Strömungen gingen einher mit der Entwicklung des *Jugendstils* und den philosophischen Ideen Machs.⁴⁴

Zu einem neuen Skandal mit Tumulten, polizeilichen Verboten und Sanktionen seitens der Regierung führte Schnitzlers Szenenreihe *Reigen* (zehn Dialoge). *Reigen* war zwar schon 1900 entstanden, wurde aber erst zwanzig Jahre später uraufgeführt. Am 16. Februar 1921 notiert Schnitzler folgendes zur ‚Reigenaffaire‘ in seinem Tagebuch:

ich gehe an den 2 Sicherheitsleuten vorbei, auf die Bühne, [...]. – Eben Stinkbombe geworfen! Haus wird gelüftet... [...] – Lärm, – Garderobiere stürzt herein, weinend – – Carlsen von der Bühne fluchtartig, Geschrei, Toben, Brüllen; – Leute aus dem Zuschauerraum, ein paar hundert sind eingedrungen, – attackieren die Besucher; Publikum flieht, wird insultiert; [...] – das Gesindel tobt, schmeißt Sachen an den Vorhang, will die Türen einbrechen; – Wasser fließt in die Garderoben, – [...]
– Der ganze Abend ein Unicum in der Theatergeschichte. [sic!]⁴⁵

Das Stück führte zum Sittenprozess, der schließlich mit einem allgemeinem Freispruch endete. Aus dem Skandal entstand aber auch ein Streit zwischen den politischen Parteien. Es war ein Streit zwischen den Konservativen und den Vertretern der neuen frei-

⁴¹ Fortsetzung des Zitats: „das gleiche Stilmittel, wenn auch weniger konsequent, hatte vor ihm nur Édouard Dujardin in dem Roman ‚Les Lauriers sont coupés‘, 1888, gebraucht.“ Scheible 1986: 79, 80. Vgl. Schnitzler 1996b.

⁴² Vgl. z.B. Johnston 1974: 181.

⁴³ Vgl. Johnston 1974: 131. Café Griensteidl wurde 1897 abgerissen (ebenda).

⁴⁴ Vgl. Balzer & Mertens 1990: 350–359.

⁴⁵ Schnitzler 1993: 144, 145.

heitlichen Grundrechte. Aus der Kulturkrise entstand somit eine konstitutionelle Krise. Tweraser konstatiert:

In retrospect, though [...] it is not surprising that the First Republic's first constitutional crisis was prompted by the production of a play. [...]

The production of the play in Vienna became the site of a *Kulturkampf* between the Christian Socials and the Social Democrats. [...] A cultural product like the *Reigen* provided the ideal site for such a struggle to be played out, since it served as a distraction from the society's more intractable problems, including stabilizing the currency, feeding the hungry, curing the sick, or accounting for the migration of peoples from the empire's former holdings.⁴⁶

Der Kulturskandal um den *Reigen* wurde also ausgenutzt, um die breite Öffentlichkeit von den ungelösten sozialen Problemen abzulenken. Dabei wurden die konservativen Parteien aktiv von der katholischen Kirche unterstützt, die hier ihre Chance sah, sich gegen die veränderte Moral- und Sexualauffassung der Nachkriegszeit zur Wehr zu setzen.⁴⁷ (Zur Situation in der Ersten Republik vgl. auch Kap. 2.5.1.)

Das Lebensgefühl der Zeit, der Zustand der Gesellschaft des Wiens der Jahrhundertwende 1900 (des *Fin de siècle*) sind die Themen, auf denen Schnitzlers Ruhm zum großen Teil heute noch basiert. Er benutzte dazu in vielen Werken, speziell in Dramen, die damals populäre Form des *Historismus*. So spielt z.B. *Der Schleier der Beatrice* (1899) in der Zeit der italienischen Renaissance. Der Einakter *Der grüne Kakadu* (1899) spielt explizit am 14. Juli 1789, dem Tag der Französischen Revolution (resp. der Erstürmung der Bastille) – hier wird ein Mord aus Eifersucht an einem Adligen als politischer Mord getarnt. Der Mörder geht frei. – Wiederholt siedelt der Autor seine Protagonisten gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, so in den Werken zur Figur des Casanova, z.B. in *Die Schwestern oder Casanova in Spa* (1919). Scheible vermerkt dazu:

In der Gestalt des alternden Abenteurers [...] spiegelt sich die Korruptheit der Epoche, deren Zeitgenosse Schnitzler ist; [...] Casanova [...] weist trübe voraus

⁴⁶ Tweraser 1998: 42, 43. (Kursivierungen bei Tweraser.)

⁴⁷ Vgl. Tweraser 1998: 41,43.

auf die Praktiken der kommenden Machthaber, die sich des ganz Jungen versichern müssen, um dem ganz Alten wieder zur Herrschaft verhelfen zu können.⁴⁸

Im ausgehenden 18. Jahrhundert spielt auch die Pantomime *Der Schleier der Pierrette* (1910). Somit steht *Die Frau des Richters* als historische Erzählung/Novelle in einer ganzen Reihe historisierender Werke. Reinhard Urbach betrachtet „die Bewältigung der Vergangenheit in der Gegenwart [als] Schnitzlers wichtigstes Thema“.⁴⁹ Selbst befasst sich der Autor in seinem Tagebuch wiederholt mit dem Problem des Historisierens. Dabei kommentiert er explizit seinen Versuch nicht nur die Handlung, sondern auch die Sprache stilistisch der Vergangenheit anzupassen, wovon folgendes Zitat zeugt:

– Vm [– Vormittags] dictirt ich Verf. Skizze [...], wo es mir passirte, dass die ursprünglich moderne Figur [...] allmählig, mit Handlung und Sprache sich gegen 1750 hin stilisierte. Charakteristisch für meine ganze Production jetzt. – [sic!]⁵⁰

Im Nachtgespräch mit O. [Olga] Von der Fr. d. R. ausgehend – was ich mit ihr jetzt erlebe, paradigmatisch für meine Production jetzt. Ein Sprung geht durch den Spiegel. O. spricht außerordentlich klug von einer klimacter. Periode meines Schaffens; [...]. [sic!]⁵¹

Im gleichen Zeitraum wie *Die Frau des Richters* (1925) erschienen *Fräulein Else* (1924) und *Die Traumnovelle* (1925). Diese drei Werke wurden ebenfalls 1928 zusammen in einem Band mit Erzählungen herausgegeben. Dieser Band trägt den vielsagenden Titel *Die Erwachenden*,⁵² beschreiben doch die drei Erzählungen drei verschiedene Protagonistinnen und ihren Fluchtversuch aus dem Alltag resp. den Normen ihres Frauendaseins. Gemeinsam mit dem 1926 erschienenen *Spiel im Morgenrauen* haben diese Erzählungen bis heute ihre literarische Kraft nicht verloren (mehr zur literarischen Stellung von *Die Frau des Richters* siehe in Kap. 2.3). Reinhard Urbach fasst das Schaffen Schnitzlers folgendermaßen zusammen:

⁴⁸ Scheible 1986: 113.

⁴⁹ Urbach 1991: 102.

⁵⁰ Schnitzler 1983: 264 (5.2.1916).

⁵¹ Schnitzler 1985: 25 (6.3.1917).

⁵² Gutt 1978: 71.

Arthur Schnitzler beschrieb die herrschende Moral eines hedonistischen Patriarchats, von der er selbst beherrscht wurde; er kritisierte sie, ohne sich von ihr – vorerst – befreien zu können. Er wußte um die Notwendigkeit einer solchen Befreiung, stellte sie in seinem Werk dar, ohne für sich selbst die Konsequenzen ziehen zu können; auch dieses Problem der Diskrepanz von Wissen und Wollen und Können stellte er dar. In diesen Widersprüchen seines Lebens liegt eine gewaltige Antriebskraft für sein Schreiben.⁵³

In solchen Widersprüchen zwischen der versunkenen Welt des Patriarchats und der veränderten Wirklichkeit befand sich nicht nur Arthur Schnitzler. Der Zusammenbruch des Habsburger Reiches führte mit seiner Unsicherheit zu einer Sehnsucht nach dem Verlorenen und einer Idealisierung der Vergangenheit, die für die Schriftsteller der Ersten Republik Österreichs nahezu allgemein war. Abgesehen von dieser Sehnsucht nach einer vergangenen Welt hatte sich jedoch – so Claudio Magris – in Österreich eine literarische Stiltradition entwickelt, die

die Bedeutung eines überaus wichtigen kulturellen Phänomens erlangt (hatte).

Diese Tradition scheint nun von den Kriegsstürmen in keiner Weise erschüttert worden zu sein und lebt [...] nach dem Einsturz der österreichisch-ungarischen Welt fast unverändert fort.⁵⁴

Dieses unveränderte Fortleben einer literarischen Tradition bestand jedoch nicht aus einer thematischen Einheit. Nach Magris handelt es sich dabei „mehr um einen ganz bestimmten kulturellen Humus“.⁵⁵ Dieser kulturelle Lebensstil der Donaumonarchie, bezeichnet als ‚habsburgischer Mythos‘, hat seinen Ursprung bereits im beginnenden 19. Jahrhundert und wird u.a. mit Begriffen wie ‚Kompromiss‘, ‚Universalismus‘ und ‚Dekadenz‘ verbunden.⁵⁶ Dieser „habsburgische Mythos ist also mit dem Zusammenbruch des Reiches nicht mit untergegangen, sondern damit erst in seine wirksamste, interessanteste Phase getreten.“⁵⁷ Die Autoren Österreichs waren in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg noch nicht im Stande eine neue, typisch österreichische Identität zu vermitteln, sondern verharrten in einer ‚Übernationalität‘.⁵⁸ Zur österreichischen Litera-

⁵³ Urbach 1991: 100.

⁵⁴ Magris 1966: 240.

⁵⁵ Magris 1966: 8.

⁵⁶ Vgl. Magris 1966: 25.

⁵⁷ Magris 1966: 239.

⁵⁸ Vgl. Schmidt-Dengler 1995: 483.

tur nach 1918 allgemein und speziell zu Arthur Schnitzlers literarischer Haltung kommentiert Schmidt-Dengler:

Bekanntlich änderte Schnitzler, dessen Werke als zeitnahe atmosphärischer Kommentar des Wiener Fin de Siècle gelten können, sein Personal nicht und stellt die psychischen Konstanten über die sozialen Veränderungen. [...]

Faßt man die Literatur der Ersten Republik aus der durch den ‚habsburgischen Mythos‘ vorgegebenen Sicht, so erscheint der Einbruch von 1918 rückgängig gemacht und das neue Staatsgebilde für die Autoren so gut wie nicht existent.⁵⁹

So ist denn, infolgedessen, im literarischen Werk des Autors kaum Explizites von der Wirklichkeit des gerade durchlebten Krieges zu finden. Es ist immer noch die Stimmung des *Fin de siècle*, die auch in den Nachkriegswerken eine wichtige Rolle spielt. Eine Tatsache, die bei der Analyse von *Die Frau des Richters* nicht übersehen werden darf.

Das neueste Medium zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der Film. Dementsprechend gab Schnitzler 1914 für die erste Stummfilmfassung seines Stücks *Liebelei* das Manuskript frei. Diese Verfilmung fand unter dem Titel *Elskovsleg* in Dänemark statt.⁶⁰ Ihr folgten bald weitere Verfilmungen, doch verblieb die Auswahl der Werke, die verfilmt wurden, recht schmal. Zu diesen Werken gehörte z.B. *Fräulein Else*, die erstmals „1928 – an der Schwelle zum Tonfilm – in Deutschland gedreht“⁶¹ wurde. Kurz vor Schnitzlers Tod, im September 1931, fand die Premiere des ersten Tonfilms statt – *Daybreak*, eine Verfilmung von *Spiel im Morgengrauen*. Es wurde ein Hollywood-Film, produziert von Metro-Goldwyn-Mayer.⁶² Fürs heutige Filmpublikum immer noch aktuell ist die moderne Verfilmung der *Traumnovelle* durch Stanley Kubrick unter dem Titel *Eyes Wide Shut* von 1999.

⁵⁹ Schmidt-Dengler 1995: 485.

⁶⁰ Vgl. Attolini 1988: 137.

⁶¹ Attolini 1988: 139.

⁶² Vgl. Attolini 1988: 140, 141.

2.3 *Die Frau des Richters* – Entstehung und Rezeption

Die fiktionale Erzählung *Die Frau des Richters* (Schnitzler 1996a: 76–134) erschien erstmals im August 1925 als Vorabdruck in der *Vossischen Zeitung* (7.8.–15.8.1925) und schon im selben Jahr als erste Buchausgabe.⁶³ Über die ursprüngliche Idee, die zu dieser Geschichte führte, schreibt der Autor in einem Brief an Werner Hegemann am 28. Dezember 1925:

daß ich den Ureinfall einer verschollenen Zeitungsnotiz vom Beginne dieses Jahrhunderts verdanke, des Inhalts, daß Erzherzog Franz Ferdinand einen Holzklauber auf einem seiner Güter wegen eines Materialwertes von zehn Kreuzer vor Gericht stellen ließ – oder ihm auch den kleinen Holzdiebstahl großmütig verziehen hatte, das weiß ich nicht mehr. Der kleine Bericht ging mir merkwürdiger Weise lange nach, zuerst versuchte ich einen Einakter daraus zu machen und erst, nachdem mir das nicht gelingen wollte, entschloß ich mich die Angelegenheit novellistisch los zu werden.⁶⁴

Der Brief ist eine Antwort auf Hegemanns kritische Einwendung, in der Novelle dem Fürsten gerade einen Richter entgegengestellt zu haben statt etwa „eine[n] andern Vertreter des Bürgertums“.⁶⁵ Auf diese Bedenken erwidert Schnitzler u.a.:

[...], aber da mir meine Novelle nun einmal so und nicht anders eingefallen ist, und mir jede tendenziöse Nebenabsicht fern lag, blieb mir nichts anderes übrig, als sie so zu schreiben, wie sie Ihnen nun eben vorliegt.⁶⁶

Wie sehr die Bearbeitung des Materials dem Verfasser jedoch Mühe gemacht hat, beweist die Tatsache, dass er schon 1908⁶⁷ den Versuch unternahm, das Material zu bearbeiten. Er ließ es aber immer wieder liegen, ohne je ganz aufzugeben. Wiederholt sprechen Aufzeichnungen in den Tagebüchern über die Schwierigkeiten, die ihm die Arbeit bereitete. Ein Kommentar vom 31. Januar 1919 lautet: „Immer wieder zieht mich

⁶³ Die erste Buchausgabe erschien 1925 im Propyläen-Verlag. Der Verlag wurde 1919 von Ullstein gegründet. (Schnitzler 1996a: 135 und Wittmann 1991: 314.) Die erste Auflage betrug zehntausend Exemplare und erschien in der Reihe *Das kleine Propyläenbuch*. (Vgl. Urbach 1974: 132.)

⁶⁴ Schnitzler 1984: 423.

Franz Ferdinand (1863–1914), Erzherzog von Österreich (vgl. Schieder 1992: 493).

⁶⁵ Schnitzler 1984: 422.

⁶⁶ Schnitzler 1984: 422. (Kursivierung von U.U.)

⁶⁷ Vgl. Neumann & Müller 1969: 93. Siehe auch Urbach 1974: 132.

der spröde Stoff an und es will nichts werden.“⁶⁸ Lange versuchte Schnitzler aus dem Material einen Einakterzyklus⁶⁹ zu machen, bis er schließlich 1923 diesen Gedanken aufgab und anfang es als Novelle zu verarbeiten⁷⁰. Am 21. Juni 1924 konstatiert er: „Fr. d. R. zu Ende. Nicht übel erfunden, gut erzählt; – von meiner Eigenart wenig zu spüren.“⁷¹ Doch schon kurz danach feilt er wieder daran und noch im Jahr danach feilt er „z. Th. mit Unbehagen“⁷² weiter.

Im Bewusstsein, seinen alten Verleger Fischer zu verärgern, bestimmt Schnitzler, *Die Frau des Richters* bei Ullstein im Propyläen-Verlag herauszugeben. Leider erweist sich die Rezeption des Werkes als wenig erfolgreich und im September 1926 konstatiert Schnitzler: „Als Buchherausgeber haben sich Ulstein [sic!], bei mir wenigstens, gar nicht bewährt; – so unbemerkt wie die Fr. d. R. und mit so wenig Auflagen ist noch keine Novelle von mir vorübergegangen.“⁷³ Schnitzler war enttäuscht über den geringen Erfolg und sah sich nun auch gezwungen, finanziell „so vernünftig als möglich [zu] disponieren“.⁷⁴ *Die Frau des Richters* wurde also, im Gegensatz zu anderen, im selben Zeitraum entstandenen Werken, kein zentrales Werk im Schaffen des Autors. Die meisten Rezensenten befassen sich kaum oder gar nicht damit und die Literaturwissenschaft ist sich nicht einig, wie sie es beurteilen soll. Das Urteil William H. Reys lautet:

(I)n der späten Prosa (darf) die Krönung seines Schaffens gesehen werden. Daß auch hier Qualitätsunterschiede festzustellen sind, versteht sich von selbst. Die Erzählung[...] *Die Frau des Richters* (1925) [...] wurde [...] im folgenden nicht in die Interpretation einbezogen, weil sie nicht den gleichen Rang wie die ausgewählten Stücke beanspruchen k[ann].⁷⁵

In diesem Sinne äußert sich in der Folge auch Michaela L. Perlmann, indem sie sich auf die bestehende Forschung stützt und meint, dass *Die Frau des Richters* „weit weniger

⁶⁸ Schnitzler 1985: 225.

⁶⁹ Vgl. z.B. Schnitzler 1983: 323 (22.10.1916).

⁷⁰ Vgl. Schnitzler 1995: 9 (1.1.1923).

⁷¹ Schnitzler 1995: 157.

⁷² Schnitzler 1995: 226 (30.1.1925).

⁷³ Schnitzler 1984: 450. (Brief an Olga, 20.9.1926.)

⁷⁴ Schnitzler 1984: 450.

⁷⁵ Rey 1968: 14.

Anspruch auf Originalität⁷⁶ erheben könne als das beinahe zeitgleich entstandene Werk *Traumnovelle*. Perlmann behauptet, Schnitzlers Kunst sei hier „zur bloßen Unterhaltungsliteratur (verflacht)“.⁷⁷ Anderer Ansicht ist Richard H. Lawson, der *Die Frau des Richters* zwar auch nicht als „Schlüsselnovelle“⁷⁸ sehen will, aber konstatiert:

Die Frau des Richters is an eminently and quintessentialy Schnitzlerian work, despite the fact that critics, if they mention the novella at all, incline to view it as somehow different from Schnitzler's other writings.⁷⁹

Mit der Andersartigkeit der Erzählung erklärt Lawson das allgemeine Desinteresse der Literaturkritiker an diesem Werk, da sich hier typische Merkmale und Eigenarten des Autors kaum unmittelbar finden lassen. Es entspricht nicht dem Werkbegriff, den man von Schnitzler hat (vgl. Kap. 2.2). Diese Beobachtung berührt ein Phänomen, auf das Michel Foucault in ‚Was ist ein Autor?‘ eingeht und zwar die Schematisierung von Autor und Werk. Foucault führt im Bezug auf den ‚heiligen Hieronymus‘ Folgendes an:

wenn unter mehreren Büchern, die man einem Autor zuschreibt, eines schlechter als die anderen ist, so muß man es aus dem Katalog seiner Werke streichen (der Autor wird demnach als bestimmtes konstantes Wertniveau definiert), [...]; auch die Werke müssen ausgeschlossen werden, die in einem anderen Stil geschrieben sind, mit Worten und Wendungen, die man gewöhnlich nicht bei diesem Autor findet [...].⁸⁰

Tatsächlich findet eine solche Diskussion im Bezug auf *Die Frau des Richters* statt, wie die oben dargestellte Kritik zeigt. Trotzdem gibt es auch einige Arbeiten, die sich eingehender mit Schnitzlers *Die Frau des Richters* auseinandersetzen. Außer dem oben zitierten Richard H. Lawson befassten sich auch Harold D. Dickerson, Eric A. Blackall, G.J. Weinberger, Louis Gerrekens und Felix W. Tweraser näher mit dieser Erzählung/Novelle.⁸¹ Die Entscheidung des Fischer Taschenbuch Verlags, den Band 9409 mit den beiden Erzählungen *Fräulein Else* und *Die Frau des Richters* im ausgehenden 20.

⁷⁶ Perlmann 1987: 160.

⁷⁷ Perlmann 1987: 160.

⁷⁸ Lawson 1986: 151.

⁷⁹ Lawson 1986: 146.

⁸⁰ Foucault 1974: 21.

⁸¹ Dickerson 1970; zit. nach Lawson 1986: 146, 154, Notes: 3. Weinberger 1989. Blackall 1975. Gerrekens 1997. Tweraser 1998.

Jahrhundert unter dem weniger bekannten Titel *Die Frau des Richters. Erzählungen 1923–1924* (Schnitzler 1996a) herauszugeben, spricht gegen einen weitreichenden Konsensus über eine Ausgrenzung des Werkes. Hinter dem Beschluss kann sehr wohl eine veränderte Bewertung der Titelerzählung liegen.

Schnitzlers Dichtung wurde vom Publikum oft als stereotyp oder klischeehaft bezeichnet. Der Autor selbst war sich bewusst, dass *Die Frau des Richters* nicht diesem stereotypen Bild entsprach. Aus diesem Grunde antwortet er am 8.4.1931 Josef Körner auf dessen Kritik, „daß man [...] bei Prosaschriftstellern selten gestalterische Dichtung finde“, ⁸² brieflich mit den Worten:

Hinsichtlich meiner späteren Prosawerke dürften Sie sich augenblicklich im Irrtum befinden. [...], – diesmal kann ich es mir nicht versagen[,] Ihnen Briefstellen zu zitieren, die zB. [sic!] besagen, daß die ‚Frau des Richters‘ ein wahres Muster echter Novellenkunst, daß sie ein klassisches Stück vorstelle, in dem ich das heute stark in Mißkredit geratene Gebiet des Psychologismus verlassen und bewiesen habe, daß ich nicht bloß in der Kunst meiner Generation, sondern auch in der der jüngsten die vollendete Meisterschaft besitze. [...] Und doch hätte ich kaum gewagt alle diese auszeichnenden und vielleicht übertriebenen Lobesworte als Gegenargumente zu zitieren, – wenn sie nicht alle von Ihnen selbst stammten und in Ihren eigenen Briefen an mich zu lesen stünden. ⁸³

Hier beruft sich also Arthur Schnitzler darauf, dass *Die Frau des Richters* ein klassisches Stück darstelle. Er ist stolz darauf, dass man ihm nachsagt, er habe den Psychologismus verlassen und bewiesen, dass er auch der jüngsten Generation künstlerisch nicht nachzustehen brauche. Er erwähnt dabei jedoch keine konkreten Namen, die dieser Generation zuzuschreiben wären. Es dürfte sich jedoch ohne Zweifel um Repräsentanten der sog. klassischen Moderne, ⁸⁴ resp. um die Stiltendenz der Neuen Sachlichkeit, ⁸⁵ handeln. Die Werke dieser jungen Generation von Schriftstellern zeichnet sich dadurch aus, dass sie das moderne, zeitgenössische Leben der 1920er Jahre in einer Art Gesellschaftsanalyse darstellen. In diesem Punkt weicht der Autor Arthur Schnitzler jedoch

⁸² Schnitzler 1984: 783.

⁸³ Schnitzler 1984: 784, 785.

⁸⁴ Vgl. Balzer & Mertens 1990: 388.

⁸⁵ Vgl. Perlmann 1987: 179, 180. Als wichtige Repräsentanten der Neuen Sachlichkeit gelten z.B. Alfred Döblin, Erich Kästner, Hans Fallada, Erich Maria Remarque und auch Frühwerke von Joseph Roth. (Vgl. Balzer & Mertens 1990: 391.)

vom zeittypischen Schreiben dieser Generation ab. Er hält sich mit *Die Frau des Richters* an das Gattungsmuster des *historischen Romans* resp. *der historischen Erzählung/Novelle* (vgl. Kap. 3.2) und entweicht so seiner eigenen Zeit. Schnitzlers Versuch, neoklassisch, sachlich und historisierend zu schreiben, führt ihn zugleich zu den Erzählmustern der deutschen Klassik, d.h. zu klassischen Vorbildern wie Kleist, Schiller und Goethe. Sie sind die ‚vollendeten Meister der klassischen Stücke‘.

2.4 *Die Frau des Richters* – Zusammenfassung des Inhalts

Hier soll *Die Frau des Richters* (vgl. Schnitzler 1996a: 76–134) als übersichtliche Einheit paraphrasiert werden, damit die einzelnen Textabrisse und -bezüge in den Analysen in ihren jeweiligen Kontext hinein gestellt werden können. Die Erzählung/Novelle berichtet von zwischenmenschlichen Beziehungen und Machtverhältnissen im ausgehenden 18. Jahrhundert. Dank impliziten Zeitzeichen und der expliziten Erwähnung einer „Wende des Jahrhunderts“ (Schnitzler 1996a: 134) können wir feststellen, dass Schnitzlers auktorialer Erzähler in *Die Frau des Richters* über einen Blickwinkel ins 18. Jahrhundert verfügt, der gerade noch die Jahrhundertwende 1800 umfasst (vgl. Kap. 3.2.2).

Unweit von Karolmarkt, einem Landstädtchen im Fürstentum Sigmaringen, ist gerade eben der regierende Herzog Karl Eberhard [sic!] XVI. in den Armen einer Mätresse, eines ‚Gartenmägdeleins‘, in seinem Jagdschloss Karolslust verstorben. Er war durch seine Heirat ein reicher Fürst, der nunmehr nur für seine Jagden und Feste gelebt hatte und daher sein Volk nicht allzu sehr ‚belästigte‘. Nun erwartet man jedoch den jungen Herzog Karl Eberhardt [sic!] XVII. als Erbfolger ins Land zurück, denn dieser war mit der Lebensweise seines Vaters nicht einverstanden und lebte im Ausland. In letzter Zeit hat er in Paris gelebt und dabei nicht nur Umgang mit dem Adel, sondern speziell auch mit Gelehrten wie Diderot und Baron von Grimm gepflegt.

Jetzt eben, gerade zur selben Zeit, erscheint in Karolsmarkt auch wieder einmal Tobias Klenk. Als unsteter Charakter erscheint er in Abständen von mehreren Jahren in seinem alten Heimatort – manchmal wohlbestellt und vornehm, meist jedoch recht zerlumpt und mittellos. Auf unerklärliche Weise, in schicksalhafter Verwirrung, verbindet ihn eine Freundschaft mit dem angesehenen Amtsrichter Adalbert Wogelein. Diese Freundschaft hat ihren Ursprung in der frühen Jugend. Beide Knaben hatten ursprünglich die gleichen Voraussetzungen fürs Leben, doch änderten sich diese plötzlich, als Tobias' Vater starb und die Mutter mit ihren Kindern verarmt zurückließ. Episoden aus der Schulzeit erzählen, wie Tobias seinen Kameraden Adalbert ausnützt und plagt, ihn zu Handlungen zwingt, die zu einem nicht unproblematischen Abhängigkeitsverhältnis führen. Eine Abhängigkeit, die Adalbert auch als einflussreicher Bürger der Heimatstadt nicht überwinden kann oder will. Sind es Schuldgefühle oder ist es Bewunderung der Lebenskraft Tobias'?

Während Tobias viele Länder bereiste, in Kriegen stritt und unbekanntem Abenteuern nachging, vollzog sich für Adalbert der voraussehbare Lebensweg eines gut gestellten Bürgers. Er studierte Jura, sammelte Berufserfahrung in der Residenzstadt und wurde alsbald, im Alter von 27 Jahren, Richter in Karolsmarkt. Drei Jahre später heiratete er Agnes, die Tochter des Stadtapothekers und Bürgermeisters und lebt nun mit ihr im Haus seiner verstorbenen Eltern am Rande der Stadt ein stilles, bürgerliches Leben.

Agnes, die wohlerzogene Bürgermeistertochter, ist jung und schön und wird von ihrem Gemahl wie ein Besitz be-/gehütet. Vor allem schützt er sie vor jungen, unverheirateten Männern, die in seinen Augen eine unmittelbare Gefahr darstellen. Sie ist mit ihrem stillen Leben zufrieden, so wie sie es gelernt hat zu sein, und bestellt den richterlichen Haushalt, so wie es von ihr erwartet wird. Sie wartet, auch an den Abenden, an denen ihr Mann sich ins Wirtshaus begibt, um mit den anderen Bürgern der Stadt Gedanken auszutauschen, geduldig auf ihn. Diese Ruhe und Stille wird jedoch durch den Besuch Tobias' in der Heimatstadt gestört, denn nun begibt sich der Richter immer öfter ins Wirtshaus und bleibt immer länger dort sitzen. Bei seiner Rückkehr führt er jeweils hitzige Reden, die nicht zu seiner Stellung als Amtsperson passen, Reden, die er auch öf-

fentlich im Wirtshaus führt. Er spricht von den Ungerechtigkeiten der Fürsten gegenüber ihrem Volk, den übermäßigen Steuern, vom „Schacher, den sie [die Fürsten] mit ihren eigenen Landeskindern trieben“ (Schnitzler 1996a: 84) und von der ständigen Gefahr für die Frauen und Mädchen des Landes als Mätressen dienen zu müssen.

Agnes, nicht an solche wilden Reden gewöhnt, stimmt ihm anfangs zögernd zu, erlaubt sich allmählich jedoch einen schüchternen Einwand, da ja das Leben in ihrem Lande kaum von solchen Abscheulichkeiten betroffen wäre, und sie selbst kaum etwas von solchen Übergriffen zu spüren bekämen. Sie befürchtet, dass Adalbert sich als Amtsperson mit solchen Reden einer großen Gefahr aussetzt. Adalbert ist nicht an Widerspruch von seiner Frau gewöhnt. Er steigert sich daher immer mehr in seine Rolle hinein, tritt immer wilder auf und erschreckt seine Frau ebenso sehr wie er sich dabei lächerlich macht. Ihr eheliches Zusammenleben gerät in eine Krise. Die bürgerliche Ehe erscheint plötzlich nicht so vollkommen wie sie vorgibt zu sein – mal stellt er sich schlafend, dann wieder sie; mal glaubt sie ihn abends festhalten zu können, und er entflieht ihr mit höhnischem Gesicht.

Das Leben nimmt eine dramatische Wendung durch die Verhaftung Tobias'. Angetroffen mit einer Flinte im Jagdrevier des Schlosses, steht er nun wegen Wilderei angeklagt vor Gericht und Adalbert soll über ihn richten. Dieser fürchtet sich davor. Es kommt dazu, dass der junge Herzog gerade an diesem Tag zur Visitation⁸⁶ nach Karolslust kommt und den Gerichtsverhandlungen beiwohnt. Schräg hinter dem Richter sitzend verfolgt er die alltäglichen Geschäfte und unausweichlich folgt bald die Verhandlung gegen Tobias.

Tobias benimmt sich, wie der Richter befürchtet hat, nicht nachsichtig oder reuevoll. Er führt revolutionäre Reden, klagt gegen die Übergriffe der Fürsten und beklagt die Not des Volkes. Dabei bricht Adalbert der Angstschweiß aus, denn er erkennt seine eigenen Reden aus dem Munde des Angeklagten. Durch inneren Monolog erfahren wir hier seine innersten Gedanken; seine verzweifelten Versuche sich selbst zu retten; sein Ge-

⁸⁶ Visitation = „Besichtigung [...] 2.a) Besuch eines Vorgesetzten [...]“ (DUW 1996: 1682).

fühl, er stehe selbst vor Gericht; seine Furcht verraten zu werden und seine Angst sich vor Agnes zu blamieren. Seine Seelennot und die Gegenwart des Herzogs beeinflussen seine Funktion als Richter. Schließlich verurteilt Adalbert Wogelein Tobias Klenk zu einem Jahr Gefängnis und daraufhin folgende Landesverweisung. Er hofft damit, Tobias zum Schweigen gebracht zu haben. Der Verhandlungstag geht weiter und der Herzog setzt seinen Besuch in Karolsmarkt fort.

Bei der Rückkehr des Richters zu seiner Ehefrau Agnes ist diese glücklich, denn sie sah Karl Eberhardt XVII. an ihrem Haus vorbeifahren. Er erschien ihr so jung, schön und edel. Hier steht also Adalbert einer neuen Gefahr gegenüber und verstrickt sich im Folgenden immer mehr in Lügen. Er stellt den jungen Herzog als Tyrann dar und berichtet, wie er Tobias gerade noch vor dem Galgen habe retten können. Doch das Schicksal meint es nicht gut mit Adalbert, denn nun bricht gerade vor seinem Haus das Rad der fürstlichen Karosse aus der Achse. Karl Eberhardt XVII. sucht beim Richter Zuflucht, denn soeben zieht auch ein Gewitter auf. Agnes erfährt nun, dass alles Lüge war, was ihr Adalbert erzählt hat und erschauert immer mehr über ihren Ehemann.

Beim Abschied gewährt der Herzog der Hausfrau als Dank für ihre Gastfreundschaft einen Wunsch. Ihr Mann schlägt diesen jedoch sofort aus und will keinen Wunsch zulassen. Auf die zweite Aufforderung des Fürsten äußert sie nun einen unerfüllbaren Wunsch, sie wünscht sich Tobias frei. Dieser ist jedoch vom Fürsten schon längst eigenmächtig auf freien Fuß gesetzt worden und so äußert Agnes nun, drittens, ihren schicksalhaften Wunsch. Der Herzog möge sie sogleich als ‚Gartenmädlein‘ mitnehmen, fort von ihrem Mann! – Die im bürgerlichen Sinne unmoralische Lebensweise seines Vaters möchte Karl Eberhardt XVII. zwar nicht wieder aufnehmen, aber er nimmt Agnes mit sich zur Jägermeisterin seines Jagdschlusses, um ihr dort Zeit zum Nachdenken zu geben.

Richter Adalbert Wogelein weiß sich nicht mehr zu helfen. Als bald darauf Tobias bei ihm erscheint, lügt er ihm Todesgefahr vor, um ihn zu erschrecken. Doch auch diese Lügen werden aufgedeckt, da bald darauf der Herzog selbst wieder erscheint und Adal-

bert sich immer mehr in seine Lügen verstrickt. Er wird durchschaut. Als Strafe erklärt ihm Fürst Karl Eberhardt XVII.:

so sollt Ihr wissen, daß ich von hier [...] geradewegs nach dem Schlosse Karolslust zu fahren gedenke, und daß Euer Weib heute nicht im Hause der Oberjägermeisterin, sondern in meinem fürstlichen Bette schlafen wird, wie es ihr eigener Wunsch war. (Schnitzler 1996a: 131.)

Adalbert Wogelein ist ein erniedrigter Mann. In erregter Verzweiflung und Wut tröstet er sich mit der Magd, mit der ihn seine Frau am nächsten Morgen im Ehebett antrifft. Doch der Alltag kehrt trotz allem bald wieder ins richterliche Haus ein. Der Richter fährt täglich ins Amt, wo er nach dem Buchstaben des Gesetzes waltet. Seine Frau fährt nachmittags mit der herzoglichen Karosse weg und kehrt jeweils morgens zurück. Ihr erster Sohn, das erste außereheliche Kind des Herzogs, wird schon in jungen Jahren Oberstallmeister am Hof, während ihr zweiter Sohn nie dieselbe gesellschaftliche Stellung erreicht.

Karl Eberhardt XVII. „aber ward binnen kurzer Frist ein Fürst von ganz ähnlicher Art, wie seine Ahnen es gewesen. Kein geradezu schlimmer [...] aber auch keiner von den besten“ (Schnitzler 1996a: 134), und Tobias Klenk endet irgendwo in einem fremden Land an einem Galgen.

2.5 Zeitebenen

Arthur Schnitzler, bekannt geworden als „Sittenschilderer des Wiener Fin de siècle [...], der] die bestehenden Sexualtabus brach“⁸⁷ und die Auflösung des Habsburgerreiches miterlebte, veröffentlicht also nach dem Ersten Weltkrieg, in der Ersten Republik Österreich 1925, *Die Frau des Richters*. In diesem Werk schildert er jedoch nicht explizit seine eigene Zeit, sondern lässt die Protagonisten im ausgehenden 18. Jahrhundert auftreten und spielen (vgl. Kap. 3.2.2). Dadurch bewegt sich der Autor auf

⁸⁷ Balzer & Mertens 1990: 359.

(wenigstens) zwei verschiedenen Zeitebenen. Einerseits seiner eigenen Lebenszeit und -welt in der er schreibt, andererseits der Zeit und Welt, von der er erzählt. Im Folgenden werden daher die beiden Zeitebenen – Europa um 1920 und Europa zwischen 1750 und 1800 – kurz beleuchtet und ein knapper Einblick in diese Zeiten gegeben. Um einen Vergleich resp. Brüche zwischen diesen Zeitebenen zu erfassen, sollte man sich die verschiedenen Epochen mit Hilfe der traditionellen Geschichtsschreibung bewusst machen, trotz des Mangels, der darin besteht, dass diese immer auch nachträglich (re)konstruiert wurde. So unterscheidet sich beispielsweise die heutige (Re)konstruktion des 18. Jahrhunderts von der entsprechenden (Re)konstruktion zu Schnitzlers Lebenszeit. Paul Veyne spricht hierbei von der „Einwirkung der Zukunft auf die Vergangenheit“⁸⁸ und versteht darunter eine „Bereicherung der Vergangenheit [...] durch die Interpretationen, die die Zukunft [...] davon geben wird“.⁸⁹ Unsere heutige Perspektive auf das 19. Jahrhundert verändert auch unsere Perspektive auf das 18. Jahrhundert, daher kann der (Re)konstruktionsprozess von Geschichte nie abgeschlossen werden, das Bild ändert sich ständig.

Die hier dargestellten Bilder können und wollen nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Sie sollen nur dazu beitragen, den historischen Verstehenshorizont in Erinnerung zu rufen als Orientierungshilfe zum Verstehen der verschiedenen Weltbilder mit ihrem jeweiligen Weltwissen und der gesellschaftlichen Situation. Selbst bewegen wir uns ja immer in unserer eigenen Zeit, d.h. auf einer weiteren Zeitebene. Beide hier im Folgenden dargestellten Zeiträume sind aus unserer Sicht heute historische Zeiten – Vergangenheit(en). Somit befinden wir uns mitten in einer Polychronie mit einer Vielfalt von Stimmen aus verschiedenen Zeiten, die uns auffordert, etwas näher hinzuhören und zu fragen, welche Stimme wohin gehört.

⁸⁸ Veyne 1978: 68. (Veyne verweist in diesem Zusammenhang auf Henri Bergson (1985.) *Denken und schöpferisches Werden*. Frankfurt a. M., S. 35 (Veyne 1978: 69, Fußnote) und auf Werke von Friedrich Nietzsche; z.B. *Die Fröhliche Wissenschaft*, Nr. 94 („Wachstum nach dem Tode“.) (Vgl. Veyne 1978: 68 und ebenda Anm. 8: 83.)

⁸⁹ Veyne 1978: 68. Vgl. auch White 1990: 56.

2.5.1 Europa um 1920

Das allgemeine Bild der 1920er Jahre in Europa ist hauptsächlich geprägt von „einer Art Betäubung, vom Verdrängen und Überspielen des Furchtbaren“.⁹⁰ Die Sorge des Einzelnen ums alltägliche Leben und Überleben nimmt beinahe alle Kräfte in Anspruch, denn um 1920 leidet Europa immer noch schwer an den Erschütterungen, die der Erste Weltkrieg mit sich gebracht hatte. Der Aufwand an Menschen und Material, der Umfang an Kriegshandlungen und deren Nachwirkungen auf die Weltgeschichte haben Europa grundlegend verändert und eine historische Kontinuität gebrochen. Theodor Schieder kommentiert dazu:

Wenn man von einer Zeitwende sagen kann, daß sie sowohl ein Ende als auch einen Neuanfang setzt, so trifft dies auf die Jahre 1914 bis 1918 zu. In ihnen ist die historische Struktur des alten Europa zusammengebrochen: sein Staatensystem und einige seiner traditionellen Führungsmächte wie die Donau-Monarchie [...], sein gesellschaftlicher Aufbau, seine dominierende Rolle in der Welt und noch einiges bis hinein in die überlieferten Formen und Inhalte der großen Lebensdeutungen von Kunst und Wissenschaft.⁹¹

Nach Karl Dietrich Bracher war das Ende des Ersten Weltkrieges gleichzeitig das „Ende des europäischen Zeitalters“.⁹² Immer mehr waren es von nun an die außereuropäischen Mächte, die den Verlauf des Weltgeschehens bestimmten. Besonders Amerika erlangte nun eine bisher unbekannte Machtstellung und das früher weitentfernte Japan erhob sich zur unerwarteten Macht durch seine Kolonialkriege und der sich über alle Kontinente ausbreitende Imperialismus führte allmählich zu einer allgemeinen Globalisierung der Politik, d.h. zu einer Weltpolitik.⁹³ In diesem Machtspiel war die Stellung Europas schwach, denn seine Völker waren durch das Elend des Krieges geschwächt und seine Staaten standen großenteils in Auflösung. Die neuen Staatenbildungen in der Folge der Friedensverhandlungen forderten neue Identitäten und die neugebildeten Nationen brauchten neue, bisher nicht unbedingt vorhandene Nationalgefühle. Solche mussten nun bewusst geschaffen und gefördert werden. Außerdem lag im Osten Europas das

⁹⁰ Bracher 1992: 96.

⁹¹ Schieder 1992: 320.

⁹² Bracher 1992: 18.

⁹³ Vgl. Bracher 1992: 12.

früher so mächtige russische Zarenreich im Griff der Revolution, wodurch sich traditionelle Wertauffassungen aufzulösen drohten.⁹⁴

In der Folge des Krieges und der Bedingungen der Friedensverträge „(war d)ie Auflösung des Habsburger Reiches die wichtigste weltpolitische Veränderung“.⁹⁵ William M. Johnston schildert den Zustand im aufgelösten Reich folgendermaßen:

Keiner der Nachfolgestaaten [des Habsburgerreiches] litt darunter so sehr wie Österreich mit einer Hauptstadt von zwei Millionen zur Beherrschung von insgesamt nur noch sieben Millionen. Ehemalige Beamte der Monarchie strömten nach Wien wo Hungersnot, Inflation, Brennstoffmangel und eine Grippeepidemie Anfang der zwanziger Jahre unbeschreibliches Elend hervorriefen.⁹⁶

Für Österreich waren die von den Alliierten diktierten Bedingungen für den Frieden erdrückend und ließen kaum Hoffnungen auf eine bessere Zukunft aufkommen. Arthur Schnitzler kommentiert den Friedensvertrag und das Lebensgefühl in Wien u.a. am 3. 6. 1919 in seinem Tagebuch:

Die Friedensbedingung der Entente für uns. – Worte sind nichtig. – Nicht was hier geschieht, empfinde ich als das ungeheuerliche [sic!] – Triumphe sind dazu da um ausgekostet zu werden. Aber die Phrasen von Gerechtigkeit und Völkerfrieden, die das was wir jetzt erleben, eingeleitet haben und noch begleiten – die sind das Neue an der Sache. Grausamkeit, Machtrausch, Schurkerei, Dummheit – das wiederholt sich in allen ‚großen Epochen der Geschichte‘, auch Lüge, ... [...] – Lüge, die nicht einmal mehr Hohn ist, – kaum mehr Phrase; – kurz die ‚Lüge an sich‘ – ohne Zweck, ohne Witz, ohne Sinn, ohne Größe; – die erleben wir zum ersten Mal. –⁹⁷

Als chaotisch und verlogen sah also der Staatsbürger der Ersten Republik die Zustände der Nachkriegszeit, in denen das neue Österreich völlig desorientiert war. Der neue, geschrumpfte Staat, die sog. Rumpfrepublik, erhielt zwar ein demokratisches System, doch die Traditionen des Volkes waren noch tief im aristokratischen System verankert und „das intellektuelle Leben (wurde) von Männern beherrscht, die noch in der

⁹⁴ Vgl. Bracher 1992: 17–22.

⁹⁵ Bracher 1992: 21.

⁹⁶ Johnston 1974: 87, 88.

⁹⁷ Schnitzler 1985: 257.

Monarchie aufgewachsen waren“.⁹⁸ Es war eine Monarchie, die bereits vor dem Krieg von Verlogenheit gekennzeichnet war, wie u.a. aus dem Werk des Satirikers Karl Kraus (1874–1936) hervorgeht. Schon im *Fin de siècle* hatte er gegen den moralischen und kulturellen Zerfall des Kaiserreiches angekämpft.⁹⁹ Es war ein Kampf, den er in seinem Werk *Die letzten Tage der Menschheit* (1918/1919), in dem er „als Chronist wortwörtlich aufgeschrieben, was ihm Bürger, [...] Kriegsberichterstatter, Dichter, hohe Adlige [...] selbst an Lüge [...] darboten[, weiterführte]. Kraus sah den Untergang der Humanität sich vollziehen [...].“¹⁰⁰

Die alten Wertvorstellungen waren also durch den Ersten Weltkrieg kaum erschüttert worden, denn Denkart und Lebensweisen ändern sich im Allgemeinen nur sehr langsam. In ländlichen, agrarischen Gebieten geschehen solche Veränderungen jedoch noch langsamer als in einer Großstadt. So kam es, dass das neue Österreich, als abgespaltener kleiner Teil des früher so riesigen Habsburger Reiches, nun auch innerhalb seiner neuen Grenzen geteilt war. Zum einen gab es die zu groß gewordene Hauptstadt Wien mit ihren sozialen Unruhen und einem ‚heillosen Durcheinander‘,¹⁰¹ zum anderen die ländlichen Gegenden mit stark konservativer Einstellung und dem starken Streben nach Kontinuität und Wiedereinsetzen der Traditionen.¹⁰² Die Werte (und damit die Diskurswelt; vgl. Kap. 5) von 1900 bestanden so in der veränderten Realität der 1920er Jahre weiter. (Vgl. dazu auch Kap. 2.2 – ‚Reigenaffaire‘ und politische Krise).

Das starke Streben zurück zu alten Gewohnheiten, Traditionen und Normen richtete sich (europaweit) speziell gegen das ‚neue Leben‘ der Frauen. Sie waren durch den Krieg zu einer aktiven Rolle in der Gesellschaft gezwungen worden und wollten dieses aktive Leben nicht ohne weiteres wieder aufgeben. Starke Kräfte, nicht zuletzt Kirche und Staat, versuchten sie nun erneut in ihre traditionellen Rollen und Aufgaben

⁹⁸ Johnston 1974: 90.

⁹⁹ Vgl. dazu Johnston 1974: 212–215.

¹⁰⁰ Glaser, Lehmann & Lubos 1997: 402.

¹⁰¹ Vgl. Johnston 1974: 89.

¹⁰² Vgl. Bracher 1992: 141, 142.

zurückzudrängen.¹⁰³ Die wirtschaftlichen und sozialen Realitäten erlaubten jedoch keinen totalen Rückfall ins Alte.

2.5.2 Europa zwischen 1750 und 1800

Wenn die 1920er Jahre geprägt waren von den Erschütterungen durch den Ersten Weltkrieg, so war die Zeit Mitte des 18. Jahrhunderts bis um die Jahrhundertwende 1800 (und weit darüber hinaus) in ganz Europa geprägt durch die Ereignisse vor, zu und nach der Französischen Revolution und den Erneuerungen, den Veränderungen des Weltbildes, des Denkens (den philosophischen Weltauffassungen), der gesellschaftlichen Systeme überhaupt. Die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die die Revolution hervorriefen und schließlich überhaupt ermöglichten, sind Veränderungen, die in ganz Europa zu spüren waren, und die die Staatsverwaltungen des aufgeklärten Absolutismus zu Erneuerungen zwangen. Ein Beispiel ist der im 18. Jahrhundert immer reger werdende Handel und die stetig steigende Zahl der Werkstätten und Manufakturen. Das herrschende Zunftwesen hemmte deren freie Entwicklung und hinderte eine ständig wachsende Zahl von Handwerkern daran, ihren Beruf auszuüben.

Zu den Einrichtungen, [...] die [...] für das 18. Jahrhundert entbehrlich, ja schädlich geworden waren, gehörten die Zünfte. [...] Nun [...] standen sie dem technischen und wirtschaftlichen Fortschritt zunehmend im Wege. Sie verschlossen sich der Einführung technischer Neuerungen, suchten die Preise hochzuhalten, verhinderten den wirtschaftlichen Wettbewerb und bildeten [...] mehr und mehr eine erstarrte Oligarchie eines begrenzten Kreises von Berechtigten [...].¹⁰⁴

Dem Beispiel Englands folgend, verloren die Zünfte immer mehr an Macht und Bedeutung und wurden allmählich zur Auflösung gezwungen.¹⁰⁵ Sie entsprachen nicht mehr den Ansprüchen der Zeit. Doch schon damals bedeuteten Veränderungen immer einen trägen Kampf zwischen Traditionen und Reformen. Durch die Reformen standen immer Privilegien auf dem Spiel, die keiner verlieren wollte. So konnte z.B. in Preußen

¹⁰³ Vgl. Anderson & Zinsser 1995: 240.

¹⁰⁴ Weis 1992: 16.

¹⁰⁵ Vgl. Weis 1992: 16.

„1810 die Gewerbefreiheit eingeführt“¹⁰⁶ werden, während die meisten anderen deutschen Staaten und Städte „erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts“¹⁰⁷ gänzlich vom Zunftzwang befreit wurden.

Ein weiteres Beispiel für die Angst um Privilegien sind die missglückten Steuerreformen, die unbedingt nötig gewesen wären, um Staatsschulden und ständig wachsende Verwaltungskosten zu bezahlen. Um wirkungsvoll zu sein, sollte der Adel besteuert gemacht werden, was jedoch durch starken Druck einflussreicher Kräfte verhindert wurde. Keiner wollte seine Spezialrechte verlieren und die Regenten wollten sich nicht mit ihren nächsten Verbündeten streiten. So verhinderten oder hemmten traditionelle Einrichtungen und Rechte eine Entwicklung, die Erfolg gebracht hätte. Notwendige Reformen des Gerichtswesens, Religionswesens, Schulwesens u.a. (vgl. Kap. 5.4.5 und 5.4.6) wurden zwar vielerorts ernsthaft in Angriff genommen und teilweise auch durchgesetzt, aber sie führten kaum zu einer Verbesserung der allgemeinen Lebensverhältnisse. Die Bauern und die unteren Stände fürchteten sich ständig vor neuen Verordnungen und Reformen, denn diese brachten oft nur neue Einschränkungen mit sich. Besonders Steuerreformen fielen meist zu ihrem Nachteil aus.

Der zunehmende Handel und die schnell ansteigende Zahl der Manufakturen veränderten zunehmend die Bevölkerungsstruktur. Immer größere Teile der Landbevölkerung wechselten jetzt zu Arbeiten in Manufakturen und im Handel über.¹⁰⁸ Hier wuchs der Bedarf an Arbeitskraft, während die Landwirtschaft längst nicht mehr alle beschäftigen konnte. Diese Bedingungen wurden nicht zuletzt auch durch einen starken Bevölkerungszuwachs gefördert. Ein Zuwachs, der außer auf steigende Geburtenzahlen u.a. auf gesteigerte Lebensmittelproduktion, verbesserte Hygiene und Fortschritte in der Medizin zurückgeführt werden kann.¹⁰⁹

¹⁰⁶ Barnowski-Fecht 1999 [online]: 1.

¹⁰⁷ Kiesel & Münch 1977: 36.

¹⁰⁸ Vgl. Mandrou 1992: 260.

¹⁰⁹ Vgl. Kiesel & Münch 1977: 16–18.

Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation stellte sich der König des mächtigen Staates Preußen, Friedrich II.¹¹⁰, als größter Neuerer dar. Er versuchte Preußen zu reformieren, dessen Politik umzuwandeln und die Gesellschaft im Sinne der Aufklärung zu verändern. Er fühlte sich den Ideen der Aufklärung stark verbunden und führte u.a. Korrespondenz mit Voltaire und d'Alembert (vgl. dazu Kap. 3.2.2.1). Doch die gesellschaftliche Ordnung, die ständische Gliederung, ließ sich nicht erschüttern. Robert Mandrou erklärt dazu:

Dieser aufgeklärte Monarch war eben kein Revolutionär, auch wenn seine Ambitionen Veränderungen erheischten, durch welche die gesellschaftlichen Strukturen seines Landes erschüttert worden wären. Friedrich der Große stellt keine Ausnahme unter den aufgeklärten Monarchen seiner Zeit dar: Er selbst zog seinem Werk die engen Grenzen, innerhalb derer es nicht recht gedeihen konnte. [...] Sein aufgeklärter Despotismus hat ihn sicherlich zufriedengestellt, keineswegs aber seine Untertanen, die bald in einer dunklen vorromantischen Melancholie versanken.¹¹¹

Im Habsburger Reich fühlte sich Joseph II.¹¹² den Ideen der Aufklärung verbunden. Er bewunderte Friedrich den Großen und sah es als seine Pflicht an, selbst Reformen durchzuführen. Maria Theresia,¹¹³ mit der er noch lange die Regentschaft teilen musste, dämpfte jedoch seinen Eifer und erst nach ihrem Tode 1780 konnte er allein regieren und solche Maßnahmen ergreifen, die den „aufgeklärte(n) Absolutismus in der Monarchie der Habsburger als eigenständige historische Größe“¹¹⁴ entwickelten. Sein Ziel war jedoch das gleiche, das schon Maria Theresia hatte, die „Aufrechterhaltung von Einheit und Macht ihrer Monarchie“.¹¹⁵ In der Folge bedeuteten die Veränderungen der Verwaltung eine Bürokratisierung des Staatsapparates. Die daraus hervorgehende Stimmung um die Jahrhundertwende 1800 beschreibt William M. Johnston u.a. mit den Worten:

¹¹⁰ Vgl. Mandrou 1992: 246–261. „Friedrich II., DER GROSSE, 1712–1786, Kurfürst von Brandenburg und König von Preußen seit 1740.“ (Mandrou 1992: 449.)

¹¹¹ Mandrou 1992: 261.

¹¹² Mandrou 1992: 261–277. „Joseph II. 1741–1790. Mitregent in den österreichischen Erblanden seit 1765, deutscher König seit 1764, Kaiser 1765.“ (Mandrou 1992: 453.)

¹¹³ „Maria Theresia, 1717–1780, [...] Erzherzogin von Österreich seit 1740, Königin von Ungarn seit 1741 und von Böhmen seit 1743.“ (Mandrou 1992: 458.)

¹¹⁴ Mandrou 1992: 277.

¹¹⁵ Mandrou 1992: 262. Vgl. dazu auch: Johnston 1974: 31–33.

Unter der Herrschaft der Bürokratie behielt der Österreicher seine Eigenart bei, über jegliche Autorität zu raunzen, ohne sich jedoch gegen sie aufzulehnen, und vermehrte so seine politische Schläffheit, die bis zum heutigen Tag fortlebt.¹¹⁶

Es gelang also dem aufgeklärten Absolutismus nicht, sich den neuen Forderungen einer veränderten Zeit anzupassen. Was sich im Lauf der Zeit an Rechten und Gewohnheiten (Denkweisen) herausgearbeitet hatte, war nicht einfach umzustößen. Erst die Französische Revolution und die ihr folgenden Kräfte schufen den Einschnitt, der es ermöglichte, die Verfassungen grundlegend zu ändern und neue politische und soziale Verhältnisse herbeizuzwingen, um den Feudalismus allmählich abzuschaffen.¹¹⁷

¹¹⁶ Johnston 1974: 34.

¹¹⁷ Vgl. Weis 1992: 11. Gemeint ist das, was wir heute als Feudalismus bezeichnen.

3 GATTUNGSTHEORETISCHE BETRACHTUNGEN

Dieses Kapitel geht der Frage nach, ob *Die Frau des Richters* als Beitrag der Gattung *Novelle* bezeichnet werden soll, oder ob der allgemeinere Begriff der *Erzählung* adäquater ist (Kap. 3.1). Diese Gattungsbestimmung hat für die bevorstehenden Analysen hauptsächlich die Aufgabe, den Referenzrahmen für den Vergleich mit anderen literarischen Werken zu geben und die Bezeichnung von *Die Frau des Richters* im Verlauf der Arbeit zu erleichtern. Auf Grund des historisierenden Stils wird *Die Frau des Richters* auch als Spezialfall auf die gattungsspezifischen Merkmale der *historischen Erzählung/Novelle resp. des historischen Romans* hin untersucht (Kap. 3.2). Zur Bedeutung der Gattungszugehörigkeit konstatiert Gérard Genette: „Das Wissen um die Gattungszugehörigkeit eines Textes lenkt und bestimmt [...] in hohem Maß den ‚Erwartungshorizont‘ des Lesers und damit die Rezeption des Werkes.“¹¹⁸ Unsere a priori Einstellung dem Text gegenüber – wie wir ihn lesen, was wir daraus lesen wollen/können – wird somit u. a. auch von der Gattungsart gesteuert.

3.1 ERZÄHLUNG / NOVELLE

„Die Frau des Richters. Erzählungen 1923–1924.“ (Schnitzler 1996a.) – So lautet der vollständige Titel des Taschenbuches unter dem der Verlag Fischer Arthur Schnitzlers *Fräulein Else* und *Die Frau des Richters* herausgegeben hat. Schnitzler selbst spricht in seinen Tagebüchern im Zusammenhang mit der Arbeit an *Die Frau des Richters* von einer Novelle.¹¹⁹ Da jedoch „(j)ede Novelle[...] eine Erzählung (ist), aber [...] nicht jede Erzählung auch eine Novelle“,¹²⁰ soll die folgende Darstellung die theoretischen Voraussetzungen der Novelle und ihre Abgrenzungen gegenüber anderer Dichtung verdeutlichen. Den theoretischen Grundlagen folgt eine analysierende Gattungsbestimmung von *Die Frau des Richters* als Erzählung resp. Novelle.

¹¹⁸ Genette 1993: 14.

¹¹⁹ Vgl. z.B. Schnitzler 1993: 361 (29.9.1922).

¹²⁰ Ricklefs 1996: 1436.

3.1.1 Theorie der Novelle

Die Kriterien für eine theoretische Bestimmung der Gattung *Novelle* gründen sich literaturgeschichtlich hauptsächlich auf drei Definitionen, die sich im 19. Jahrhundert herausgebildet haben. Diese sind: 1.) Die von Goethe beschriebene *sich ereignete unerhörte Begebenheit*. 2.) Der von Tieck beschriebene *Wendepunkt* und 3.) Heyses *Falkentheorie*.¹²¹

Als *sich ereignete unerhörte Begebenheit* versteht man ein plötzliches, unerwartetes Geschehen, das der wirklichen Welt zugeschrieben werden kann und also kein übernatürliches oder märchenhaftes Geschehen ist. Eine Begebenheit also, die trotz ihrer Unvoraussagbarkeit im Bereich des Möglichen, des Realistischen liegt. Diese Begebenheit bedeutet für den weiteren Verlauf des Geschehens den *Wendepunkt*, der als Überraschungsmoment einen dramatischen Effekt hat und der Erzählung eine „pyramidale Struktur“¹²² verleiht. Der Verlauf einer Novelle gleicht somit oft dem Verlauf eines Dramas.

Die *Falkentheorie* hat ihren Ausgangspunkt in einer der Novellen Boccaccios aus dem Novellenzyklus *Decamerone*, der um 1349–1353 entstanden ist. Diese Novelle wird als eigentliches Urbild für die Gattung bezeichnet.¹²³ Der Falke, als letzter Besitz des Helden, wird geopfert für dessen Liebe. Er ist das Beispiel für das schicksalhafte Leitmotiv, das seinen Protagonisten in eine seelische, geistige oder sittliche Konfliktsituation bringt.

Nach dem Vorbild Boccaccios bildete sich auch die Theorie der *Rahmenerzählung* heraus, nach der eine äußere Erzählsituation eine innere Erzählung hervorruft, die die eigentliche Novelle, d.h. die Neuigkeit, vermittelt – jemand erzählt jemandem etwas. Auf eine solche Rahmenerzählung verzichtete jedoch schon Cervantes in seinen *Novelas ejemplares* von 1613, die ebenfalls als Vorbild der Gattung in Europa betrachtet wer-

¹²¹ Vgl. Ricklefs 1996: 1438–1439.

¹²² Aust 1999: 12.

¹²³ Vgl. Freund 1998: 10.

den. In der deutschen Literatur gelten Goethe und Kleist als die eigentlichen Begründer der Gattung. Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) folgt dabei mit einer Rahmenerzählung der Tradition Boccaccios, während Heinrich von Kleist „mit der ‚Charakter-‘ und ‚Schicksalsnovelle‘ an Cervantes anknüpfte“.¹²⁴

Als ein Kennzeichen der Novelle wird oft der *Umfang* der Dichtung hervorgehoben. Dabei gilt sie als „eine Erzählung mittlerer Länge“,¹²⁵ eine Definition, die nach Hugo Aust auf Emil Staiger zurückgeführt werden kann, die aber je nach anderen Definitionen auch auf eine Seitenzahl von 32 bis 100 Seiten, oder auf eine Lesezeit von fünf Minuten bis zu zwei Stunden festgelegt wird. Die Kürze/Länge bedeutet jedoch nicht automatisch, dass wir es mit einer Novelle zu tun haben, denn ausschlaggebend – so Winfried Freund – ist die Erzählvariante. Er unterscheidet dabei zwischen:

- dem *Roman* resp. der *Erzählung* als Kleinform des Romans, wo „die Person als handlungsauslösendes Subjekt und das als erreichbar vorgestellte Handlungsziel“¹²⁶ betont wird,
- der *Kurzgeschichte* bei der „das Handlungsresultat“¹²⁷ ausschlaggebend ist
- der *Novelle*, bei der „die Handlung selbst den Erzählkern bildet“.¹²⁸

Ein weiteres Kennzeichen der Novelle ist ihre *Einfachheit*. Sie soll eine sonderbare Neuigkeit auf relativ einfache Art, mit nicht allzu umfangreicher Fabel vermitteln. Dabei zeigt sich jedoch bald, dass eine strenge Definition der Novelle als Abgrenzung gegenüber einer Erzählung nicht immer möglich ist. Als „veränderliche Gattung“,¹²⁹ die ihre Bestimmung in sich selbst sucht, verändern sich die an sie gestellten Ansprüche. Trotz zahlloser Versuche die verschiedenen Kurzformen der Dichtung näher zu bestimmen, besonders die beiden Formen Erzählung und Novelle von einander abzugrenzen, ist „(e)ine schlüssige Unterscheidung [...] schwerlich aufrecht[zuerhalten]“.¹³⁰ Demnach werden die Begriffe oft parallel verwendet¹³¹ und die Grenzen können, je nach dem wie

¹²⁴ Ricklefs 1996: 1443.

¹²⁵ Aust 1999: 8.

¹²⁶ Freund 1998: 54.

¹²⁷ Freund 1998: 54.

¹²⁸ Freund 1998: 55.

¹²⁹ Ricklefs 1996: 1438.

¹³⁰ Ricklefs 1996: 1440.

¹³¹ Vgl. dazu bspw. Ricklefs 1996: 1434–1449.

streng man die Theorien interpretiert, verschieden gezogen werden. „Wie wenig sich die Meisterwerke kürzerer deutscher Erzählprosa für eine Klassifizierung eignen, läßt sich aus der Verschiedenartigkeit der zeitlich benachbarten Erzählungen [...] folgern.“¹³²

Im Folgenden soll daher untersucht werden, wie weit *Die Frau des Richters* die Voraussetzungen erfüllt als Novelle bezeichnet zu werden oder ob für diese Schnitzlersche Dichtung die Definition *Erzählung* gerechtfertigt ist.

3.1.2 *Die Frau des Richters* – Novelle oder Erzählung?

Die unerhörteste Begebenheit, die sich in *Die Frau des Richters* ereignet, ist zweifellos der Wunsch der Titelfigur Agnes Wogelein, der Frau des Richters, unverzüglich weg von ihrem Mann zu kommen. Dieser Wunsch kommt für ihre Umwelt, ja sogar für sie selbst, ganz plötzlich und völlig unvorhersehbar. Er ist aber trotzdem realistisch und kann nicht einer übernatürlichen Macht zugeschrieben werden. Je nach Lesart des Rezipienten können aber auch andere Ereignisse als unerhörte Begebenheiten betrachtet werden. So ist beispielsweise die Rede des Tobias' vor Gericht eine unerhörte Rede, obwohl diese nicht unbedingt unerwartet kommt. Auch die revolutionären Ausbrüche des Richters sind für seine Umwelt unerhörte Begebenheiten, doch folgen aus ihnen keine unmittelbaren Konsequenzen für den Protagonisten.

Der Überraschungseffekt, der durch Agnes' Wunsch ausgelöst wird, stellt die dramatische Spitze der Erzählung dar. Hier sollte dementsprechend der Wendepunkt für den weiteren Verlauf der Geschichte liegen. Der Leser muss jedoch feststellen, dass sich im weiteren Leben der Protagonisten und im Verlauf der erzählten Geschichte kaum etwas ändert. Das Leben geht (wenn vielleicht auch nur oberflächlich) weiter wie zuvor, kaum besser und kaum schlechter. Der erwartete Wendepunkt trifft nicht ein.

Versucht man ausgehend von der Falkentheorie das Schicksalsmotiv festzulegen, das seinen Protagonisten in eine Konfliktsituation versetzt, öffnen sich mehrere Möglich-

¹³² Ricklefs 1996: 1447–1448.

keiten. *Die Frau des Richters* weist einen Motivreichtum auf, der sowohl seelische, geistige und auch sittliche Konfliktsituationen für die Protagonisten in sich trägt. Solche Motive sind z.B.:

- Vater – Sohn (Landesvater – Volk)
- Freundschaft (Männerfreundschaft)
- Ehe – Sexualität
- Madonna – Hure (Femme fragile/sage – Femme fatale)
- Tradition (Reaktion) – Revolution
- Richter – Angeklagter
- Recht – Gesetz

Alle hier angeführten Motive sind für einen oder mehrere Protagonisten in der Erzählung schicksalhaft und führen zu einer oder mehreren Konfliktsituationen. Je nach Rezeption ist es möglich die Stärke der schicksalhaften Bedeutung eines Motives mehr oder weniger hervorzuheben. Der Motivreichtum und die interpretierbare Intensität der Motive widersprechen dem Anspruch an Einfachheit einer Novelle.

Die Novelle sollte ebenfalls nur eine nicht allzu umfangreiche Fabel vermitteln. Hand in Hand mit der Vielfalt der Motive geht jedoch eine Vielzahl an Fabeln. Je nach Lesart kann man *Die Frau des Richters* verschieden interpretieren und als Fabel folgende Fäden verfolgen:

- den Verlauf der Aufklärung in einem kleinen deutschen Fürstentum des ausgehenden 18. Jahrhunderts resp. den Weg des ‚möchte-gern‘-progressiven Erbfolgers zum regierenden Herzog
- das konfliktreiche Freundschaftsverhältnis zwischen Adalbert und Tobias
- das problematische Eheleben von Agnes und Adalbert
- das Erwachen der Frau als Subjekt
- der Konflikt zwischen Rechtsgefühl und geltendem Recht

Rezeptionsbedingt kann jeweils einer dieser roten Fäden als zentrale Fabel interpretiert werden, aber keiner kann völlig ausgeschlossen werden. Dies bemerkt auch Louis Gerrekens, wenn er sich fragt: „Könnte es sein, daß die Novelle in fine die Schwierigkeiten der Interpreten mit diesem Text, die – vergebliche – Suche nach einem roten Fa-

den antizipiert hätte?“¹³³ Will man also *Die Frau des Richters* eindeutig als Novelle betrachten, sollte sich der/die InterpretIn die persönliche Lesart bewusst machen und sich auf *eine* Hauptfabel, *einen* roten Faden konzentrieren. Sonst muss man vom theoretischen Anspruch auf Einfachheit der Fabel absehen. Fordert man als Kennzeichen für eine Novelle nur die Länge der Dichtung, so entspricht *Die Frau des Richters* mit einer Seitenzahl von 58 Taschenbuchseiten ohne weiteres dem Anspruch einer Erzählung mittlerer Länge.

Eine Rahmenerzählung nach dem Vorbild Boccacios resp. Goethes, gibt es in *Die Frau des Richters* nicht. Sie folgt dagegen der Tradition von Cervantes resp. Heinrich von Kleists und kann als Charakter- resp. Schicksalsnovelle bezeichnet werden. Inwieweit der Begriff *historische Novelle/Erzählung* zutreffend ist, wird in Kap. 3.2 näher untersucht. Die Differenzierung zwischen Erzählung und Novelle, die Freud ausgehend vom handlungsauslösenden Subjekt und vorgestelltem Handlungsziel resp. von der Handlung als Erzählkern macht, ist m.E. in vorliegendem Fall auch problematisch. Wieder ist es die Leserinterpretation, die entscheidet, wie man das Erzählte verstehen will. Es sind zwar immer Personen, die die Handlungen auslösen, doch ihre *Handlungsziele* sind nicht alle bekannt. Einige der angestrebten Ziele kann man als Leser nur erahnen. Andere Ziele, die offen als erreichbar dargestellt sind, werden explizit *nicht* erreicht (z.B. das Ziel des Herzogs, ein besserer Landesherr zu sein als sein Vater; oder das Ziel des Richters, Richter am Reichsgericht in Wetzlar zu werden). Geht man von der Handlung als Erzählkern für die Novelle aus, dann muss man sich wiederum auf *eine* Haupthandlung konzentrieren (z.B. die Gerichtsverhandlung oder die Subjektwerdung der Frau).

Wie obiger Versuch einer Gattungsbestimmung zeigt, ist es nicht unbedingt einfach *Die Frau des Richters* eindeutig festzulegen. Um an der Bezeichnung Novelle festhalten zu können, muss man von Leserinterpretationen ausgehen und entweder die Erzählung interpretatorisch begrenzen oder die theoretischen Voraussetzungen der Gattung nicht

¹³³ Gerrekens 1977: 55.

allzu eng ziehen.¹³⁴ Da sich vorliegende Arbeit *nicht* auf *eine* einzige Lesart beschränken will, sondern, im Gegenteil, den Text in seiner ganzen Weite als Ausgangspunkt versteht, wird vorwiegend der Begriff *Erzählung* zur Bezeichnung des Werkes verwendet. Der Begriff *Novelle* wird jedoch nicht konsequent ausgeschlossen, da ja Schnitzler selbst (vgl. Kap. 2.3) und auch viele Literaturkritiker *Die Frau des Richters* als *Novelle* bezeichnen.

3.2 Spezialfall:

HISTORISCHE ERZÄHLUNG, HISTORISCHER ROMAN

Arthur Schnitzler verlegte seine fiktive Geschichte *Die Frau des Richters* in eine vergangene Zeit hinein. Daher kann diese Erzählung unter dem Gattungsbegriff *historische Erzählung/historische Novelle* eingeordnet werden. Als Gattungsbegriff werden diese dem Begriff *historischer Roman* untergeordnet. Im Folgenden werden daher gattungstheoretische Betrachtungen über den historischen Roman vorgestellt. Anschließend wird nach den Mitteln gesucht, die Schnitzler für seine Darstellung von Vergangenheit benutzt, und die Frage diskutiert, welchen Effekt er damit erzielt.

3.2.1 Theorie des historischen Romans

Nach Aust ist der historische Roman eine Form der Dichtung, die faktische Vergangenheit fiktional verarbeitet.¹³⁵ In diesem Sinne repräsentiert diese Dichtung Geschichte, deutet Geschehenes und wird selbst zur Geschichte. Dabei bringt die Ambivalenz der deutschen Sprache, die Zweideutigkeit des Wortes *Geschichte*, eine weitere Dimension in den Begriff und verschärft die Kritik zum „Wert oder Unwert“¹³⁶ der Gattung. Einer-

¹³⁴ Die hier geforderte Leseraktivität zur Bestimmung der Gattung kann möglicherweise auch als *Anachronismus* verstanden werden, denn nach Wolfgang Iser haben sich die Forderungen an den Leser seitens der Gattung seit dem 18. Jahrhundert stark verändert. „Wurde dem Leser im Roman des 18. Jahrhunderts [...] eine explizite Rolle zugewiesen, [...] so verschwindet im Roman des 19. Jahrhunderts vielfach eine solche, dem Text eingezeichnete Rollenzuweisung. Statt dessen soll der Leser selbst seine Rollen entdecken [...]. Folglich komplizieren sich die Textstrategien, [...]. Dieser Vorgang kompliziert sich noch einmal im Roman des 20. Jahrhunderts [...].“ (Iser 1979: 10.)

¹³⁵ Vgl. Aust 1994.

¹³⁶ Aust 1994: 1.

seits wird der Wahrheitswert des historischen Romans in Frage gestellt, andererseits dessen pädagogischer Wert für beispielsweise die Tradierung von Geschichts-, Traditions- und Nationalitätsbewusstsein hervorgehoben.

Der historische Roman entstand als eigentliche Gattung im 18. Jahrhundert und erreichte einen ersten Höhepunkt um die Jahrhundertwende 1900. Als Prototyp der Gattung gelten heute noch die von Walter Scott 1814 veröffentlichten *Waverley Novels*. Im Realismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts erfuhr diese Romanform einen neuen Aufschwung. Ihre moderne Form fanden der historische Roman und das *historische Drama* in den 1920er Jahren und in der danach folgenden Exilliteratur. Wichtige deutschsprachige Repräsentanten der Gattung für diese Zeit sind u.a. Alfred Döblin, Robert Musil, Thomas und Heinrich Mann sowie Bertolt Brecht.¹³⁷

Stoffwahl und Themen des historischen Romans haben sich im Laufe der Zeit geändert, insbesondere dessen Funktion und die Wirkung der dargestellten zeitlichen Distanz. Der Anspruch an die Relationen zwischen Fakten und Fiktionen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Distanz und Nähe, zwischen mythischer Geschichte und geschichtlichen Mythen ist nicht konstant. Als mögliche *Themenbereiche* für historisches Erzählen bezeichnet Aust die „Geschichte der Heroen“, Mentalitätsgeschichte mit hauptsächlich „alltägliche[n] Themen“, sowie „Systeme und unpersönliche Prozesse“.¹³⁸ Der historische Stoff kann auf die verschiedensten Arten in die Dichtung eingeflochten werden. Mit Hinweis auf Victor Klemperers Werk,¹³⁹ führt Aust drei Verarbeitungsmöglichkeiten an:

1. Das geschichtliche Ereignis bildet nur den Hintergrund der Erzählung.
2. Die historisch authentischen Figuren kommen nur als Randfiguren vor.
3. Die historisch authentischen Figuren stehen als Protagonisten im Mittelpunkt der Dichtung.

¹³⁷ Vgl. Aust 1994: 52–152.

¹³⁸ Aust 1994: 9.

¹³⁹ Klemperer 1923, zitiert nach Aust 1994: 15.

Als gattungstypische *Geschichtssignale* zum Erkennen von historischer Dichtung dienen „Daten, Namen (von Personen, Stätten, Ereignissen, Epochen), kultur- und sittengeschichtliche Einzelheiten, amtliche Dokumente. [...] Solche Zeit-Zeichen sind im Text an beliebiger Stelle verstreut“.¹⁴⁰ Dabei spielen implizite Zeitzeichen (Namen, Ereignisse, Begriffe) dieselbe Rolle wie explizite Daten und Zeitangaben um eine Vergangenheit zu markieren. Typisch für die Markierung von Vergangenheit ist auch der Versuch die Sprache zu archaisieren, was Aust „als sinnlose Anstrengung“¹⁴¹ bezeichnet, da ja eigentlich keiner wirklich weiß, wie man ‚damals‘ sprach. Je größer der zeitliche Abstand des Erzählten zur Zeit des Erzählens ist, desto sinnloser erscheint der Versuch, die Sprache zeittypisch zu (re)konstruieren.

Fehlgriffe des Autors „im kulturhistorischen Detail“¹⁴² stellen Brüche in der Zeit dar. Diese Zeitbrüche, die sog. Anachronismen, entlarven die historische Dichtung als Täuschungsmanöver, die den Leser verunsichern. Die Anachronismen stellen also eine greifbare Verbindung zwischen den verschiedenen Zeitebenen – erzählter Zeit, Entstehungszeit, Zeit des Lesens – her. Als ein Beispiel für solchen typischen Anachronismus finden wir „die ‚Heil‘-Rufe im *Henri Quatre*“¹⁴³ (entstanden zwischen 1931–1938) von Heinrich Mann. Zeitbrüche wie diese ‚Heil‘-Rufe, die mit dem Nationalsozialismus¹⁴⁴ der 1930er Jahre verbunden werden, verweisen auf *eine* mögliche *Funktion* des historischen Romans, nämlich die Funktion des Gegenwartsbezugs. Mit Hilfe der Geschichte, mit Distanz zur Gegenwart, kann ein Autor parabolisch auf aktuelles Geschehen seiner eigenen Gegenwart hinweisen und dazu Stellung nehmen. Er kann den eigenen Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten, ohne jedoch die Dinge direkt beim Namen zu nennen. Gerade diese Funktion diente vorzugsweise den während der Nazizeit im Exil lebenden Autoren Deutschlands, zu denen auch Heinrich Mann gehörte.

¹⁴⁰ Aust 1994: 22, 23.

¹⁴¹ Aust 1994: 24.

¹⁴² Aust 1994: 25.

¹⁴³ Aust 1994: 25.

¹⁴⁴ Vgl. Schröter 1974: 121–131 und 165. Zu *Henri Quatre*: „Der Durchblick, den Heinrich Mann seinen Lesern aus der Geschichte auf das Treiben der Nazis, auf Göring und Goebbels selbst eröffnete, war gerechtfertigt [...]“ (Ebenda: 129.)

Andere Funktionen des historischen Romans gelten der Rekonstruktion von Geschichte, indem ein Autor das Bild einer „Person, Epoche oder Welt“¹⁴⁵ wieder herstellen resp. vertiefen will. In diesem Fall besteht ein relativ hoher Anspruch auf Wahrheitsbezug zur Geschichte.

„Historisches Erzählen“ bedeutet, Geschichten zu erzählen, die wiedererkennbare Geschichte voraussetzen. Es stellt dar, was bereits geschehen ist (genauer: was bereits als geschehen mitgeteilt wurde), es berichtet, was trotz Geschichtswissens unbekannt geblieben oder sich nur vererbt erhalten hat, erinnert einerseits an Bedeutendes, andererseits an Vergessenes oder Verdrängtes und vergegenwärtigt, was grundsätzlich abwesend bleibt, weil es bereits ‚gewesen‘ ist.¹⁴⁶

Es liegt im Wesen der Literatur, dass dabei die verschiedenen Funktionen des historisierenden Schreibens nicht immer klar auseinander gehalten werden können. Oft bewirkt gerade eine (re)konstruierte Vertiefung in Aspekte der geschichtlichen Vergangenheit einen schärferen Blick auf die Gegenwart.

Die fiktive Bearbeitung von geschichtlichen Fakten ist unweigerlich der Kritik ausgesetzt nicht wissenschaftlich zu sein, Geschichtsverfälschung zu betreiben. Diese Kritik trägt immer wieder dazu bei, den historischen Roman und dessen Stellung in der Literatur in Frage zu stellen resp. abzuwerten. Geschichtsschreibung arbeitet jedoch immer in hohem Grad mit narrativen Erzählstrukturen und daher auch mit Fiktionen. Hayden White konstatiert dazu: „Man kann einen imaginären Diskurs über reales Geschehen führen, der, obschon er ‚imaginär‘ ist, deshalb nicht weniger ‚wahr‘ zu sein braucht.“¹⁴⁷ Darüber hinaus werden beim Schreiben von Geschichte meistens auch Fakten verarbeitet, deren Quellen zum überwiegenden Teil schon vertextlichte Quellen sind. Es sind also Fakten, die bereits durch mindestens einen anderen Textverfasser bearbeitet worden sind. Dabei spielen der Blickpunkt und die Intention des jeweiligen Erzählers resp. des Geschichtsschreibers eine entscheidende Rolle für die Art der Darstellung.¹⁴⁸ Hans

¹⁴⁵ Aust 1994: 33.

¹⁴⁶ Aust 1994: 17.

¹⁴⁷ White 1990: 7. Zum narratologischen Problem der Geschichtsschreibung vgl. auch White 1981: 1–6.

¹⁴⁸ Vgl. White 1990: 45.

Robert Jauss verweist darauf, dass Geschichte *nicht* objektiv ist, sondern immer ein „Bedeutungspotential“ enthält, das im Laufe der Zeit „verschieden konkretisiert werden (kann)“.¹⁴⁹ Durch solche verschiedenartige Konkretisierung wird unser Bild der Geschichte ständig erweitert und ergänzt resp. neu konstruiert. Nach Daniel Fulda besteht daher ein geschichtlicher Text außer aus dem Quellenwissen immer auch aus der Erkenntnis, die ein Historiker der Geschichte entnimmt. „Das Wissen, das ein Text [der Geschichte] repräsentiert, ist daher nirgends außerhalb dieses Textes zu finden“,¹⁵⁰ oder wie es Reinhart Koselleck ausdrückt: „Jedes historisch eruierte und dargebotene Ereignis lebt von der Fiktion des Faktischen, die Wirklichkeit selber ist vergangen.“¹⁵¹ Der Wahrheitswert, die Wiedererkennbarkeit der Geschichte ist immer relativ. Die Geschichte selbst ist immer ein Konstrukt, das *rekonstruiert* wird im Sinne einer Nachahmung, die nie ganz der Wirklichkeit entspricht. Der Stand der Geschichtswissenschaft, politische Stellungnahmen, zeitlicher Abstand sind einige der möglichen Momente, die unser Bild der Vergangenheit mitbestimmen. Für Geschichte gilt, was auch Clifford Geertz für die Anthropologie feststellt:

In short, anthropological writings are themselves interpretations, and second and third order ones to boot. [...] They are, thus, fictions; fictions, in the sense that they are ‚something made‘, ‚something fashioned‘ – the original meaning of *fictiō* – not that they are false, unfactual, or merely ‚as if‘ thought experiments.¹⁵²

Damit kann man also konstatieren, dass die Grenzen zwischen der eigentlichen Geschichtsschreibung und der fiktionalen Dichtung in Form des historischen Romans nicht absolut sind. Beide Erzählformen benutzen gleichartige Erzähltechniken. Erst der Anspruch an Fakten und wirkliches Geschehen unterscheidet die Gattungen. Dabei strebt die Geschichtsschreibung nach einem höchst möglichen Grad an belegbaren Fakten, während der Anteil an Fakten im fiktiven Schreiben in Roman und Erzählung freie Variabilität zulässt. Lion Feuchtwanger behauptet sogar:

¹⁴⁹ Jauss 1990: 535.

¹⁵⁰ Fulda 1999: 31.

¹⁵¹ Koselleck 1990: 567.

¹⁵² Geertz 1993: 15.

Die gute historische Dichtung benützt [...] Fakten gewissermaßen nur als Sauce: das Wesentliche des guten historischen Romans ist das ‚Erfundene‘, seine ‚Lügen‘. [...] Das Historische [...] ist also nur eine Einkleidung, ein Mittel, nicht Selbstzweck.¹⁵³

Vom historischen Roman unterscheidet sich die historische Erzählung/Novelle dadurch, dass sie sich mit einem noch minderen Grad an Faktizität begnügen kann. Ihr Anspruch auf Geschichtlichkeit kann sich auf einzelne Fakten (Namen, Orte, Geschehnisse) beschränken, ohne auf größere Zusammenhänge Rücksicht zu nehmen. Eine nähere Definition lautet demnach:

Historische Erzählung, histor. Novelle, kürzere erzählende Dichtung in Prosa, seltener Versform, über histor. (oder zumindest in histor. beglaubigter Umgebung angesiedelte) Gestalten und Vorfälle; meist auf ein zentrales Ereignis aus einem größeren Komplex von Geschehnissen (oder aus einem Lebenslauf) konzentriert und dadurch vom umfang- und figurenreicheren histor. Roman unterschieden.¹⁵⁴

Die historische Erzählung berichtet also über historische, d.h. authentische Gestalten und/oder sie erzählt von historisch beglaubigten Ereignissen und fokussiert dabei gerne *ein* spezielles Ereignis, das in ihr dichterisch (fiktional) verarbeitet wird. Da die Ansprüche an die historische Authentizität der Gestalten und Ereignisse nicht absolut sind, sondern, wie immer wieder betont werden muss, stark variieren, ist die Definition abgeschwächt auf ‚zumindest [...] histor. beglaubigte[...] Umgebung‘. Die Form der historischen Erzählung überschneidet sich mit der Form des historischen Romans, der umfangreicher und dadurch in der Regel auch figurenreicher ist.¹⁵⁵

Der Rückgriff auf historisch authentische Gestalten und Vorfälle fordert vom Autor ein Wissen über die Vergangenheit, das sich bei einer größeren Zeitspanne nicht auf eigene Erinnerung und Erfahrung gründen kann, sondern ein Quellenstudium voraussetzt. Solche Quellen sind normalerweise, wie oben beschrieben, verschiedene Formen von Geschichtsschreibung, d.h. narrative Formen von Erzählungen, die zwar Anspruch auf

¹⁵³ Feuchtwanger 1931: 343, 344.

¹⁵⁴ Metzler-Literatur-Lexikon 1990: 201 (Hervorhebung im Orig.) Vgl ebenso: Literatur-Brockhaus 1988: 204.

¹⁵⁵ Vgl. Literatur-Brockhaus 1988: 204; ebenso Metzler-Literatur-Lexikon 1990: 201.

Wirklichkeit erheben, selbst aber schon aus fiktional bearbeiteten Fakten bestehen. Es soll also abermals hervorgehoben werden, dass sich hier authentische und fiktive Geschichte tangieren, denn „(der) (g)eschichtliche Stoff als dichterische Vorlage erweist sich [... meist bereits] als ‚Nachschrift‘ der Wirklichkeit.“¹⁵⁶

In welchem Ausmaß entspricht nun die Schnitzlersche Erzählung *Die Frau des Richters* den theoretischen Voraussetzungen der Gattung historische Erzählung? Welche historischen Zeitzeichen sind in ihr verarbeitet und welche Funktion haben diese resp. welchen Effekt rufen sie beim Rezipienten hervor?

3.2.2 Analyse der historischen Erzählung *Die Frau des Richters*

– Probleme der Authentizität

Arthur Schnitzler gibt in *Die Frau des Richters* seinen Lesern keine Zeitangaben in Form von expliziten Jahreszahlen oder Daten. Die einzige als explizit zu betrachtende Zeitangabe ist „die Wende des Jahrhunderts“ (Schnitzler 1996a: 134). Diese Wende kann jedoch mit Hilfe von impliziten Zeitzeichen als die Jahrhundertwende um 1800 erkannt werden. Im Weiteren verwendet Schnitzler faktische Namen und Orte, einerseits um seine Geschichte zeitlich und örtlich zu verankern, andererseits um soziale und gesellschaftliche Verhältnisse zu fixieren und seine Figuren zu charakterisieren.

3.2.2.1 Authentische Namen

Gleich am Anfang der Erzählung *Die Frau des Richters* erfährt der Leser vom Aufenthalt des jungen Fürsten in Paris. Dort pflegte dieser freundschaftlichen Umgang mit dem „berühmten Enzyklopädisten Diderot und [mit] Baron von Grimm“ (Schnitzler 1996a: 76). Denis Diderot lebte 1713 bis 1784. Er „begann 1751 seine Arbeit mit der Herausgabe eines enzyklopädischen Lexikons“¹⁵⁷ und arbeitete gut zwanzig Jahre lang

¹⁵⁶ Aust 1994: 10.

¹⁵⁷ Brockhaus 1908, Bd. 5: 183.

an diesem Werk.¹⁵⁸ Als Encyclopädist wurde er schon zu seinen Lebzeiten allgemein berühmt, während er uns heute mehr durch seine postum erschienenen Werke¹⁵⁹ bekannt ist. Friedrich Melchior von Grimm (1723–1807) kam im Jahre 1748 nach Paris und wurde dort „Mitarbeiter an den philos. Artikeln“¹⁶⁰ des *enzyklopädischen Lexikons*. Seine Berühmtheit erreichte er jedoch hauptsächlich durch seine *Correspondance Littéraire*. Den Titel *Baron* erhielt Grimm 1776, als er „bevollmächtigter Minister zu Paris für Sachsen-Gotha [wurde]. Die Revolution brachte ihn um sein Vermögen und zwang ihn zur Emigration nach Gotha.“¹⁶¹ Mit Hilfe dieser Fakten kann der Aufenthalt des fiktiven Fürsten Karl Eberhardt XVII. in Paris auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, näher bestimmt auf die Zeit nach 1751 (evtl. sogar nach 1776, dem Jahr der Verleihung des Barontitels an Grimm) und vor 1784, dem Todesjahr Diderots, festgelegt werden. Auf jeden Fall verließ Karl Eberhardt Paris vor dem Ausbruch der Französischen Revolution 1789. Die zeitliche Spanne zwischen dem erzählten Geschehen in der Erzählung und der Zeit des Entstehens von *Die Frau des Richters* um 1920 beträgt damit gut 150 Jahre. In diesem Zusammenhang möchte ich explizit darauf aufmerksam machen, dass das im Verlauf dieser Arbeit oft als Quelle hinzugezogene Werk *Brockhaus' Konversations-Lexikon (1908)* dem vorherrschenden Geschichtsbild der Entstehungszeit von *Die Frau des Richters* und damit vermutlich weitgehend auch dem Schnitzlers entspricht. Die (Re)konstruktion von Geschichte ist hier noch nicht durch eine weitere Zeitperspektive (unsere heutige) verschoben worden (vgl. Kap. 2.5).

Mit den Namen Diderot und Grimm bestätigt Schnitzler auch den explizit dargestellten Reformwillen des jungen Fürsten und dessen ursprüngliches Streben nach höheren Lebenszielen als sein Vater sie gehabt hatte. Denn er lebte „in Paris [...], wo er [...] mehr

¹⁵⁸ „Epochemachend in der Geschichte der enzyklopäd. Litteratur wurde die von Diderot und d'Alembert herausgegebene ‚Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers‘, ein Werk, welches das wissenschaftliche Material im Geiste der Zeit aufzufassen und die philos. Weltanschauung des 18. Jahrh. zur Geltung zu bringen bestrebt war. Es erschien zuerst in Paris 1751–72 in 28 Foliobänden.“ (*Brockhaus* 1908. Bd. 5: 1033.)

¹⁵⁹ Vgl. Magee 2001: 125.

¹⁶⁰ *Brockhaus* 1908. Bd. 5: 1035.

¹⁶¹ *Brockhaus* 1908. Bd. 8: 326.

den Hohn als die Erbitterung seines Vaters herausfordernd, mit Gelehrten und Schriftstellern, [...] persönlichen Verkehr gepflogen hatte“ (Schnitzler 1996a: 76). Die faktischen Namen haben somit auch die Funktion, die Figur des Fürsten zu charakterisieren.

Andere historisch authentische Namen im Hintergrund der Erzählung fungieren außer als implizite Zeitzeichen auch als Erinnerungssignale für historische Ereignisse und damit als Markierung für historische Authentizität. Da diese Markierungen nicht explizit sind, sind sie vom jeweiligen Geschichtswissen des Lesers abhängig und fungieren als Wissensbestände, die einen *Kontextualisierungsprozess* auslösen (vgl. Kap. 4.1.2 – Kontextbedeutung). Je nach Vorwissen des Rezipienten ist die Intensität dieses Kontextualisierungsprozesses unterschiedlich und kann bei geringem Geschichtswissen sogar völlig ausbleiben. Solche Erinnerungssignale sind z.B. das „unermeßlich reiche[...] polnische[...] Fürstengeschlecht der Poniatowski“ (Schnitzler 1996a: 77), mit dem die verstorbene Gattin des alten Herzogs verschwägert war und die „Prinzessin von Württemberg“ (Schnitzler 1996a: 117 und 134), die der junge Fürst im Verlauf der Erzählung heiratet. Aus dem polnischen Fürstengeschlecht Poniatowski traten im Verlauf der Geschichte etliche historisch wichtige Personen hervor. Hier als Beispiel genannt sei Stanislaus II., August Poniatowski (1737–1798), der 1764 zum polnischen König gewählt wurde und nach der Eliminierung des Staates Polen 1795 abdankte. Er wurde der letzte König Polens.¹⁶²

Mit dem Namen der Herzoge von Württemberg verbinden sich historisch sowohl Soldatenverkauf (vgl. Schnitzler 1996a: 84) (vgl. Kap. 4.2.2), Mätressenwirtschaft (vgl. Schnitzler 1996a: 84) als auch der Begriff Gartenmägdelein (vgl. Schnitzler 1996a: z.B. 76). Zur Geschichte Württembergs im 18. Jahrhundert kann man aus dem Brockhaus u.a. folgendes erfahren:

Auch die fast 50jährige Regierung Karl Eugens ([...] 1737–93) brachte durch die Genußsucht und Verschwendung des Herzogs viel Unglück über das Land.¹⁶³

¹⁶² Vgl. Cethagus 2003 [online].

¹⁶³ Brockhaus 1908. Bd. 16: 863. Karl Eugen, Herzog von Württemberg, geb. 1728 (vgl. Brockhaus 1908. Bd. 10: 165).

Die Summen, die er für Theater, Bälle, seine Maitressen usw. verschwendete, überstiegen bei weitem die Kräfte Württembergs. Um sich Hilfsquellen zu eröffnen, wurde *ein schändlicher Handel mit den Landeskindern getrieben*, die als Soldaten an Holland und an andere Staaten verkauft wurden.¹⁶⁴

Die Geschichtsschreibung im Konversationslexikon von 1908, die hohen Anspruch an Authentizität stellt, spricht hier also von ‚Genusssucht‘ und ‚Verschwendung‘ des Württembergischen Herzogs Karl Eugen. Diese Aussage könnte jedoch beinahe ein Teil aus Schnitzlers fiktiver Erzählung *Die Frau des Richters* sein, schildert sie doch das Leben der regierenden Fürsten Sigmaringens in entsprechender Weise. Einzig das Erbe der Poniatowskis (vgl. oben) verschont die Bevölkerung vor harten Steuern (vgl. Schnitzler 1996a: 77). Im Zusammenhang mit dem Fürstengeschlecht von *Württemberg* kann auch erwähnt werden, dass der Name *Eberhard* (vgl. Schnitzler 1996a: z.B. 76) als Erbname der Württemberger vom 13. bis ins 18. Jahrhundert entweder mit Ordnungszahl (I.–VI.), höherem Titel (Fürst) oder als Doppelname wie z.B. Eberhard Ludwig (1677–1733)¹⁶⁵ oft vorkommt. Ob Schnitzler jedoch seine Protagonisten nach ihnen benannt hat, im Namen eine symbolische Bedeutung sehen wollte¹⁶⁶ oder ihn mehr zufällig gewählt hat, soll dahingestellt bleiben.¹⁶⁷

Diese zwei hier näher betrachteten, in der Erzählung nur nebenbei erwähnten Fürstennamen, Poniatowski und Württemberg, repräsentieren also ein zeittypisches Gesellschaftssystem, das im ausgehenden 18. Jahrhundert zwar noch allgemeine Realität war, aber doch schon unter starkem Druck nach Veränderungen stand (vgl. Kap. 2.5.2).

¹⁶⁴ *Brockhaus* 1908, Bd. 10: 165. (Kursivierung von U.U.)

¹⁶⁵ Vgl. *Brockhaus* 1908, Bd. 10: 862, 863.

¹⁶⁶ Vgl. dazu Gerrekens 1997: 47.

¹⁶⁷ Interessant ist, dass auch Lion Feuchtwanger (1884–1958) in seinem 1925 erschienenen historischen Roman *Jud Süß* explizit die Mätressenwirtschaft des Grafen von Württemberg, dem „Herzog Eberhard Ludwig“ behandelt. (Vgl. Feuchtwanger 2001: 8.)

3.2.2.2 Authentische Orte

Für seine örtliche Einrahmung und Verankerung benutzt Arthur Schnitzler das Fürstentum Sigmaringen (vgl. Schnitzler 1996a: z.B. 76). Das faktische Fürstentum Sigmaringen mit seiner gleichnamigen Residenzstadt liegt im heutigen Gebiet von Baden-Württemberg, innerhalb des Naturparks Obere Donau. Sigmaringen wird erstmals im Jahr 1077 erwähnt und die Stadtgründung geht aufs Jahr 1250 zurück. Im Laufe der Zeit wechselte der Besitz zwischen verschiedenen Grafschaften, bis das Land 1534 vom Grafen Karl von „Hohen“-Zollern erworben wurde. Das Haus der Hohenzollern wurde 1623 in den Fürstenstand erhoben. Durch die Unterzeichnung der Verfassung des Rheinbundes wurde das Fürstentum 1806 souverän. Das Residenzschloss der Hohenzollern steht heute noch hoch über der Stadt Sigmaringen und dient u.a. als Museum.¹⁶⁸ Unweit der Stadt befindet sich das Jagdschloss der Hohenzollern, „Josephslust“.¹⁶⁹ Dieses Jagdschloss liegt heute im „Natur-Wildpark-Josefslust“.¹⁷⁰ Arthur Schnitzler fikionalisierte ein solches Jagdschloss unter dem Namen „Jagdschloß Karolslust“ (Schnitzler 1996a: 76). Es dient in *Die Frau des Richters* außer zur Jagd auch als „Lustschlößchen“ (Schnitzler 1996a: 77), das von den Gartenmägdelein der Fürsten bewohnt wird. Das Fürstentum Sigmaringen dient zwar als Ort der Handlung in der Erzählung *Die Frau des Richters*, doch es sind *nicht* die Fürsten von Hohenzollern selbst, die direkt mit den fürstlichen Protagonisten bei Schnitzler in Verbindung gebracht werden können. Einerseits ist der Zeitpunkt für einen jeweiligen Herrscherwechsel zeitlich nicht mit der fiktionalen Erzählung vergleichbar, andererseits ist auch keine Namensgleichheit vorhanden.¹⁷¹

Schnitzlers explizite Ortsangabe Paris, mit dem intellektuellen Leben der namentlich genannten Gelehrten Diderot und Grimm (vgl. oben; Kap. 3.2.2.1), birgt in sich eine moralische Doppeldeutigkeit und somit eine Charakterisierung des fürstlichen Protagonisten. Die Doppelmoral wird im weiteren Verlauf der Erzählung durch die Reden des

¹⁶⁸ Vgl. Sigmaringen 2003 [online].

¹⁶⁹ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 14: 970.

¹⁷⁰ Wildpark 2003 [online].

¹⁷¹ Vgl. Hohenzollern 2003 [online].

Richters Adalbert explizit. Für ihn ist Paris nicht nur Ort der Gelehrten, sondern vor allem Ort der maßlosen Sittenlosigkeit. Es steht für ihn fest, dass der Fürst „in Paris [...] sich mit Frauenzimmer[n] der übelsten Art herumgetrieben (habe)“ (Schnitzler 1996a: 88) und sich dabei die widrigste Geschlechtskrankheit zugezogen hat (vgl. dazu Kap. 5.4.2). Diese Doppelmoral beschreibt Heinrich von Kleist am 15. August 1801 in einem Brief aus Paris an Wilhelmine von Zenge: „O ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte.“¹⁷²

Richter Adalbert Wogelein in *Die Frau des Richters* hofft auf eine berufliche Karriere durch eine Versetzung ans Reichsgericht zu Wetzlar (vgl. Schnitzler 1996a: 128). Wetzlar war ab 1689 Sitz des Reichskammergerichts, dem obersten Gericht, d.h. dem höchsten Zivilgericht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis zu dessen Auflösung 1806.¹⁷³ Der Erzähler lässt den Leser im Ungewissen darüber, ob er diese Auflösung kennt. Die tiefgreifenden politischen Veränderungen von 1806 liegen außerhalb des Erzählten. Schnitzler verlegt seine Geschichte auch mit dieser Ortsangabe in einen bestimmten historischen Raum und in ein klar definiertes Gesellschaftssystem.

3.2.2.3 Forschungsstand

Erik A. Blackall referiert in seiner Arbeit über Tobias Klenk¹⁷⁴ zwei verschiedene historische Figuren, die den fiktiven Fürstenfiguren bei Schnitzler als Vorbild gedient haben könnten. Dabei stützt Blackall sich auf 1975 noch unveröffentlichte Quellen im Nachlass Schnitzlers¹⁷⁵ und auf Tagebuchaufzeichnungen, wo Schnitzler notiert hat, er habe Vehse¹⁷⁶ gelesen. Eduard Vehses Werk erschien 1793 in Hamburg unter dem Titel *Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation*¹⁷⁷ und besteht aus mehreren Bän-

¹⁷² Kleist 1993: 681. Vgl. dazu auch Sack 1989: 10.

¹⁷³ Vgl. Wetzlar/Index2 2003 [online] und Reichskammergericht 2003 [online].

¹⁷⁴ Blackall 1975.

¹⁷⁵ Nachlass in: „the State University of New York at Binghamton [...] loan of microfilm of the relevant section of the *Nachlaß*.“ (Blackall 1975: 279, Fußnote 26.)

¹⁷⁶ Vgl. u.a. Schnitzler 1985: 46 (15.5.1917).

¹⁷⁷ Vgl. Blackall 1975: 279, Fußnote 27.

den. Als erste historische Vorbildfigur nennt Blackall Herzog Georg von Meiningen, der 1782–1803 regierte und der es nicht einmal zuließ, dass jemand unbestraft einen Ast in seinem Park abbrach. Als zweite historische Figur erkennt Blackall

Duke Carl III Wilhelm of Baden-Durlach (who ruled from 1709–1738), who kept a hundred and sixty *Gartenmägdelein* in his hunting-lodge, which was called Carlsruhe (cf. Schnitzler's Karolslust).¹⁷⁸

Blackalls Forschung bestätigt das Bild der Gesellschaft im 18. Jahrhundert, das Schnitzler seinen Lesern vermitteln wollte.

3.2.2.4 Sprachliche Authentizität?

Nach Aust ist der Versuch Vergangenheit durch Sprache zu markieren ein sinnloses Unternehmen¹⁷⁹ (vgl. Kap. 3.2.1). Trotzdem erhält man beim Lesen von Arthur Schnitzlers Erzählung den Eindruck, dass er dies wenigstens versucht hat. So finden sich in *Die Frau des Richters* keine offenbaren Modernitäten oder Neologismen, die eindeutig als Anachronismen definiert werden können und die dadurch eine explizite Zugehörigkeit zum ausgehenden 19. resp. beginnenden 20. Jahrhundert demonstrieren könnten, wie das z.B. bei Heinrich Mann (vgl. Kap. 3.2.1) der Fall ist.

Schnitzler verwendet eine archaisch anmutende Alltagssprache, denn er verwendet zum Teil altertümliche Ausdrücke wie: *Botmäßigkeit*, *Unbill*, *Sukkurs* und *heilige Feme*. „Adalbert [...] geriet [...] in ein Verhältnis von unbegreiflicher Botmäßigkeit“ (Schnitzler 1996a: 80). Botmäßigkeit bedeutet Herrschaft resp. Gewalt und wird im Duden 1996 als gehoben und „veraltet“¹⁸⁰ bezeichnet. Das Wort Unbill – „die Unbill, die seinen tugendhaften Schwestern widerfahren sei“ (Schnitzler 1996a: 81) – bedeutet Unrecht und erschien nachweisbar im 16. Jahrhundert in der deutschen Sprache. Im Duden unserer Zeit wird der Status des Wortes als gehoben bezeichnet, jedoch noch nicht als veral-

¹⁷⁸ Blackall 1975: 279. (Kursivierung bei Blackall.)

¹⁷⁹ Vgl. Aust 1994: 24.

¹⁸⁰ Vgl. DUW 1996: 277.

tet.¹⁸¹ Sukkurs – „(ich) pfiß um Sukkurs“ (Schnitzler 1996a: 97) – steht für Hilfe, Unterstützung, Verstärkung und gilt heute auch als veraltet. Das Wort ist vor allem seit dem 17. Jahrhundert bekannt und kann u.a. auch in Schriften von Kleist und Goethe gefunden werden.¹⁸² Die heilige Feme bezeichnet ein Freigericht, ein mittelalterliches Sondergericht resp. ein heimliches Gericht, das z.B. über politische Feinde oder Verräter urteilte. So wird der Begriff auch von Arthur Schnitzler verwendet: „Der uns verrät, ja, der auch nur abfällt von uns, ist unerbitterlich der Rache ausgeliefert, so gewiß, als hätte die heilige Feme das Urteil über ihn gesprochen.“ (Schnitzler 1996a: 126.) Diese im Mittelalter wichtige Gerichtsform wurde 1495 wegen zunehmenden Machtmissbrauchs als unzeitgemäß abgeschafft. Als Gerichtsform für einfache Vergehen bestand die Feme noch bis ins 19. Jahrhundert.¹⁸³ In der Weimarer Republik wurde das Wort ab 1920 wieder aktuell, denn „(u)nter dem Vorwand der Vaterlandsverteidigung [...] wurden [...] wenigstens 300 Morde an mißliebigen Politikern, Intellektuellen, ‚Verrätern‘ aus den eigenen Reihen und Kommunisten begangen.“¹⁸⁴ Diese von Rechtsradikalen begangenen Morde wurden allgemein als Fememorde bezeichnet. Der von der Tagespresse fleißig verwendete Begriff gehört daher in den Interdiskurs der Entstehungszeit von *Die Frau des Richters*.

Außer Alltagssprache mit altertümlichen und altertümlich anmutenden Wörtern verwendet Schnitzler Phraseologismen, idiomatische Ausdrücke und formelhafte Redewendungen; hier einige Beispiele:

[...] daß der junge Fürst aus anderem Holz geschnitzt sei als die anderen hohen Herren. (Schnitzler 1996a: 88.)

[...] der boshafte Drang, [...] Adalbert Wogelein, in die Tinte zu bringen? (Schnitzler 1996a: 104.)

Und wie machen sie's, daß sie in den Erdboden verschwinden, [...]. (Schnitzler 1996a: 109.)

[...] dafür leg' ich meine Hand ins Feuer, [...]. Ja, meinen Hals verwett' ich, [...]. (Schnitzler 1996a: 126.)

¹⁸¹ Vgl. Kluge 1982: 847 und DUW 1996: 1599.

¹⁸² Vgl. DUW 1996: 1499 und Grimm 1942: 1040, 1041.

¹⁸³ Vgl. DUW 1996: 496; Kluge 1982: 258 und *Brockhaus* 1908. Bd. 6: 548, 549.

¹⁸⁴ Weismantel 1993: 48.

Solche Redewendungen vermitteln leicht den Eindruck, dass der Text einer anderen Zeit zugehören könnte als der modernen Gegenwart des 20. Jahrhunderts. Eine nähere Betrachtung dieser Wendungen soll zeigen, ob dieser Eindruck berechtigt ist oder nicht.

„(A)us anderem Holz geschnitzt“ (Schnitzler 1996a: 88) ist ein Mensch, der „*mit rücksicht auf seinen wert und seinen inneren gehalt [...] [mit] dem holze verglichen (wird) [sic!]*“.¹⁸⁵ So kann jemand nicht nur aus anderem, sondern auch aus demselben Holz geschnitzt sein, z.B. aus gutem oder aus grobem.¹⁸⁶ Diese Redewendung hat nicht nur bei Grimm, sondern auch im *Duden 11* die gleiche Bedeutung. Als Textbeispiel werden im letzteren Zitate von Thomas Mann angeführt.¹⁸⁷

Der Richter fragte sich, ob sein Freund Tobias es darauf absah, ihn „in die Tinte zu bringen?“ (Schnitzler 1996a: 104.) Für diesen idiomatischen Gebrauch von Tinte gibt Grimm u.a. folgende Beispiele: „aber jetzt kommen wir in die tinte. HERMES *Soph.* (1776) [...] so auf ein bloszes reden hin kann ein richter nichts machen, wohl er käme schön in die tinte, [...] GOTTHELF *schuldenb.* 25 [sic!]“.¹⁸⁸ Nach *Duden 11* kann man umgangssprachlich jemanden „in die Tinte reiten“, darein „geraten“ oder halt schon darin „sitzen“.¹⁸⁹

„(I)n den Erdboden verschwinden, [...]“ (Schnitzler 1996a: 109): Der Erdboden wird traditionell außer für konkreten Boden aus der Materie Erde, als globale Bezeichnung für Erde im Sinne von Welt verwendet. Die Redewendung „im [Erd]boden versinken“ bedeutet sich schämen. „[E]r schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den erdboden, als ob er hinein sinken wollte. *Engels phil. f. die welt* 18; [...] schäme dich in den erdboden hinein! [sic!]“.¹⁹⁰ Beide, Grimm und *Duden 11* geben diese Redewendung

¹⁸⁵ Grimm 1877: 1764. (Kursivierungen bei Grimm.)

¹⁸⁶ Vgl. Grimm 1877: 1764, 1765.

¹⁸⁷ Vgl. Duden 1992: 348.

¹⁸⁸ Grimm 1935: 502, 503. (Kursivierungen bei Grimm.)

¹⁸⁹ Duden 1992: 724.

¹⁹⁰ Grimm 1862: 749. (Kursivierung bei Grimm.)

wörtlich wieder.¹⁹¹ Die idiomatische Bedeutung des Ausdrucks ist alt, wird aber auch im modernen Sprachgebrauch noch oft verwendet.

Formelhafte Redewendungen mit Hand und Feuer gibt es unzählige. Wortgleich mit dem von Schnitzler verwendeten Phraseologismus „dafür leg' ich meine Hand ins Feuer“ (Schnitzler 1996a: 126) gibt *Duden 11* als Beispiel ein Zitat von Brecht: „Das stimmt, was er sagt, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“¹⁹² Zum Ursprung resp. zur Altersbestimmung dieser Redewendung, finden wir ebenda folgende Erklärung:

Die Wendung bezieht sich auf die mittelalterlichen Feuerurteile, bei denen der Angeklagte um seine Unschuld zu beweisen, seine Hand eine Weile ins Feuer halten mußte. Erlitt er keine oder nur geringfügige Verbrennungen, so galt er als unschuldig.¹⁹³

Wie obiges Beispiel zeigt, gehört die Redewendung zum modernen Sprachgebrauch des 20. Jahrhunderts. Sie ist jedoch eine Folge von traditionellem Sprachgebrauch, der sich aus historischen Fakten gebildet hat und bis heute bestehen geblieben ist.

„Ja, meinen Hals verwett' ich, [...]“ (Schnitzler 1996a: 126). Es gibt sowohl im Wörterbuch der Brüder Grimm als auch im *Duden 11* unzählige verschiedene formelhafte Wendungen mit Hals¹⁹⁴. Oft steht Hals im Zusammenhang mit haften, wie: „mit dem eigenen halse hafte[n]“¹⁹⁵ oder mit kosten: „[...] einen Spaß der mich bald zwei Beine und einen Hals gekostet hätte.“¹⁹⁶ Der Hals gilt u.a. als Symbol des Lebens und der persönlichen Freiheit und wird in dieser Bedeutung außer von Schiller auch von Goethe und Kleist gebraucht.¹⁹⁷ Die Redewendungen mit Hals werden größtenteils als umgangssprachlich bezeichnet.¹⁹⁸

¹⁹¹ Vgl. Grimm 1862: 749 und Duden 1992: 181.

¹⁹² Brecht 1964 : *Der gute Mensch von Sezuan*; zitiert nach Duden 1992: 300.

¹⁹³ Duden 1992: 300.

¹⁹⁴ Vgl. Grimm 1877: 242–256 und Duden 1992: 293–296.

¹⁹⁵ Grimm 1877: 247.

¹⁹⁶ Schiller 1997: 132. Vgl. Grimm 1877: 245.

¹⁹⁷ Vgl. Grimm 1877: 245, 249.

¹⁹⁸ Vgl. Duden 1992: 293–296.

Wie diese Analyse der Sprache zeigt, verwendet Schnitzler zum Teil nachweisbar veraltete Wörter und Wörter, die altertümliche Gesellschaftsphänomene bezeichnen, um sich von seiner Gegenwart zu distanzieren. Die von ihm verwendeten idiomatischen Ausdrücke und Phraseologismen sind zwar nicht veraltet, aber sie verweisen auf eine lange sprachliche Tradition, die z.T. auf historische Geschehen zurückverfolgt werden kann. Was die Erzählung *Die Frau des Richters* am meisten von den 1920er Jahren unterscheidet, ist nicht der hier nachgewiesene umgangssprachliche traditionelle Sprachgebrauch, sondern eher der Mangel an expliziten Ausdrücken, die für die aktuelle Gegenwart Schnitzlers typisch wären. Der Autor versucht also *nicht* das sinnlose Unternehmen (vgl. Kap. 3.2.1), die Sprache des 18. Jahrhunderts nachzuahmen, sondern er vermeidet aktuelle Zeitzeichen/-phänomene seiner eigenen Gegenwart, um so den Eindruck von Historizität des Erzählten zu vermitteln.

3.3 Zusammenfassung der gattungstheoretischen Betrachtungen

Bei einer näheren Betrachtung des Gattungsbegriffs zeigt es sich, dass *Die Frau des Richters* sich nicht problemlos in den Rahmen der Gattung Novelle (vgl. Kap. 3.1.2) einordnen lässt. Eine solche Einordnung könnte nur durch eine Begrenzung des vorhandenen Motivreichtums und vor allem durch eine Begrenzung der möglichen Fabeln resp. der möglichen ‚roten Fäden‘ für den Verlauf der Geschichte durchgeführt werden. Da jedoch in vorliegender Arbeit die Offenheit des Textes für verschiedene Lesarten nicht begrenzt werden soll, wird für die Bezeichnung des Schnitzlerschen Werkes hauptsächlich der weitere, nicht so stark konnotativ geprägte Begriff Erzählung verwendet.

Die Analyse von *Die Frau des Richters* als historische Erzählung (Kap. 3.2.2) zeigt, dass Schnitzler mit Hilfe von historisch authentischen Namen und Orten seine Erzählung in einem bestimmten geschichtlichen Rahmen verankert. Dabei verarbeitet er diese historischen Daten jedoch ausschließlich als Kulisse, d.h. als Hintergrund in seiner fiktiven Geschichte. Er will kein bestimmtes historisches Ereignis neu darstellen und die

fiktiven Figuren haben kein ganz eindeutiges historisches Vorbild. Schnitzler will also auch nicht die Geschichte einer bestimmten heroischen Figur neu beleben. Die Funktion seiner historischen Erzählung kann jedoch als eine Art von Mentalitätsgeschichte mit alltäglichem Thema betrachtet werden, denn der hier gegebene historische Rahmen beinhaltet vieles an Epochengefühl und Moral des ausgehenden 18. Jahrhunderts und unterstützt die Charakterisierung der Protagonisten. Durch seinen konservativen Sprachgebrauch, d.h. mit Hilfe einer neutralen, alltäglichen Sprache ohne explizite Zeitzeichen des 20. Jahrhunderts, vertieft Schnitzler das Gefühl von Historizität. Sein Gebrauch von traditionellen, teilweise veralteten Ausdrücken und idiomatischen Redeweisen unterstützt die Zeitauffassung, die durch authentische Namen und Orte vermittelt wird.

4 ARCHÄOLOGIE DER TEXTE – INTERTEXTUALITÄT

Wie oben nachgewiesen, verwendet Arthur Schnitzler Fakten als Zeitzeichen, die auf die erzählte Zeit zurückgeführt werden können und verstärkt mit Hilfe von alten, umgangssprachlichen Redewendungen das Gefühl von Vergangenheit. Doch das sind nicht die einzigen Mittel des Autors den Eindruck von Historizität zu erwecken. Schnitzler will nicht nur die Zeit der deutschen Klassik beschreiben, sondern ist stolz auf den Kritikerkommentar, *Die Frau des Richters* „(stelle) ein klassisches Stück vor“¹⁹⁹ (vgl. Kap. 2.3).

Die literarische Entwicklung im ausgehenden 18. Jahrhundert hat ihren Ausgangspunkt in der Aufklärung. Es war eine Zeit, in der unter den ‚aufgeklärten Fürsten‘ neue Freiheiten durchgesetzt wurden, z.B. Meinungs-, Presse- und Religionsfreiheit (vgl. Kap. 2.5.2). Im Zeichen dieser neuen Möglichkeiten und unter dem Einfluss französischer Aufklärer (wie Voltaire, Rousseau, Diderot und d’Alembert; vgl. Kap. 3.2.2.1) griffen die neuen Ideen allmählich auch auf die deutschsprachige Welt über. Dazu trug besonders Lessing (1729–1781) mit seinen Übersetzungen und später seiner Dichtung bei. In Deutschland bewegten Kants Aufsätze die Gemüter und führten zur Strömung *Sturm und Drang*. Nach Balzer und Mertens war es eine Gegenbewegung in Form einer „kritische[n] Erweiterung der Aufklärung“.²⁰⁰ Als Zeitgenossen finden wir hier z.B. Herder (1744–1803) mit seiner Sammlung *Volkslieder* (1778/1779), Goethe mit *Die Leiden des jungen Werther* (1774), die das sog. Werther-Fieber auslösten, und vor allem den jungen Schiller, etwa mit seinem Drama *Die Räuber* (1781/1782).

Mitten aus den politischen Umwälzungen und den revolutionierenden Ideen Kants entstand am Musenhof von Anna Amalia in Weimar die sog. *Weimarer Klassik* mit Goethe und bald auch Schiller als Zentralfiguren. Goethe und Schiller werden als die Begründer dessen betrachtet, was man heute allgemein als die *deutsche Klassik* bezeichnet. Zu ihnen gehört auch Kleist, der zwar von vielen seiner Zeitgenossen nicht

¹⁹⁹ Schnitzler 1984: 784.

²⁰⁰ Balzer & Mertens 1990: 213.

verstanden wurde,²⁰¹ aber heute als Vorgänger der Moderne gilt. Nach Volker Sack antizipiert Kleist die „Erkenntnisse[...] der modernen Psychoanalyse“,²⁰² was möglicherweise auch Schnitzlers Interesse für diesen Autor erklären kann. Schnitzler interessierte sich jedoch ganz allgemein für die Klassiker des deutschen Kanons. Das geht bspw. aus einer Tagebuchaufzeichnung vom 26. September 1918 hervor: „Bei Popper. Wir sprachen fast nur über Kleist, Goethe, Schiller.“²⁰³

Bewusst oder unbewusst dienen also Texte der Schriftsteller der deutschen Klassik Schnitzler als Referenzen für seine eigene Arbeit mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Obwohl die Frage nach der Intentionalität des Autors nicht beantwortet werden kann, sind Beziehungspunkte zu kanonisierten literarischen Texten dieser Zeit schon a priori zu erwarten. Daher soll eine Darstellung der theoretischen Grundlagen der Intertextualität und die darauf folgende Analyse von *Die Frau des Richters* zeigen, welche intertextuellen Bezüge bestehen und mit welchen Werken der deutschen Klassik *Die Frau des Richters* direkt in Verbindung gebracht werden kann. Auf der Suche nach Mitteln und Effekten des historisierenden Schreibens, sollen im Folgenden nur die intertextuellen Beziehungen zu Texten der erzählten Zeit in *Die Frau des Richters* untersucht werden. Die *synchrone Intertextualität* der Erzählung zu Werken der 1920er Jahre wird hier dagegen *nicht* untersucht.

4.1 Theorie der Intertextualität

„Die Theorie der Intertextualität ist die Theorie der Beziehungen zwischen Texten.“²⁰⁴ Soweit sind sich die verschiedenen Richtungen innerhalb des Forschungsfeldes Intertextualität einig. Doch der Begriff der Intertextualität ist ein heterogenes Feld verschiedenster Ideenrichtungen und versammelt ein breites Spektrum unterschiedlicher Theorien. Dabei haben sich hauptsächlich zwei verschiedene Konzepte herausgebildet, einer-

²⁰¹ Vgl. Sack 1989: 7.

²⁰² Sack 1989: 4.

²⁰³ Schnitzler 1985: 184.

²⁰⁴ Pfister 1985: 11.

seits das „globale Modell“²⁰⁵ in den Spuren von Julia Kristevas These in ihrer Arbeit zu Bachtin: „jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes.“²⁰⁶ Kristeva lässt so ein Universum erscheinen, in welchem sie einen „total entgrenzte[n] Textbegriff“²⁰⁷ entwickelt, da sie Kultur an sich auch als Text verstanden haben will. Damit sind für sie literarische Texte immer nur Teil eines Textuniversums. Manfred Pfister rekapituliert Kristevas These folgendermaßen: „Damit ist jeder Text in jedem seiner Teile und Aspekte intertextuell.“²⁰⁸ In diesem Sinne kann man auch Roland Barthes verstehen, wenn er erklärt:

We know [...] that a text is [...] a multi-dimensional space in which a variety of writings, none of them original, blend and clash. The text is a tissue of quotations drawn from the innumerable centres of culture.²⁰⁹

Barthes begründet daraus die These vom ‚Tod des Autors‘. Geht man andererseits von einem anderen, mehr pragmatischen Intertextualitätsbegriff aus, arbeitet man, so Pfister, hauptsächlich ausgehend von „strukturalistischen oder hermeneutischen Modellen, in denen der Begriff der Intertextualität auf bewußte, intendierte und markierte Bezüge zwischen einem Text und vorliegenden Texten oder Textgruppen eingeeignet wird.“²¹⁰

Bei der praktischen Arbeit mit Textanalysen erweisen sich die strukturalistischen und hermeneutischen Modelle als hauptsächliche Ausgangspunkte, da das globale Modell konkret schwer zu erfassen ist und mehr als Modell für theoretische Überlegungen dient. Die konkreten intertextuellen Analysen greifen daher in der Regel immer auf einen „restriktiven Intertextualitätsbegriff [zurück], der nur jene Relationen zwischen Texten als intertextuelle zulässt, die im Text tatsächlich auch belegbar sind“,²¹¹ wobei

²⁰⁵ Pfister 1985: 25.

²⁰⁶ Kristeva 1972: 348. (Vgl. Kristeva 1969: 146 – „tout texte se construit comme mosaïque de citations, tout texte est absorption et transformation d'un autre texte.“)

²⁰⁷ Pfister 1985: 7.

²⁰⁸ Pfister 1985: 8.

²⁰⁹ Barthes 1984: 146.

²¹⁰ Pfister 1985: 25.

²¹¹ Holthuis 1993: 23. Vgl. auch Pfister 1985: 15 und 25.

jedoch oft vom Anspruch auf das Wissen von einem bewusst intendierten intertextuellen Bezug seitens des Autors verzichtet werden muss. Nur selten erfahren wir als Leser explizit, ob der Autor bewusst intertextuell verfahren ist oder nicht.

Pfister weist darauf hin, dass bei der Suche nach Zusammenhängen zwischen einzelnen Texten die Gefahr bestehe, dass die Forschung „zu einer traditionellen *sources-and-analogues*-Forschung“²¹² degeneriere und auch Susanne Holthuis warnt davor, dass bei einer allzu starken Textorientierung „ein[...] Rückfall in die traditionelle Quellenforschung“²¹³ geschehe. Trotz diesen Vorbehalten werden in vorliegender Arbeit die intertextuellen Bezüge in Form einer „Textarchäologie“²¹⁴ dargestellt und konkrete Relationen zu vorhandenen Texten aus der erzählten Zeit sichtbar gemacht.

Peter V. Zima macht darauf aufmerksam, dass Intertextualität zwar auch das *Zitat* umfasst, aber nicht damit verwechselt werden soll. Er betont, dass Intertextualität weit mehr ist als nur Zitat und definiert den Begriff als

dialogische Reaktion literarischer und nichtliterarischer Texte auf zeitgenössische oder historische Diskurse oder Diskursgattungen: Bewundernde Nachahmung, Pastiche, Parodie, Zitat, ironischer Kommentar sowie unbewusste Verarbeitung von Gehörtem oder Gelesenem [...].²¹⁵

Die Definition von Pfister (vgl. oben) ist hier dadurch erweitert, dass sowohl bewusste wie auch unbewusste Verarbeitungen von Gehörtem oder Gelesenem als intertextuelle Beziehungen Gültigkeit haben. Inwieweit ein Autor bewusst intertextuell arbeitet, ist, wie gesagt, in der Regel kaum mit Sicherheit nachweisbar, es sei denn, er gibt selbst explizite Hinweise auf die Intertexte.

Der Schwerpunkt in der folgenden Analyse soll auf konkreten Bezügen zu literarischen Werken der historisch dargestellten Zeit liegen. Auszugsweise werden jedoch auch Re-

²¹² Pfister 1985: 19. (Kursivierung bei Pfister.)

²¹³ Holthuis 1993: 27.

²¹⁴ Pfister 1985: 23.

²¹⁵ Zima 1999: 41.

lationen zu nichtliterarischen Texten kurz behandelt. Die von Zima erwähnten zeitgenössischen oder historischen Diskurse/Diskursgattungen (vgl. Zitat oben) werden erst in Kap. 5 näher betrachtet.

4.1.1 Rezeptionsorientiertes Konzept

Beim Erforschen der Mittel, die der Autor verwendete, um seine Erzählung glaubhaft in die erzählte Zeit zu versetzen, wird die Frage nach dem, was er damit erreicht, nach dem Effekt der intertextuellen Relationen, wichtig. Diese bewusste Autorintention ist zu verstehen als eine bewusste Steuerung der Rezeption.²¹⁶ Daher werden im Weiteren hauptsächlich die von Susanne Holthuis dargestellten theoretischen Grundlagen vorgestellt und verwendet. Ihre Ausgangspunkte für Intertextualität sind „Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption“.²¹⁷ Holthuis vertritt damit die Auffassung, dass „sich Intertextualität als Relation zwischen Texten erst im Kontinuum der Rezeption (konstituiert)“.²¹⁸

Die Rezeption des referierten Textes im neuen Text durch den Leser ist erstens abhängig von der Intensität der *Intertextualitätssignale*. – Wie werden die Intertexte im Text verarbeitet? Kommen sie explizit oder implizit zum Vorschein, sind es Zitate, Paraphrasen oder Allusionen? – Zweitens ist die Rezeption der Intertextualität immer auch abhängig von der jeweiligen *Leserkompetenz*.²¹⁹ Erkennt der Leser die intertextuellen Relationen, so entsteht ein Dialog zwischen den Texten. Auch *texttypologische* Aspekte spielen eine Rolle für das Erkennen einer gewissen Gattung. Holthuis spricht dabei von einem „Dialog der Gattungen“,²²⁰ in dem das Erkennen von Normen und Konventionen von Texttypen Texte einer gewissen Gattung zuordnet und eine Beziehung zu beispielsweise ‚kanonisierten Texttypen‘ herzustellen erlaubt. Auch ein *Stiltyp* – der typi-

²¹⁶ Vgl. Pfister 1985: 22, 23.

²¹⁷ Holthuis 1993.

²¹⁸ Holthuis 1993: 31.

²¹⁹ Vgl. Holthuis 1993: 32, 33 und 93.

²²⁰ Holthuis 1993: 55. An dieser Stelle verweist Holthuis auf die Dialogizität bei Bachtin und den Versuch gegen eine literarische Form zu schreiben.

sche Stil einer Epoche oder eines Autors – wird durch den kompetenten Leser dialogisch mit anderen Texten in Verbindung gebracht.²²¹

4.1.2 Referenztext und Kontextbedeutung

Zur Bezeichnung des intertextuellen Verhältnisses verwendet Holthuis den Begriff *Referenz*²²². Mit referenziell resp. als Referenzen, sind die verschiedenen Relationen und Ebenen der Intertextualität zu bezeichnen, so z.B. Einzeltextreferenzen, Systemtextreferenzen, spezifische oder allgemeine Referenzen. Bei der Suche nach intertextuellen Beziehungen in *Die Frau des Richters* werde ich ebenfalls den Begriff Referenztext verwenden. Gérard Genettes Begriffe der *Transtextualität*, wie z.B. die *Hypertextualität* mit *Hypertext* und *Hypotext*, werden somit in vorliegender Arbeit *nicht* verwendet.²²³ Genettes teilt seinen Begriff Transtextualität in fünf Typen ein. Die Hypertextualität als einer der Typen kann nicht losgelöst werden von den anderen, denn „(s)ie sind [...] eng, und oft in aufschlußreicher Weise miteinander verbunden“.²²⁴ Eine Arbeit mit diesem Begriffssystem würde daher eine Analyse erfordern, die über die hier gestellte Frage nach den Vorbildern Arthur Schnitzlers hinausgehen würde.

In Anlehnung an Eco und Rodi und deren Theorie der „kulturell begründeten Struktur semantischer Systeme“²²⁵ bezeichnet Holthuis die Bedeutung gewisser Zeichen als „socio-kulturell determinierte ‚Kommunikationseinheiten‘“.²²⁶ Solche Zeichen oder Einheiten können Wörter sein, die vom Rezipienten unmittelbar in einen spezifischen Zusammenhang gebracht werden, d.h. mit einem Land, einer Kultur, einer Zeit/Epoche usw. in Verbindung gesetzt werden. Als Beispiele gibt Holthuis hier u.a. die Begriffe: „*Stalingrad, Auschwitz, Dreyfuss-Affaire, Bismarck*“.²²⁷ Diese ‚Wörter‘ appellieren beim Rezipienten an ein intertextuelles Kontextwissen. Sie gehören in eine bestimmte Diskurswelt

²²¹ Vgl. Holthuis 1993: 81. Gérard Genette (vgl. 1993: 13, 14) bezeichnet die Gattungsbezogenheit als *Architextualität*, als einer der Typen der *Transtextualität*.

²²² Vgl. Holthuis 1993: 88–94.

²²³ Vgl. Genette 1993: 14, 15.

²²⁴ Genette 1993: 18. Die fünf Typen der *Transtextualität* sind: *Intertextualität*, *Paratextualität*, *Metatextualität*, *Architextualität* und *Hypertextualität*. (Vgl. Genette 1993: 9–15.)

²²⁵ Holthuis 1993: 133.

²²⁶ Holthuis 1993: 133.

und sind gefüllt mit kulturellen Wissensbeständen, die einen *Kontextualisierungsprozess* auslösen.²²⁸ Auf konkreter Ebene entspricht dies der globalen Vorstellung Kristevas, „daß Geschichte und Gesellschaft etwas sind, was gelesen wird wie bzw. als ein Text“.²²⁹ Als Zeitzeichen können diese Kommunikationseinheiten auch die Funktion von *gattungstypischen Geschichtssignalen* des historischen Romans resp. der historischen Erzählung, einnehmen (vgl. Kap. 3.2.1).

4.2 Intertextualität in *Die Frau des Richters*

In *Die Frau des Richters* findet man intertextuelle Bezüge verschiedenster Art zu den drei bekanntesten, kanonisierten Schriftstellern der deutschen Klassik – Goethe, Schiller und Kleist. Zum Teil sind die Bezüge sehr stark und durch den Rezipienten unmittelbar erkennbar, so vor allem die Bezüge zu Kleist (vgl. Kap. 4.2.1). Andere Referenzen sind nicht unmittelbar erkennbar, vermitteln aber gerade dadurch in hohem Maße den Eindruck, dem Diskurs der erzählten Zeit zu entsprechen. Es sind gerade diese nicht unmittelbar erkennbaren Referenzen, die die Glaubwürdigkeit der dargestellten Zeit vermitteln. Sie tragen zur Nachahmung des *Stiltyps* der Epoche bei und sind, obwohl sie als *Einzeltextreferenzen* dargestellt werden können, in ihrer Funktion mehr als *Systemreferenzen* zu verstehen (vgl. Kap. 4.1.2), denn sie stellen eine dialogische Verbindung zu den kanonisierten Texten dar, die den Stil ihrer Epoche repräsentieren (vgl. Kap. 4.1.1).

4.2.1 Kleist als Referenz

Bei der Lektüre der Erzählung *Die Frau des Richters* erkennt man unwillkürlich das Kleistsche Drama *Der zerbrochene Krug*.²³⁰ Dem Rezipienten, der mit Kleists Stück vertraut ist, kann die Parallele dazu nicht unbemerkt bleiben, denn das Schauspiel *Der*

²²⁷ Holthuis 1993: 134. (Kursivierung bei Holthuis.)

²²⁸ Holthuis 1993: 195, 196.

²²⁹ Pfister 1985: 7; vgl. auch Holthuis 1993: 14.

²³⁰ Kleist 1996: 119–179. Zu Kleists biographischen Daten und Werk siehe Kap. 5.2.

zerbrochene Krug erzählt ebenfalls von einer Richterfigur, Richter Adam, und von einer Gerichtsverhandlung unter Überwachung der Obrigkeit. Hier wird erzählt, wie Richter Adam nächtlich Eve, die Tochter der Frau Marthe, belästigt. Er gibt dabei vor, Eve könne mit ihrer Gunst ihren Bräutigam vor Kriegsdiensten retten, doch wird Adam beinahe von diesem bei Eve erwischt. Auf seiner Flucht aus dem Fenster zerbricht er einen wertvollen Krug. Die Mutter verklagt nun den Verlobten Eves, er habe ihren Krug zerstört. Richter Adam soll daher über den unschuldig Angeklagten richten. Gerade an diesem Tag aber ist Gerichtsrat Walter auf Inspektionsreise und wohnt der Verhandlung bei. Adam weiß sich kaum zu helfen, denn er ist ja selbst der Schuldige und will sich nicht selbst verraten. Im Selbstgespräch (dem inneren Monolog des Theaters) vernimmt man seine Ängste und Nöte. Er überlegt sich, wie er sich selbst retten könnte. In seinem Doppelspiel schüchtert er die Tochter Eve ein: Sie glaubt, ihr Liebster sei in Gefahr und wagt nicht frei zu sprechen. So steht sie nun selbst als Treulose da und wird von allen Anwesenden verhöhnt. Aber Richter Adam verstrickt sich immer mehr in seine Lügen und steht als perückenloser Richter (dieses Zeichen der Würde verlor er auf seiner nächtlichen Flucht) immer lächerlicher da. Er wird schlussendlich seiner Lügen überführt. Die Verlobten versöhnen sich und der Richter sucht das Weite.

Während Perlmann²³¹ nur kurz auf die Vergleichbarkeit der beiden Richterfiguren hinweist, analysiert Gerrekens²³² die intertextuellen Bezüge zwischen *Die Frau des Richters* und *Der zerbrochene Krug* näher. Er zeigt dabei sowohl motivische, thematische, figurative, szenische und wörtliche Gleichheiten auf. Insbesondere der Vergleich zwischen den beiden Gerichtsverhandlungen ergibt eine erstaunliche Parallelität. In dieser Szene weist jede von Schnitzlers Figuren vergleichbare Aspekte mit den entsprechenden Figuren bei Kleist auf: Richter, Angeklagter, Fürst/Gerichtsrat und Schreiber. Da Louis Gerrekens in seiner Arbeit über *Die Frau des Richters* den Text Kleists als Referenztext eingehend verglichen hat und dazu auch Textbeispiele gibt, gehe ich hier nicht näher auf die einzelnen Vergleiche ein. Als Beispiel sei hier nur eine „fast wörtlich identische Reaktion“²³³ gezeigt. Im Moment, als Richter Adam (Kleist) resp. Richter Adalbert

²³¹ Perlmann 1987: 160.

²³² Gerrekens 1997: 42–46.

²³³ Gerrekens 1997: 45.

(Schnitzler) vom Unglück des Gerichtsdieners/Herzogs mit dem Wagen hört, ruft Adam aus: „Dass er den Hals gebrochen!“ (Kleist 1996: 127), „Adalbert jedoch, [...] bedauerte, daß der Herzog [...] sich nicht den Hals gebrochen“ (Schnitzler 1996a: 112).

Nach Gerrekens gibt es auch intertextuelle Bezüge zwischen *Die Frau des Richters* und Kleists *Kätchen von Heilbronn*.²³⁴ Es sind Bezüge, die Gerrekens jedoch als „intertextuelle Anspielungen“²³⁵ bezeichnet. Diese intertextuellen Anspielungen fordern vom Rezipienten eine relativ weitgehende Interpretation und beziehen sich hauptsächlich auf einen einzigen Satz in *Die Frau des Richters*: „Nun, wenn die Tante Katharina am Fenster gestanden wäre, dann hätte der Herzog sich wohl nicht umgewandt.“ (Schnitzler 1996a: 107.) Über diese Namensgleichheit hinaus – Kätchen resp. Katharina – konstatiert Gerrekens:

Eine Anspielung auf *Das Kätchen von Heilbronn* ist [...] um so weniger auszuschließen, als sich weitere Indizien einer Beeinflussung entdecken lassen, wie die Liebe auf den ersten Blick zum (noch) unvermählten Herrscher, das bemerkenswerte Erröten bei seinem Anblick [...], usw. [...] In diesem Kontext ist es durchaus möglich, daß der Vergleich [...] als – [...] anachronistische – Erinnerung an Literatur zu verstehen ist.²³⁶

Nach einem *restriktiven* Intertextualitätsbegriff (vgl. Kap.4.1) ist der intertextuelle Bezug zum *Kätchen von Heilbronn* schwach, denn er ist kaum als konkrete Relation im Text wirklich belegbar. Er ist also, wie auch Gerrekens meint, eher eine Anspielung auf eine stark lesergesteuerte (rezeptionsbedingte) mögliche Relation zwischen den Texten und daher nur als ‚anachronistische Erinnerung an Literatur‘ zu verstehen.

Die Kleistsche Dichtung fasziniert Schnitzler immer wieder, was auch wiederholt in seinen Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck kommt. So notiert er z.B. am 2. April 1915: „Las den Kohlhaas wieder einmal. Welch ein Meisterstück“²³⁷ und erneut am 14. Januar 1917: „Über Büchner, Kleist, Keller. Über ‚zu gute‘ Dichtungen (anlässlich des

²³⁴ Kleist 1996: 343–428. Vollständiger Titel: *Das Kätchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Ein großes historisches Ritterschauspiel.*

²³⁵ Gerrekens 1997: 50.

²³⁶ Gerrekens 1997: 57. Anm. 43.

²³⁷ Schnitzler 1983: 185.

Kohlhaas) die athemlos machen [sic!].²³⁸ Zur Zeit dieser Aufzeichnungen in seinem Tagebuch arbeitete Schnitzler schon seit geraumer Zeit an *Die Frau des Richters* (erste datierte Skizze 1908).²³⁹ Trotz Schnitzlers explizitem Interesse für *Michael Kohlhaas*. (*Aus einer alten Chronik*),²⁴⁰ gehen aus einem intertextuellen Vergleich keine konkreten, textlich belegbaren Relationen hervor.

Als eine ‚anachronistische Erinnerung an Literatur‘ im Sinne Gerrekens (vgl. oben – *Käthchen von Heilbronn*) resp. eine ‚intertextuelle Anspielung‘ im weitesten Sinne, kann möglicherweise die Sinnesstimmung bei *Kohlhaas*, der „unter dem Gemurmel eines entfernten Gewitters am Horizont [...] in den Klosterhof“ (Kleist 1996: 606) einreitet, bezeichnet werden. Um jedoch als solche Anspielung fungieren zu können, braucht es auch den gleichzeitigen Bezug auf Goethes berühmte Gewitterszene im *Werther* (vgl. dazu Kap. 4.2.3). Kleists Text steht hier eher als Komplement zur intertextuellen Relation zu Goethe und der Wetterstimmung. So ist denn auch in Schnitzlers *Die Frau des Richters* die folgenschwere Ankunft des Fürsten im richterlichen Haus von ähnlicher Stimmung geprägt, bei einem bewölkten Himmel und dem sich grollend nähernden Gewitter beginnen die ersten Regentropfen zu fallen (vgl. Schnitzler 1996a: 101). Zwar zeigt sich dann, dass das Gewittergrollen eigentlich das krachende Wagenrad des fürstlichen Wagens war, aber die Stimmung bleibt erhalten. Nach einem restriktiven Intertextualitätsbegriff ist auch hier keine tatsächliche Relation, keine dialogische Verbindung nachweisbar. Dem Rezipienten ist es lediglich möglich, hier eine gewisse Kontextbedeutung in Form einer *Stimmungsallusion* (vgl. Kap. 4.1.1) zu erfahren.

Auf *Die Marquise von O...* (Kleist 1968: 86–119) wird die Beispielanalyse für Diskurse um 1800 in Kap. 5.2 näher eingehen. Als intertextuelle Relation sei hier nur eine *spezifische Referenz* näher betrachtet. Der explizite Gedankenstrich Kleists (mehr dazu in Kap. 5.2.1) in der Szene, in der die Marquise in Ohnmacht fällt und der Graf mit ihr alleine im Nebenzimmer ist: „Hier – traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen

²³⁸ Schnitzler 1985: 12. (Kursivierung bei Schnitzler.)

²³⁹ Vgl. Neumann & Müller 1969: 93.

²⁴⁰ Vgl. Kleist 1996: 586–657.

erschieden, Anstalten, einen Arzt zu rufen“ (Kleist 1968: 87). Dieser Gedankenstrich erweist sich im Verlauf der Erzählung als sexueller Übergriff des Grafen an der Marquise. In gleicher Bedeutung, jedoch expliziter als Kleist, verwendet Schnitzler in *Die Frau des Richters* den Gedankenstrich. Adalbert fragt Agnes: „Oder wünschst du etwa – daß ich ohnmächtig hinter Kerkermauern schmachte, damit der elende Wüstling ungehindert –“ (Schnitzler 1996a: 110). Ein rezeptionsbedingtes Kontextwissen macht aus diesem vielsagenden Gedankenstrich bei Schnitzler eine sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheit (vgl. Kap. 4.1.2 – Kontextbedeutung), die ihn mit Kleists Text referenziell verbindet.

4.2.2 Schiller als Referenz

„Der Galgen, an dem Tobias Klenk sein abenteuerliches Leben endete, stand in einem andern Land“ (Schnitzler 1996a: 134), so lautet der letzte Satz in *Die Frau des Richters*, während bei Friedrich Schiller (1759–1805) in *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel*,²⁴¹ der Mohr, Mithelfer des Verschwörers Fiesco, auf die Aufforderung, Genua schnellstens zu verlassen, sagt: „Ich merke schon, in Italien wächst mein Strick nicht. Ich muß ihn anderswo suchen.“ (Schiller 1997: 277.) Wenn sie auch nicht völlig wortgleich sind (kein direktes Zitat), so besteht zwischen diesen beiden Aussagen unverkennbar eine starke intertextuelle Beziehung (vgl. Kap. 4.1.1). Dies ist eine von vielen möglichen Einzeltextreferenzen (vgl. Kap. 4.1.2) zu Texten Friedrich Schillers in *Die Frau des Richters*. Die Bezüge sind jedoch vom Rezipienten oft schwerer zu entdecken als die unmittelbaren Bezüge zu Kleists *Der zerbrochene Krug*. Schiller beschrieb mit seiner Dichtung „das Lebensgefühl der jungen Generation von damals, [...und] was sich im Vorfeld der Französischen Revolution auch in Deutschland anbahnte“.²⁴² Er beschrieb oft die Regierung kleinstaatlerischer Fürsten und herzogliche Regenten und deren Machtmissbrauch. Aus dieser Sicht sind seine

²⁴¹ Schiller 1997: 195–303.

²⁴² Koopmann 1997: 5.

Texte ideale Vorbilder für die Schnitzlersche Erzählung, die gerade diese junge Generation zu beschreiben versucht.

Wie seine Tagebücher zeigen, hat Schnitzler, als er an *Die Frau des Richters* arbeitete, oft Schiller gelesen und wieder gelesen. Seine Eindrücke waren so stark, dass er sogar von dessen Büchern träumte, so z.B. am 3. November 1919: „Traum heute Nacht. [...] das Buch, es ist ein rotgebundener Schiller (Director Stern hatte zum Geburtstag einen Schiller bekommen, auf dem Tisch lag gestern Abend ein Band, ich erinnerte mich an den rothen [sic!] Schiller meiner Jugend).“²⁴³ Die Schillerschen Protagonisten waren für Schnitzler lebendige, gegenwärtige Charaktere, denn über eine Begegnung mit Salten am 11. Juni 1918 kommentiert er abschließend: „– halb Poseur halb *Posa*. –“²⁴⁴ Die Figur des Posa ist für Schnitzler eine sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheit (vgl. 4.1.2 – Kontextbedeutung), denn er verbindet den Namen automatisch mit einem Charaktertyp.

Zwischen der Figur des Marquis Posa in *Don Carlos. Infant von Spanien*²⁴⁵ und Schnitzlers Tobias bestehen jedoch auch intertextuelle Beziehungen. Posa ist (wie Tobias) ein Idealist der Freiheit und steht zu Don Carlos in einem komplizierten Freundschaftsverhältnis, das seit der jüngsten Kindheit besteht. Dabei steht einer der Freunde, Don Carlos, in einer festgelegten gesellschaftlichen Stellung. Zwischen Schnitzlers Tobias und Richter Adalbert besteht auch ein solches Freundschaftsverhältnis und Richter Adalberts gesellschaftliche Stellung zwingt ihn in eine vorbestimmte Rolle. Der gesellschaftlich unabhängige Marquis Posa spricht als Freund Don Carlos' und als Repräsentant des Volkes, das politische und soziale Veränderungen braucht, offen mit dem König. Er hält eine gewagte Rede an ihn und spricht dabei von „Menschenglück [...] und] Bruderliebe“ (Schiller 1997: 506, 507) und weigert sich wiederholt, dem König zu dienen: „Ich kann nicht Fürstendiener sein“ (Schiller 1997: 506). Hier einige Auszüge der Rede Posas an den König:

²⁴³ Schnitzler 1985: 304.

²⁴⁴ Schnitzler 1985: 151. (Kursivierung von U.U.)

²⁴⁵ Schiller 1997: 405–593.

Daß Menschen nur – nicht Wesen höherer Art –
Die Weltgeschichte schreiben! [...]

[...] Schon flohen Tausende
Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den sie verloren für den Glauben, war Ihr edelster. [...]

Gehn Sie Europens Königen voran.
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit [...]. (Schiller 1997: 509–511.)

Als Angeklagter vor dem Richter (und Freund) Adalbert, in Gegenwart des Herzogs Eberhardt XVII., d.h. eigentlich direkt an den Herzog selbst, hält Schnitzlers Tobias seine gewagte Rede, in der er politische und soziale Missstände anprangert. Er spricht wie Posa nicht für sich oder sein eigenes Schicksal, sondern strebt nach einer Gerechtigkeit für ‚hunderttausend andere‘ und sagt dabei:

‚Ich erkläre jedes Verbot als unsinnig [...] durch das zugunsten eines Mächtigen die Freiheit von tausend Geknechteten willkürlich beschränkt wird. Und ich erkenne eine Welt nicht an, in der dem einen unbeschränkte Gewalt verliehen ist zu befehlen, und hunderttausend andere verdammt sind, ihm zu gehorchen; eine Welt, wo der eine, der den Rehbraten verspeist, wann es ihm beliebt und ohne dafür zu bezahlen, überdies noch den andern darf einsperren lassen, der auch nur im Verdacht steht, Lust auf Rehbraten verspürt zu haben.‘ (Schnitzler 1996a: 99.)

Die Reden der beiden hier verglichenen Protagonisten sind nicht wortgleich, doch erlebt der Rezipient das Konzept der beiden Texte als *kontextuelle Analogie*.²⁴⁶ Dabei tritt jedoch deutlich ein Bruch hervor, denn im Unterschied zu den Protagonisten bei Schnitzler, verbleibt Schiller in seinen Werken königstreu. Seine ‚Rebellion‘ und sein ‚Freiheitskampf‘ streben immer nach einem gerechteren Herrscher, nie nach der völligen Auflösung der bestehenden Gesellschaftsform. Seiner Zeit gemäß hatte Schiller

(mit) Rousseau und allen Hauptvertretern der Aufklärung, mit Montesquieu, Voltaire, Diderot, gemeinsam: die Überzeugung, daß nicht die ungebildete Masse, sondern lediglich eine geistige Elite zum Regieren geeignet sei, [...] daß

²⁴⁶ Vgl. Broich 1985: 43.

[...] die politischen Forderungen der aufgeklärten ‚Philosophen‘ auch innerhalb der bestehenden großen Monarchien verwirklicht werden könnten [...].²⁴⁷

Dieser Glaube an eine Zukunft mit einem gerechten Herrscher dürfte allerdings durch die gewaltsame Absetzung und schließlich die Hinrichtung Ludwig XVI. im Januar 1793²⁴⁸ auch bei Schiller Fragen aufgeworfen haben, denn die danach politisch aktiven ‚Sansculotten‘ in Paris kämpften für „eine direkte Ausübung der Macht durch das Volk“.²⁴⁹ In der Erzählung Schnitzlers glaubt zwar Agnes noch an einen gerechteren Herrscher, doch die Reden, die Tobias und Adalbert verschiedentlich halten, zeugen davon, dass sie keine Fürsten mehr wollen. In einem seiner Ausbrüche vor Agnes

erklärte er [Adalbert] den Tag als nicht mehr fern, an dem das Schloß Karolslust [...] und manches andere Schloß von ähnlicher Bestimmung spurlos vom Erdboden verschwunden sein werde – und nicht diese Schlösser allein. (Schnitzler 1996a: 84, 85.)

Ob dieser Unterschied im Denken der Protagonisten bei Schiller resp. Schnitzler, als Unterschied und somit als Bruch zwischen den Denkart der beiden Autoren verstanden werden kann oder nicht, kann wohl kaum beantwortet werden. Es stellt sich hier nämlich auch die Frage, was für Schiller zur Entstehungszeit von *Don Carlos* zwischen 1783 und 1787²⁵⁰ noch nicht oder schon möglich war zu denken. Was war möglich im Diskurs vor dem Bruch von 1793 und wie weit ist Schillers Diskurs ein intendierter *Gegendiskurs* (vgl. Kap. 5.1.3) gegen neue politische Ideen? Das ist eine Frage, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. Im Gegensatz zu Schiller kannten Schnitzler und seine Zeitgenossen um 1920 den Verlauf der Revolution, deren Ausgang und Folgen (vgl. Kap. 5.4.4).

In *Die Frau des Richters* ereifert sich Richter Adalbert über das Unrecht und „den Schacher“, den die Fürsten „mit ihren eigenen Landeskindern trieben, indem sie sie als Soldaten nach Amerika verkauften“ (Schnitzler 1996a: 84). Schillers Text zu diesem

²⁴⁷ Weis 1992: 89.

²⁴⁸ Vgl. Weis 1992: 138.

²⁴⁹ Weis 1992: 143.

²⁵⁰ Vgl. Koopmann 1997: 72, 73.

Thema findet man in *Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel*.²⁵¹ Er lautet: „Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort – Die zahlen alles.“ (Schiller 1997: 329.) – Das Zahlen bezieht sich dabei auf kostbaren Schmuck: „Edelsteine wie diese da – Ich hab auch ein paar Söhne drunter.“ (Schiller 1997: 329.) Der Verweis auf den Soldatenverkauf nach Amerika funktioniert für den kompetenten Rezipienten als sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheit, die einerseits eine *literarische* Kontextualisierung zu Schillers Drama auslöst, andererseits eine *faktische* Kontextualisierung zu der historischen Tatsache, dass wirklich Soldaten verkauft wurden, ermöglicht.

Eine faktische Kontextualisierung über einen nichtliterarischen Text wird in *Die Frau des Richters* auch möglich durch die Rede über die (zukünftige) Frau des Fürsten. Sie ist eine „Prinzessin von Württemberg“ (Schnitzler 1996a: 117 und 134). Der faktische Hintergrund des Hauses Württemberg, die nichtliterarische Referenz als *extra-fiktionale Komponente*,²⁵² wurde in Kap. 3.2.2.1 bereits näher dargestellt. Über den Soldatenverkauf der erzählten Zeit gibt es viele nichtliterarische Texte, die als Referenzen für dieses Zeitphänomen dienen können und die nicht mit dem Namen Württemberg in Verbindung stehen. So lautet z.B. ein Auszug aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika:

Da die Volksstimmung in England Werbung erschwerte, kaufte die Regierung den kleinen deutschen Höfen Hessen-Cassel, Hessen-Hanau, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Ansbach Mietstruppen ab, welche die Waffen gegen die amerik. Kolonien führen mußten.²⁵³

Dieser Truppenkauf geschah um das Jahr 1776. Doch schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden viele Menschen „von ihren despotischen Landesvätern zwangsrekrutiert und gegen bares Geld verkauft“.²⁵⁴ So und ähnlich ist der Soldatenverkauf in zahllosen historischen Quellen als intertextuelle Referenz zu finden. Als literarische

²⁵¹ Schiller 1997: 305–403.

²⁵² Vgl. Holthuis 1993: 125.

²⁵³ Brockhaus 1908. Bd. 16: 245.

²⁵⁴ Kiesel & Münch 1977: 18.

Quelle ist Schillers Text, der 1784²⁵⁵ erstmals erschienen ist und uraufgeführt wurde, ein möglicher Weg für die Tradierung dieser historischen Tatsache.

Der Sprachgebrauch des Richter Adalberts ermöglicht Referenzen zu verschiedenen Texten Schillers. In seinen Schimpfreden über den Fürsten verwendet Adalbert wiederholt den Begriff *Tyrann*:

„[...] eine ganz verdammte Tyrannenfratze [...]“ (Schnitzler 1996a: 108.)
 „[...] eine Rede gegen Fürstentum und Tyrannei, [...]“ (Schnitzler 1996a: 109.)
 „[...] um das Unrecht und die Schmach aus der Welt zu schaffen und die Tyrannen zu stürzen.“ (Schnitzler 1996a: 125.)

Rede über Tyrann/en findet man oft bei Schiller, so z.B. im *Fiesco* (vgl. oben), wo z.B. die Protagonisten Folgendes äußern: „Tyrannei, die mächtige Hyder zu stürzen? [...] Ich hab einen Tyrannen!“ (Schiller 1997: 222, 223.) *Fiesco* jagt den Tyrannen auf in seinem Nest, verflucht ihn und singt ihn in den Schlummer, bis am Schluss „(d)er Tyrann erschöpft von den Sünden des Tages nieder(fällt)“ (Schiller 1997: 248, 249). Aber auch in *Wilhelm Tell* „reichen sich die (Tyrannen) die Hände“ (Schiller 1998: 21); „die festen Schlösser der Tyrannen fallen“ (Schiller 1998: 29); „Jedes Biedermannes Herz / Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt“ (Schiller 1998: 31), doch am Ende „(ist d)er Tyrann tot, der Tag der Freiheit ist erschienen“ (Schiller 1998: 97). Selbst Räuber Moor in *Die Räuber* benutzt den Ausdruck wenn er z.B. droht: „ich poche dem Tyrannen Verhängnis“ (Schiller 1997: 191). Der Ausdruck Tyrann, mit der Bedeutung: „ohne gesetzliche Bindung herrschender Alleinherrscher; [grausamer] Gewaltherrscher“,²⁵⁶ tritt durch seine starke, emotional negative Färbung hervor und schafft *Allusionen* zwischen den Texten (vgl. Kap. 4.1.1). Die Bezeichnung eines absolutistischen Souveräns als Tyrann steht in Zusammenhang mit dessen rechtlichen Beschränkungen, „bei deren Verletzung der Souverän zum Tyrannen entartet“.²⁵⁷ Diese Beschränkungen bestanden aus göttlichem Recht und Naturrecht.²⁵⁸

²⁵⁵ Vgl. Koopmann 1997: 72.

²⁵⁶ DUW 1996: 1574.

²⁵⁷ Kiesel & Münch 1977: 28.

²⁵⁸ Vgl. Kiesel & Münch 1977: 28.

Michaela L. Perlmann verweist in ihrer Kritik von *Die Frau des Richters* auch auf Schiller als Referenz. Sie sieht in der Schnitzlerschen Erzählung „Reminiszenzen an Schillers Karl Moor“.²⁵⁹ Solche Reminiszenzen resp. Ähnlichkeiten, können jedoch, über obgenannten Wortgebrauch (Tyrann) hinaus, nicht nachvollzogen werden. Möglicherweise kann man auch in diesem Fall eher von einer ‚anachronistischen Erinnerung an Literatur‘²⁶⁰ (vgl. Kap. 4.2.1) sprechen, denn beide Werke schildern ‚Räuberfiguren‘ – Karl Moor und Tobias Klenk. Darüber hinaus weisen jedoch weder Figurencharakter, Figurenrede noch sozialer Hintergrund und Lebensweg der Protagonisten Gemeinsamkeiten auf. Es lassen sich keine spezifischen Einzeltextreferenzen nachweisen, die einen konkreten intertextuellen Bezug zwischen den beiden Werken herstellen lassen.

4.2.3 Goethe als Referenz

Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) war 1772 Rechtspraktikant am Reichskammergericht in Wetzlar,²⁶¹ dem Gericht, an das Richter Adalbert versetzt zu werden hoffte (vgl. Kap.3.2.2.2). Hier in Wetzlar war es auch, wo Goethe die Bekanntschaft mit Charlotte Buff und Christian Kestner²⁶² machte, die in den Jahren danach im *Werther* (1774) verarbeitet wurden. Diese historischen Bezüge können wohl kaum konkret intertextuell mit *Die Frau des Richters* in Verbindung gebracht werden. Sie zeigen aber die Bedeutung von Wetzlar als zentralen Ort für die erzählte Zeit, einerseits als historische Tatsache, andererseits als literarisch tradiertes Bewusstsein über die Bedeutung des Ortes. Ein Wissen und Bewusstsein, das auch Schnitzler hatte. Damit entsteht eine dialogische Verbindung zu der beschriebenen Epoche.

Dass es konkrete intertextuelle Beziehungen zwischen Goethes *Werther*²⁶³ und Schnitzlers *Die Frau des Richters* gibt, wird in Louis Gerrekens²⁶⁴ Analyse dargestellt und näher beschrieben. So verweist Gerrekens u.a. auf die Namensgleichheit der beiden Prota-

²⁵⁹ Perlmann 1987: 160.

²⁶⁰ Vgl. Gerrekens 1998 im Zusammenhang mit Kleists *Kätzchen von Heilbronn* Kap. 4.2.1.

²⁶¹ Wetzlar/Geschichte 2003 [online].

²⁶² Trunz 1968: 514.

²⁶³ Goethe 1968: 7–124.

²⁶⁴ Vgl. Gerrekens 1997: 40–41.

gonisten – Adalbert (Ad/albert) bei Schnitzler, Albert bei Goethe – auf beinahe wortgleiche Charakterisierungen und Beschreibungen der beiden Figuren, wie auch auf die Werther-Tracht,²⁶⁵ an die die auffällige Kleidung Tobias' vor dem Gericht erinnern soll (vgl. Schnitzler 1996a: 95). Dieser Vergleich bedarf jedoch einer Interpretation seitens des Rezipienten, um als *Allusion* (vgl. Kap. 4.1.1) verstanden zu werden.

Goethes Protagonist Werther versucht, einen Bauernburschen, der des Mordes angeklagt ist, zu retten. Dies misslingt ihm und man findet später einen Zettel zwischen Werthers Papieren, worauf geschrieben steht: „Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“ (Goethe 1968: 97.)²⁶⁶ Ähnlich denkt Schnitzlers Richter Adalbert während der Gerichtsverhandlung über seinen Freund Tobias. Er überlegt sich: „Es ist ihm nicht zu helfen – und mir auch nicht“ (Schnitzler 1996a: 100). Dieser Ausspruch kann als Paraphrase (vgl. Kap. 4.1.1) zum Werthertext und damit als spezifische Einzeltextreferenz (vgl. Kap. 4.1.2) zu Goethes Werthertext betrachtet werden. In Goethes *Werther* spielt auch das Wetter eine große Rolle für die Sinnesstimmung der Protagonisten:

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehn und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfangen und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. (Goethe 1968: 26.)
Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, [...]. (Goethe 1968: 27.)

Auf diese Sinnesstimmung wurde schon in Kap. 4.2.1 im Zusammenhang mit Kleists *Kohlhaas* hingewiesen, denn auch Kleist vermittelt Wetterstimmung. Dieser doppelte Bezug auf die kanonisierten Texte erlaubt es, beim Lesen von *Die Frau des Richters* Allusionen hervorzurufen:

²⁶⁵ Gerrekens 1997: 40.

²⁶⁶ Vgl. Gerrekens 1997: 41.

Der Tag war schwüler als es zu dieser frühen Jahreszeit der Fall zu sein pflegte [...]. (Schnitzler 1996a: 103.)

[...] indes graue Wölkchen am Himmel heraufgezogen waren [...]. (Schnitzler 1996a: 105.)

Da der Himmel sich indes völlig umwölkt hatte, dachte Adalbert zuerst, es könnte ein Donnerschlag sein [...]. (Schnitzler 1996a: 101.)

Die ersten schweren Regentropfen fielen eben auf die Schwelle. (Schnitzler 1996a: 111.)

In erster Linie ist es wohl die Werthersche Sinnesstimmung, die unmittelbar nach dem Gewitter folgt, die literaturhistorisch Aufmerksamkeit geweckt hat: „Klopstock! – Ich erinnerte mich [...] der herrlichen Ode [...] und versank in dem Strom von Empfindungen, den diese Losung über mich ausgoß.“ (Vgl. Goethe 1968: 27.) Durch sie wurde die Gewitterstimmung kanonisiert und für intertextuelle Referenzen naheliegend.

4.2.4 Andere Referenzen

Louis Gerrekens macht außer den oben erwähnten Vergleichen zwischen Schnitzlers *Die Frau des Richters* und den Schriftstellern der Klassik auch Vergleiche mit biblischen Texten.²⁶⁷ Diese intertextuellen Bezüge beruhen hauptsächlich auf symbolischen Bedeutungen²⁶⁸ und können nicht als Referenzen an zeittypische Diskurse der erzählten Zeit dienen. Sie können aber einem Rezipienten als mögliche Erkennungssymbole für historische und literarische Kontinuität dienen und ermöglichen eine symbolische Interpretation der möglichen Bedeutung der Aussagen. Vorliegende Arbeit geht auf solche Bedeutungszuweisungen nicht ein.

In seiner schon in Kap. 3.2.2.3 zitierten Arbeit *Tobias Klenk* macht Blackall darauf aufmerksam, dass es auch intertextuelle Bezüge zu nichtliterarischen Texten der erzählten Zeit in *Die Frau des Richters* gibt, denn Schnitzler hat wiederholt in seinem Tagebuch notiert, dass er zu der Zeit, als er an *Die Frau des Richters* arbeitete, im historischen Werk von Eduard Vehse gelesen und sich dabei u.a. mit einem Text von Ludwig

²⁶⁷ Gerrekens 1997.

²⁶⁸ Wie z.B. der Name Tobias als Hinweis auf Tobiastage, Tobiaszeit (vgl. Gerrekens 1997: 39).

von Heß (erschienen 1793) auseinandergesetzt hat.²⁶⁹ Nach Blackall benutzte Schnitzler daraus historische Figuren als Vorbild für seine Protagonisten. Auch die Begriffe *Gartenmägdelein* und *Karolslust* sind nach Blackall auf die Vehse-Lektüre zurückzuführen. Am 30. Januar 1918 kann man im Tagebuch Schnitzlers lesen: „Nm. beschäftigt mit Fr. des Richters; [...]. Im Vehse wieder Habsburg, 30j. Krieg ausgelesen.“²⁷⁰ Wie sich Schnitzlers Sprache stilistisch an die Textwelt des 18. Jahrhunderts anzunähern versucht, spiegelt Kap. 3.2.2.4.

4.2.5 Zusammenfassung zu den Intertextualitäten in *Die Frau des Richters*

Die hier angeführten verschiedenen intertextuellen Bezüge und Referenzen zeigen, dass es in *Die Frau des Richters* viele Referenzen zu den kanonisierten Werken der deutschen Klassik gibt. Sie können sowohl als zitatähnliche, paraphrasierte oder alludierende Referenzen, meist in Form von Einzeltextreferenzen nachgewiesen werden. Auch wenn obige Analyse keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, veranschaulicht sie doch, wie sich *Die Frau des Richters* in eine aus zeitgenössischen Texten überlieferte Welt hineingeschrieben hat. Die nachgewiesenen Referenztexte sind Spuren der Mittel, mit denen der Autor sich (bewusst oder unbewusst) dem Diskurs der erzählten Zeit näherte, indem er eine Stiläquivalenz mit der klassischen Epoche anstrebte und so, wie Zima es nennt, eine „dialogische Reaktion literarischer und nichtliterarischer Texte auf zeitgenössische oder historische Diskurse oder Diskursgattungen“²⁷¹ zustande brachte. Was der Autor bewusst als Intertext mitverwendet hat und was sich über eine eventuelle Autorintention hinaus unbewusst selbst mit in den Text hineingeschrieben hat, kann nicht nachgewiesen werden, denn – so Manfred Pfister – „auch der Autor (ist) eine ‚Echokammer‘, erfüllt vom Hall und Rauschen fremder Texte“.²⁷² Sicher ist, dass kein Referenztext vom Autor explizit als Intertext verwendet wurde.

²⁶⁹ Vgl. Blackall 1975: 279 und 279, Fußnote 27 und Schnitzler 1985: 46, 113 und 119.

²⁷⁰ Schnitzler 1985: 113.

²⁷¹ Zima 1999: 41.

²⁷² Pfister 1985: 21.

Intertextuelle Vergleiche zu nichtkanonisierten Texten und Texten am Rande des Kanons wurden nicht angestellt und auch die Frage, ob Schnitzler hier z.B. ein Pastiche, eine Parodie,²⁷³ oder etwas ganz Eigenes, Neues geschaffen hat, soll unbeantwortet bleiben. Darüber soll der jeweilige Leser selber entscheiden. Möglicherweise können die verschiedenen analytischen Betrachtungen in der vorliegenden Arbeit dazu beitragen, sich darüber ein Urteil zu bilden.

²⁷³ Vgl. Zima 1999: 41. Zu den Begriffen *Pastiche* und *Parodie* vgl. z.B. Genette 1993.

5 ARCHÄOLOGIE DES WISSENS – DISKURS UND DISKURSANALYSE

Die bisherigen Analysen zeigten, welche literarischen Mittel in der historischen Erzählung *Die Frau des Richters* angewandt worden sind, um fiktiv eine vergangene Zeit darzustellen. Dabei sei hier nochmals darauf hingewiesen, dass die Frage nach der bewussten Intention des Autors nicht gestellt oder beantwortet werden kann. Im Folgenden soll nun der eher konventionelle Weg der Literaturanalysen (Kap. 2–4) verlassen werden, um neue Blickpunkte auf das untersuchte Werk zu richten. Dazu sollen die verschiedenen Zeitebenen den Ausgangspunkt bilden, denn Brüche im Wissen, die Normen und Konventionen verändern, lassen sich auf der Ebene des sog. Diskurses erkennen. Diese Überlegungen basieren auf den theoretischen Ideen Michel Foucaults und den damit eng verbundenen Begriffen *Diskurs* und *Diskursanalyse*. Leider ist aber „eine Diskursanalyse der Literatur in Foucaults Werk nirgends systematisch begründet“.²⁷⁴ Foucault hat also selbst keine eigentliche Methode für die Diskursanalyse ausgearbeitet. Daher werde ich für meine Analysen Begriffe von anderen theoretischen Arbeiten, die ebenfalls von Foucault ausgehen, übernehmen. Es sind vor allem Begriffe von Link, Link-Heer und Jäger, die instrumentalisiert werden. Kapitel 5.1 gibt die theoretische Grundlage für die in Kap. 5.2 und 5.3 folgenden Beispielanalysen der zwei verschiedenen Zeitebenen, sowie für die diachrone Analyse von *Die Frau des Richters* in Kap. 5.4.

5.1 THEORETISCHE GRUNDLAGEN VON DISKURS UND DISKURSANALYSE

Sprachliche Dokumente enthalten ein Echo ihrer Entstehungszeit in Form von kulturellen Spuren des aktuellen Wissensstandes, der möglichen Diskurse resp. dem, *was* zu gegebener Zeit überhaupt gesagt werden kann, *wie* etwas gesagt werden kann und *wer* etwas sagen kann oder sagen darf. Wie Achim Geisenhanslüke konstatiert, stehen wir hier also vor dem „allgemeine[n] Problem der Praxis von sprachlichen Aussagen als ge-regelte[m] Ordnungssystem[...].“²⁷⁵ Aus diesem Ordnungssystem können wir mit Hilfe

²⁷⁴ Geisenhanslüke 2003: 129.

²⁷⁵ Geisenhanslüke 2003: 121.

der im Text nachweisbaren Diskurse Aufschluss erhalten darüber, was zum Zeitpunkt des Textentstehens überhaupt möglich war zu denken. Wir erhalten aber auch Aufschluss darüber, was, welches Wissen, als verändertes Denken auf Grund von historischem Wissen, nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Nach Paul Veyne ist es immer das, „was die Menschen Wahrheiten nannten und [...] ihre[...] Kämpfe[...] um diese Wahrheiten“, ²⁷⁶ was Geschichte zu Geschichte macht.

5.1.1 Michel Foucaults Idee des Diskurses

In seinem Werk *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*²⁷⁷ sucht Michel Foucault nach den Ursachen unseres Denkens. Er fragt u.a.: „Was ist eigentlich für uns unmöglich zu denken?“²⁷⁸ Was bestimmt „die Grenze unseres Denkens“²⁷⁹ und was lässt uns „Lebewesen klug erscheinen“?²⁸⁰ Dabei beruft er sich auf unsere Art, Ordnungssysteme und hierarchische Systeme zu bilden und zu begreifen.

Nichts ist tastender, nichts ist empirischer [...] als die Einrichtung einer Ordnung unter den Dingen. [...] Die fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen, fixieren gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird.²⁸¹

Neue Erkenntnisse der Wissenschaft haben nur die Möglichkeit Fuß zu fassen, falls es dazu in der bestehenden Ordnung die Voraussetzungen gibt, dass neue Begriffe und Begriffssysteme akzeptiert werden können, dass es eine Ebene des *positiven Unbewussten* gibt, die neue Denkformen überhaupt akzeptierbar macht. Diesen Schluss zieht Foucault aus der

²⁷⁶ Veyne 1992: 55.

²⁷⁷ Vgl. Foucault 1997.

²⁷⁸ Foucault 1997: 17.

²⁷⁹ Foucault 1997: 17.

²⁸⁰ Foucault 1997: 17.

²⁸¹ Foucault 1997: 22.

Tatsache, daß zur gleichen Zeit ähnliche Veränderungen in offensichtlich sehr verschiedenen Disziplinen auftraten. Innerhalb einiger weniger Jahre (um 1800) wurde die Tradition der allgemeinen Grammatik durch eine wesentlich historische Philologie ersetzt; naturgeschichtliche Klassifikationen wurden nach den Analysen der vergleichenden Anatomie angelegt; und eine Politische Ökonomie wurde begründet, deren hauptsächliche Themen die Arbeit und die Produktion waren.²⁸²

Foucault sucht jedoch nicht nach den Ursachen und Hintergründen, die zu einer Entwicklung führen, sondern betrachtet *archäologische Ebenen*, Schnitte in der Geschichte, als solche. Ihn interessieren dabei die praktischen Regeln und Bedingungen, die bestimmen, *wer* etwas sagt, *was* jemand sagt und *wie* jemand etwas sagen kann. Er fragt z.B.:

welche Bedingungen hatte Linné [...] zu erfüllen, um seinen Diskurs nicht nur kohärent und im Allgemeinen wahr zu machen, sondern ihm zu der Zeit, in der er geschrieben und aufgenommen wurde, Wert und praktische Anwendung als wissenschaftlichem Diskurs – oder, genauer als naturgeschichtlichem, ökonomischem oder grammatischem Diskurs zu geben?²⁸³

Foucault stellt damit ein *historisches Apriori* als Voraussetzung für eine Aussage und fordert damit, „daß der Diskurs nicht nur einen Sinn oder eine Wahrheit besitzt, sondern auch eine Geschichte, und zwar eine spezifische Geschichte [...] eine Form von Dispersion in der Zeit“.²⁸⁴ Eine Geschichte „der wirklich gesagten Dinge“,²⁸⁵ die, um gesagt zu werden, gewisse reale Bedingungen erfüllen müssen, so z.B. die Bedingung der „Koexistenz“²⁸⁶ mit anderen Aussagen. Anders betrachtet bedeutet dies, wie Matthias Fricke es ausdrückt, „daß innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin in einer bestimmten Epoche nicht jede Aussage als ernstzunehmende Aussage möglich ist, d.h., es kann zu einem Zeitpunkt nicht einfach alles Mögliche gesagt werden.“²⁸⁷ Gelingt es jedoch neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen wirklich Fuß zu fassen, so verändern diese unser Weltbild und damit auch das, was für uns möglich ist zu denken. Werner Sohn konstatiert, dass so die gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr als objektiv

²⁸² Foucault 1997: 12, 13.

²⁸³ Foucault 1997: 15.

²⁸⁴ Foucault 1995: 184, 185.

²⁸⁵ Foucault 1995: 184.

²⁸⁶ Foucault 1995: 184.

²⁸⁷ Fricke 1999 [online]: 37.

geltende „messende und experimentelle Arbeit der Physiker und Chemiker“²⁸⁸ eine wichtige Erscheinungsbedingung für die Entwicklung der Produktion und der Industrialisierung wurde. Andererseits wurde das wissenschaftliche Denken dadurch immer mehr von finanziellen Bedingungen durchdrungen und wissenschaftliche Resultate wurden zur Handelsware.

Als noch nicht mögliche Aussage im 19. Jahrhundert sieht Sohn z.B. die Vererbungslehre Mendels,²⁸⁹ die von den Botanikern und Biologen noch nicht als Wahrheit angenommen werden konnte. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts standen diese Aussagen in Koexistenz mit anderen Aussagen, so dass ein Referenzrahmen für die Erblchkeitslehre entstand und zu der weiteren Entwicklung in Richtung der Eugenik (Lehre von der Erbgesundheit) und Rassenhygiene beitrug.²⁹⁰ Dies schuf auf breiterer gesellschaftlicher Ebene ein allgemeines Qualitätsdenken. Die heutige moderne Genetik mit den Möglichkeiten für präventive Diagnostik, „mit der die Kräfte der Menschen gesteigert, Leiden verhindert und Gesundheit optimiert werden sollen, impliziert eine neue Qualität in der Biologisierung von Mensch und Gesellschaft.“²⁹¹ Daran schließen auch Alfred Dreyfus und Paul Rabinow ihre „Diagnose unserer gegenwärtigen kulturellen Situation“²⁹² und bezeichnen

die vorherrschende Organisation unserer Gesellschaft [...] ‚Bio-Technik-Macht‘. Bio-Macht bedeutet die zunehmende Ordnung aller Bereiche im Namen von Wohlfahrt des Individuums und der Bevölkerung. Dem Genealogen enthüllt sich diese Ordnung als Strategie, die niemand lenkt, aber in die alle verstrickt sind, und deren einziges Ziel in der Steigerung von Macht und Ordnung selber liegt.²⁹³

Michel Foucault betrachtet also Geschichte als ein System von Schwellen, die sich voneinander abheben und deren Ebenen in ihrer *Positivität* untersucht werden sollen als „Systeme der Gleichzeitigkeit“.²⁹⁴ Solche Ebenen der Gleichzeitigkeit bilden die

²⁸⁸ Sohn 1999: 215.

²⁸⁹ Vgl. Foucault 1993: 24, 25.

²⁹⁰ Vgl. Sohn 1999: 210–228.

²⁹¹ Sohn 1999: 211.

²⁹² Dreyfus & Rabinow 1994: 22.

²⁹³ Dreyfus & Rabinow 1994: 22.

²⁹⁴ Foucault 1997: 26.

Schichten, die in der Diskursanalyse archäologisch beschrieben werden sollen. Ein Archäologe erforscht die zeitlichen Ebenen, die einzelnen Schichten, auf denen die Geschichte verankert und vernetzt ist. Er sucht nach der kulturellen Ordnung, die niemand lenkt, ‚in die aber alle verstrickt sind‘ (vgl. oben). So sind denn auch Texte, auch literarische, historisch vernetzt und verankert in ihrer eigenen Zeit, in ihrem eigenen Bereich des Wissens. Sie sind synchron eingebettet in ihr jeweiliges kulturelles System.²⁹⁵

5.1.2 Diskurs und diskursive Formation

Foucault hat selbst, wie einleitend bereits festgestellt, keine Methode zur Diskursbestimmung ausgearbeitet und seine Definition des Begriffs *Diskurs* ist uneinheitlich, denn sie verändert sich in seinen Werken fortlaufend. Dies erschwert eine genaue Begriffsbestimmung und Methodenbeschreibung, gibt jedoch dem Rezipienten seiner Philosophie die Möglichkeit, eigene Perspektiven anzulegen. Daher ist auch das „Erkenntnisinteresse des/der AnalytikerIn“²⁹⁶ immer mitbestimmend, was z.B. als Aussage (vgl. Kap. 5.1.4) für die Diskursbestimmung verstanden werden soll. Foucault war sich selbst der Uneinheitlichkeit seiner Schriften bewusst und äußerte sich dazu u.a. folgendermaßen:

Aber ein Buch ist dazu da, um Zwecken zu dienen, die von dem, der es geschrieben hat, nicht festgesetzt sind. Je mehr neue, unvorhergesehene Verwendungen möglich und wirklich sein werden, umso zufriedener werde ich sein.

Alle meine Bücher [...] sind, wenn sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtssysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, einschließlich vielleicht derjenigen Machtssysteme, aus denen diese meine Bücher hervorgegangen sind – nun gut, umso besser.²⁹⁷

²⁹⁵ Vgl. Landwehr 2001: 63.

²⁹⁶ Hanke 1999: 116.

²⁹⁷ Foucault 1976: 53.

In diesem Sinne benutze ich Begriffe und Ideen Foucaults als Werkzeuge und ziehe darüber hinaus Begriffe und Definitionen von anderen Wissenschaftlern, die auf Foucaults Theorien bauen, als Instrumente hinzu. „Eine spezifisch literaturtheoretische Ausarbeitung der Diskursanalyse sieht sich [...] von vorneherein dazu gezwungen, über Foucault hinauszugehen“,²⁹⁸ erklärt auch Geisenhanslüke und verweist dabei ebenso auf Link und Link-Heer sowie auf Bogdal.

Die Suche nach einem Diskurs kann also nicht auf eine eindeutige Methode zurückgreifen und muss daher die Frage „Was ist ein Diskurs?“ am jeweiligen Gegenstand“²⁹⁹ klären, konstatiert auch Dominik Schrage. Ein solcher Gegenstand, d.h. das zu untersuchende Material, muss dafür genau definiert und abgegrenzt werden. Zu diesem Zweck sollen z.B. Zeitabschnitt, Regionalität, Texttyp/-bereich (Wissenschaft, Medientext, Literatur usw.) bestimmt werden. Die Suche nach einem oder mehreren Diskursen kann dabei nach einem gewissen, vorausbestimmten Diskurs (z.B. juristischem und medizinischem Diskurs) suchen oder mehr komplex an den Text herangehen. In den folgenden Analysen (Kap. 5.2, 5.3 und 5.4) wird die Suche nach Diskursen sowohl von einer komplexen Textbetrachtung ausgehen, d.h. offen sein für das, was der Text an diskursiven Formationen (vgl. unten) in sich trägt, als auch nach einzelnen, im Voraus bestimmten, d.h. im Erwartungshorizont liegenden Diskursen forschen (vgl. Kap. 5.1.6).

Foucaults Begriff der *diskursiven Formation* ist, wie der Diskursbegriff selbst, nicht unumstritten. Eine der Definitionen, die Foucault dazu gibt, lautet:

[...] wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, [...] in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit [...] definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, daß man es mit einer *diskursiven Formation* zu tun hat [...].³⁰⁰

²⁹⁸ Geisenhanslüke 2003: 129.

²⁹⁹ Schrage 1999: 67.

³⁰⁰ Foucault 1995: 58. (Kursivierung bei Foucault.)

Diese Begriffsbestimmung kann kaum von der Bestimmung *Diskurs* unterschieden werden. Fricke³⁰¹ hält jedoch eine Differenzierung der beiden Begriffe für notwendig, indem er dem Diskurs den Mehrwert der *sozialen Praxis* zuspricht:

[E]ine ‚diskursive Formation‘ (besteht) aus einer bestimmten Anzahl von ‚diskursiven Beziehungen‘, ein Diskurs hingegen (bezieht) zudem auch die primären und sekundären Beziehungen (ein), die man unter dem Aspekt der sozialen Praxis zusammenfassen könnte.³⁰²

In diesem Sinne umfasst ein Diskurs mehr als eine diskursive Formation. Dies widerspricht jedoch wieder Foucaults Definition, wenn er konstatiert: „Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören.“³⁰³ Hanke macht ebenfalls auf die Ähnlichkeit der Begriffe aufmerksam und konstatiert in Bezug auf Foucault: „[...] die Zugehörigkeit der Aussagen zur diskursiven Formation – kurz: Diskurs – [...]“.³⁰⁴ Sie stellt somit die beiden Begriffe im Grunde gleich. In vorliegender Arbeit werden die beiden Begriffe Diskurs und diskursive Formation ebenfalls gleichwertig verwendet, denn beide können einem übergreifenden *Diskursstrang*, einem *Spezialdiskurs* resp. dem *Interdiskurs* (vgl. Kap. 5.1.3) zugeordnet werden. Foucault selbst fügt zusammenfassend und abschließend zu seinen Auslegungen über die diskursiven Formationen an: „Man bleibt in der Dimension des Diskurses“.³⁰⁵ Für eine Abgrenzung meines Diskursbegriffes gegenüber anderen Diskursbegriffen siehe Kap. 5.1.8.

5.1.3 Diskurs, Gegendiskurs, Spezialdiskurs und Interdiskurs

Auf der Suche nach funktionellen Begriffen für einen methodischen Zugang zu einer Diskursanalyse erweisen sich die Begriffe *Diskurs* und *Gegendiskurs*, *Spezialdiskurs* und *Interdiskurs* als brauchbare Werkzeuge. Im Folgenden stelle ich diese Begriffe und die Art ihrer Verwendung in meinen Analysen vor. Mit diesen Definitionen soll

³⁰¹ Vgl. Fricke 1999 [online]: 23–26.

³⁰² Fricke 1999 [online]: 23.

³⁰³ Foucault 1995: 170.

³⁰⁴ Hanke 1999: 110, 111.

³⁰⁵ Foucault 1995: 112.

gleichzeitig eine Abgrenzung gegen eine andere Wertung dieser Begriffe erreicht werden (vgl. auch Kap. 5.1.6 und 5.1.8).

Der jeweils vorherrschende Diskurs im Sinne Foucaults repräsentiert die herrschende Ideologie, nach der Wissen kontrolliert, organisiert und institutionalisiert wird. Er ist Ausdruck für die gesellschaftliche Machtstruktur, denn

in unseren Gesellschaften [...] ist der Besitz des Diskurses – gleichzeitig als Recht zu sprechen, Kompetenz des Verstehens, erlaubter und unmittelbarer Zugang der bereits formulierten Aussagen, schließlich die Fähigkeit, diesen Diskurs in Entscheidungen, Institutionen oder Praktiken einzusetzen, verstanden – in der Tat [...] für eine bestimmte Gruppe von Individuen reserviert [...].³⁰⁶

Ein Diskurs ist begrenzt durch die Normen und Konventionen dessen, was allgemein als wahr und wirklich aufgefasst werden kann. Siegfried Jäger schlägt vor, „davon auszugehen, daß der Diskurs immer schon mehr oder minder stark strukturiert und also ‚fest‘ geregelt (im Sinne von konventionalisiert bzw. sozial) ist“.³⁰⁷ Normen und Konventionen, institutionalisierte Machtstrukturen sind jedoch immer umstritten und daher Machtkämpfen ausgesetzt. Mit Hinweis auf Jürgen Links Diskussion der „Möglichkeiten des Widerstands gegen herrschende Diskurse durch eine bestimmte Diskurstaktik“,³⁰⁸ nimmt Jäger den Begriff „Gegen-Diskurse“³⁰⁹ auf. Machtkämpfe in Form von beispielsweise Interessenkonflikten zwischen verschiedenen Diskursen oder Brüchen gegen geltende Normen und Konventionen äußern sich demnach als *Diskurs* und *Gegendiskurs*.³¹⁰ Durch solche Machtkämpfe werden allmähliche Veränderungen möglich, die bestehende Denkformen erweitern und die Grenzen für das, was möglich ist zu denken, verschieben. Sie können aber andererseits auch bestehende Grenzen festigen resp. bestätigen, denn „[w]o es Macht gibt, gibt es Widerstand und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht“.³¹¹ Mit anderen Worten bestätigt der Gegendiskurs immer die Macht, die er eigentlich

³⁰⁶ Foucault 1995: 100.

³⁰⁷ Jäger 1993: 153.

³⁰⁸ Jäger 1993: 152.

³⁰⁹ Jäger 1993: 152.

³¹⁰ Vgl. Jäger 1993: 152–156.

³¹¹ Foucault 1999: 116.

bekämpft, dadurch dass er überhaupt aufkommt. Machtausübung und Wissensbildung stehen ebenso in einem fortlaufenden dialektischen Verhältnis, in dem Wissen Macht generiert und Macht Wissen.

Tatsächlich ist jeder Punkt der Machtausübung zur gleichen Zeit ein Ort der Wissensbildung. Und umgekehrt erlaubt und sichert jedes etablierte Wissen die Ausübung einer Macht. Anders gesagt, es gibt keinen Gegensatz zwischen dem, was getan, und dem, was gesagt wird.³¹²

Daher ist Macht und dem zufolge sind Machtkämpfe in Form von *Gegendiskursen* immer vorhanden „– denn Macht hat kein Zentrum. Sie ist ein dezentriertes, omnipräsentes Netz einzelner Kraftverhältnisse.“³¹³ Foucault betont, dass die Omnipräsenz der Macht nicht einheitlich ist, sondern

sich in jedem Augenblick und an jedem Punkt [...] erzeugt. Nicht weil sie [die Macht] alles umfaßt, sondern weil sie von überall kommt, ist die Macht überall. [...] Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.³¹⁴

In Foucaults Werken verlagert sich im Laufe der Zeit „die Frage nach dem Verhältnis von Diskurs und Macht“³¹⁵ immer mehr in den Mittelpunkt. Die Suche nach Diskursen, z.B. eine Diskursanalyse, lässt durch das Ermitteln der herrschenden, institutionalisierten Diskurse und insbesondere durch das Aufzeigen der Gegendiskurse die Machtverhältnisse der jeweiligen Gesellschaft hervortreten und lässt uns die Normen und Konventionen der jeweiligen sozialen Ordnung erkennen. Ein Mangel an expliziten Gegendiskursen bestätigt bestehende Normauffassungen und Gewohnheitsdenken, indem er zeigt, was als Wissen in der Gesellschaft allgemein auch interdiskursiv akzeptiert wird. Hierbei macht Jäger darauf aufmerksam, dass „Abweichungen von den ‚normalen‘ Diskursregeln sanktioniert werden (können)“.³¹⁶ Das heißt, ein Gegendiskurs kann in der strategischen Situation eines Machtkampfes sozial bestraft werden. (Vgl. dazu Kap. 6.)

³¹² Foucault 1976: 118.

³¹³ Fink-Eitel 1989: 119.

³¹⁴ Foucault 1999: 114.

³¹⁵ Geisenhanslüke 1997: 216.

³¹⁶ Jäger 1993: 153.

Jürgen Link und Ursula Link-Heer „schlagen vor, jede historisch-spezifische ‚diskursive Formation‘ im Sinne Foucaults als ‚Spezialdiskurs‘ zu bezeichnen [...] und [...] Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen ‚interdiskursiv‘ zu nennen.“³¹⁷ *Spezialdiskurs* und *Interdiskurs*, die zusammen den *Gesamtdiskurs*³¹⁸ ausmachen, sind für meine Analysen zentrale Begriffe. Nach ihnen werden im Kommenden die a priori ‚Suchraster‘ angelegt, um die ‚Aussagen‘ thematisch zu sammeln (vgl. Kap. 5.1.6). Als Spezialdiskurse werden hierbei jene Diskurse bezeichnet, die (wie der Name sagt) jeweils ein spezielles Wissensgebiet umfassen. Dies sind oft wissenschaftliche Diskurse wie z.B. der medizinische oder der juristische Diskurs. Die verschiedenen Teilgebiete, die *einem* Spezialdiskurs zugeordnet werden können (wie z.B. dem medizinischen Diskurs), bilden zusammen einen *Diskursstrang*. Gemeinsam bilden die verschiedenen Stränge einen „Fluß von Wissen durch die Zeit“.³¹⁹ In diesem Wissensfluss stehen die verschiedenen Diskurse und Diskurstypen in ständiger Wechselwirkung miteinander. Sie beeinflussen einander gegenseitig, indem sie sich *vernetzen* und *verschränken* und so auch auf den Interdiskurs einwirken. Der Interdiskurs bezeichnet den Diskurs des Alltags, des Alltagswissens, der Alltagssprache, des Populärwissens. Durch den Einfluss der Spezialdiskurse auf den Interdiskurs verändert sich das, was allgemein möglich ist zu sagen. Ein verändertes Populär- und Alltagswissen verändert die Aussagemöglichkeiten. Der Interdiskurs spiegelt immer die jeweils herrschenden Machtverhältnisse der Gesellschaft, denn er zeigt das, was als Wissen in der Gesellschaft akzeptiert wird (vgl. oben). Der Begriff des Interdiskurses bei Link und Link-Heer unterscheidet sich von dem hier dargestellten insofern, dass sie Interdiskurs als pluralen Begriff verstehen und somit von verschiedenen „institutionalisierten Interdiskursen“³²⁰ ausgehen.

³¹⁷ Link & Link-Heer 1990: 92.

³¹⁸ Vgl. Jäger 1993: 417. Anm. 102.

³¹⁹ Jäger 1993: 155; vgl. Jäger 1993: 156, Abb. 10.

³²⁰ Vgl. Link & Link-Heer 1990: 93.

Als Beispiel für eine *Diskursverschränkung* hebt Jäger die Kulturkrise um 1900 hervor. Diese gesellschaftsübergreifende Krise sei „durch eine Feminisierung der Kultur verursacht worden“,³²¹ daher sollte man fragen:

[Wie sich] zum einen der Diskurs über Frauen und zum anderen der über Kultur bzw. Gesellschaft [...] miteinander verschränken bzw. ob sie sich so miteinander verschränken, dass der Eintritt von Frauen in die ‚Kultur‘ als ‚Kulturkrise‘ stigmatisiert wurde, und welche Folgen dies für die weitere diskursive Konstituierung historischer und aktuell-gegenwärtiger Frauen- und vielleicht auch Männerbilder gehabt hat.³²²

Die Frage nach der Art der Konstituierung von Frauen- resp. Männerbildern ist Gegenstand der modernen Frauenforschung. Aspekte dazu werden in Kap. 5.1.7 näher untersucht. Diese Frage ist auch in den hier folgenden Analysen, insbesondere der Analyse von Schnitzlers *Die Frau des Richters* von ausschlaggebender Bedeutung (vgl. z.B. Kap. 5.4.9 – „Imagination bedrohlicher Weiblichkeit“³²³).

Ein wichtiger Ort der Diskursverschränkung ist die Literatur. Literarische Texte sind *keine* Spezialdiskurse. Es gibt nach Rainer Baasner „keinen eigentlichen literarischen Diskurs“,³²⁴ denn Literatur lässt sich nicht thematisch oder sonstwie einheitlich auf einen einzigen Diskurs eingrenzen. Baasner stellt weiter fest:

Literatur konstituier[t] einen Diskurs, in dem Teile aller anderen Diskurse ohne wechselseitige Ausgrenzungstricks artikuliert werden können. Der Diskurs Literatur bietet somit eine Art allgemeinverständlicher Schnittmenge, die weicheren Formierungsregeln unterliegt als die Spezialdiskurse und die einen weiter reichenden Verständigungsrahmen aufspannt als die letzteren.³²⁵

Die literaturwissenschaftliche Diskursanalyse kann daher nach den zeitgenössischen Spezialdiskursen suchen, die interdiskursiv in den literarischen Text verarbeitet sind. Sie sucht nach den Inhalten, Themen und Wissensvorräten, die in den literarischen

³²¹ Jäger 1999: 138. Vgl. dazu auch Bublitz 1997 [online] und Bublitz, Paderborner Projekt bis 1999 [online].

³²² Jäger 1999: 138.

³²³ Pohle 1998: 15.

³²⁴ Baasner 1996: 137.

³²⁵ Baasner 1996: 137.

Texten archiviert sind, und nach gesellschaftlichen Kontexten, mit denen sie verbunden werden können.³²⁶ Literarische Texte sind gerade dadurch, dass sich völlig verschiedene Spezialdiskurse interdiskursiv in ihnen verschränken können, für eine historische Diskursanalyse interessant. So betrachten auch Link und Link-Heer literarische Texte und empfehlen für eine Analyse jeweils eine (Re)konstruktion „des ‚umgebenden‘ Feldes von Spezialdiskursen wie auch von außerliterarischen Interdiskursivitäten“.³²⁷ Erst bei der jeweiligen Lektüre der literarischen Texte zeigt sich, nach welchen Diskursen gesucht werden kann und in welcher Form Machtstrukturen im Text präsent sind. Dies steht im Gegensatz zu archivalischen Urkunden (wie Patientenberichten oder Gerichtsprotokollen), wo von vornherein festgelegt ist, nach welchen Spezialdiskursen gesucht werden soll und die Institutionen der Macht vordefiniert sind. Achim Landwehr rechtfertigt eine Diskursanalyse literarischer Texte als

ein Vorgehen, das sich insgesamt auch für historische Arbeiten als großer Gewinn erweist, da sich Weltbilder und Wissensformen in Romanen, Dramen oder wissenschaftlichen Abhandlungen zum Teil wesentlich eindeutiger formuliert finden, als dies in archivalischen Quellen der Fall ist.³²⁸

Er betont dabei allerdings, dass man „den Blick über den Blattrand“³²⁹ nicht vergessen soll und immer den jeweiligen kulturhistorischen Kontext beachten muss. Inwieweit oder ob es innerhalb der literarischen Texte einen Spezialdiskurs, z.B. einen *poetischen Diskurs* gibt, bleibt an dieser Stelle eine offene Frage, deren Beantwortung eine andere Art der Analyse bedürfte.

Diskursanalysen, die auf eine breit angelegte Gesellschaftsanalyse hinzielen, betrachten Literatur als einen eigenen Diskursstrang, wobei die Literatur einer gewissen Gesellschaft auf einer zeitlich vorgegebenen Ebene als relative Einheit, als typisches Zeitzeichen, angesehen wird.³³⁰ Eine solche Analyse konzentriert sich auf vorgegebene Aspekte und untersucht diese in historischer Perspektive. Auf diese Art stellt Klaus-

³²⁶ Vgl. Baasner 1996: 134–138.

³²⁷ Link & Link-Heer 1990: 94.

³²⁸ Landwehr 2001: 166.

³²⁹ Landwehr 2001: 166.

³³⁰ Vgl. z.B. Bogdal 1999.

Michael Bogdal beispielsweise das Männerbild in der deutschen Literatur und dessen Bedeutung für die Identitätsbildung des Mannes in Gesellschaft und Geschichte dar.³³¹ Einen ganz anderen Ausgangspunkt für seine Überlegungen zur Literatur im Zusammenhang mit Foucault hat die Arbeit Geisenhanslückes. Er stellt die „Frage nach der Bedeutung der Literatur für Foucaults eigene Theorie“³³² ins Zentrum seiner Arbeit und definiert seinen Zugang folgendermaßen:

Die Arbeit orientiert sich [...] an dem von Foucault in *Wahnsinn und Gesellschaft* und der *Ordnung der Dinge* vorgeschlagenen Geschichtsmodell und insbesondere an der Unterscheidung von Klassik und Moderne. Entscheidend [...] ist in diesem Zusammenhang, daß die Literatur [...] in Klassik und Moderne eine je unterschiedliche Funktion einnimmt.³³³

Eine Betrachtung der Funktion der Literatur erfordert ebenfalls, Literatur als *Diskursstrang* zu untersuchen, was vorliegende Arbeit explizit nicht tut. Einen wiederum anderen diskursanalytischen Zugang zur Literatur benutzt Bluhm bei seiner Kontextualisierung des „zeitgenössischen Goethekultes [... mit] Kafkas Schreiben des Jahres 1912“.³³⁴ Sein Ziel ist es, die herkömmliche Interpretation um neue Blickwinkel zu bereichern. Diese hier nur kurz erwähnten unterschiedlichen Analysemodelle arbeiten somit mit anderen Einfallswinkeln und suchen andere Fragen zu beantworten als die hier gestellten (vgl. Kap. 5.1.6 und 5.1.9).

Die Aussagen der *Literaturwissenschaft* bilden ihren eigenen Spezialdiskurs. Es ist ein Diskursstrang des Wissens über Literatur und literarische Produktion resp. ein *Metadiskurs* zur Literatur. Dieser Spezialdiskurs sollte nicht mit der Literatur selbst (Ort der Diskursverschränkung ohne eigenen Spezialdiskurs; vgl. oben) verwechselt oder gleichgestellt werden. (Siehe auch Kap. 5.1.5.)

³³¹ Vgl. Bogdal 1999: 55–134.

³³² Geisenhanslücke 1997: 37.

³³³ Geisenhanslücke 1997: 37.

³³⁴ Bluhm 2002: 18.

5.1.4 Effektive Aussagen und diskursive Ereignisse

Diskurse im Sinne Foucaults formen sich aus der *Positivität der wirklich gesagten Dinge*. Sie konstituieren sich aus einer „Gesamtheit aller effektiven Aussagen“.³³⁵ *Effektive Aussagen* definiert Fricke als „eine begrenzte Menge von Aussagen [die] tatsächlich formuliert oder ausgesprochen worden sind.“³³⁶ Sie repräsentieren das, was als Denkform, als Ordnung der Dinge zu gegebener Zeit möglich war zu sagen. Veyne macht dabei auch darauf aufmerksam, dass „Foucault keinen geheimnisvollen Diskurs auf(deckt), der anders wäre als der, den wir alle vernehmen: er [Foucault] lädt uns nur ein, genau zu beobachten, was da gesagt wird.“³³⁷ – Nach Arnold und Detering lassen sich also Diskurse

über einen gemeinsamen Redegegenstand, über die Vorschriften und Konventionen, die festlegen, wie, von wem, mit welchen Begriffen und in welchen Medien über diesen Gegenstand gesprochen werden darf, sowie über ihre Beziehungen zu anderen Diskursen [bestimmen].³³⁸

Die Suche nach Diskursen geht daher immer von der Positivität der effektiven Aussagen, von den wirklich formulierten sprachlichen Äußerungen, aus. Spezielle Beachtung muss dabei jedoch immer auch den *Konventionen* geschenkt werden. Sie repräsentieren die Normen und Regeln der Gesellschaft, d.h. sie repräsentieren das, was nicht gesagt zu werden braucht, weil es allgemein akzeptiert ist und ohne Um- oder Beschreibung verstanden wird. Es geschieht hier das, was Landwehr eine „Naturalisierung des Diskurses [...] [nennt], da es ‚nur natürlich‘ ist, die Dinge auf diese Weise zu sehen und auf keine andere“.³³⁹ Eine solche Naturalisierung und Habitualisierung umfasst auch die *Tabuisierung*, also alles das, worüber man sich im gesellschaftlichen System einig ist, dass nicht gesprochen werden darf oder soll. Hingegen sind nach Landwehr nichtkonventionalisierte Diskurse immer „konkurrierenden Weltansichten aus-

³³⁵ Foucault 1995: 41; vgl. auch 156 und 184.

³³⁶ Fricke 1999 [online]: 11.

³³⁷ Veyne 1992: 28.

³³⁸ Arnold & Detering 1996: 652 (Glossar).

³³⁹ Landwehr 2001: 132.

gesetzt³⁴⁰ und werden dadurch zum „Ort von Machtkämpfen“. ³⁴¹ Daher lassen sich nichtkonventionalisierte Diskurse als Gegendiskurs gegen einen Diskurs innerhalb der Norm erkennen (vgl. Kap. 5.1.3).

Ein weiterer Begriff der Diskursanalyse ist das *diskursive Ereignis*. Siegfried Jäger weist in Zusammenhang damit auf eine Studie von Gerhard Kaiser und Friedrich Kittler³⁴² hin. Er distanziert sich jedoch von deren Begriffsbestimmung durch eine Begrenzung der Definition: „So spreche ich von diskursivem Ereignis nur dann, wenn es sich um ein [...] Ereignis handelt, das groß herausgestellt worden ist, z.B. durch die Medien.“³⁴³ Dieser Definition gemäß wird ein Ereignis erst zu einem diskursiven Ereignis, wenn es, wie der Name sagt, große diskursive Bedeutung gewinnt und einen relativ großen Einfluss auf den weiteren Verlauf eines oder mehrerer Diskurse hat. Wird also über eine Sache viel diskutiert und polemisiert, so wird sie zu einem diskursiven Ereignis. In diesem Sinne wird der Begriff auch in meinen Analysen gebraucht. Die wichtigsten Urheber diskursiver Ereignisse unserer Zeit sind, wie schon das Beispiel von Jäger andeutet, die Medien. Sie bestimmen, welche Ereignisse als Schlagzeilen oder Nachrichten in Presse, Rundfunk und Fernsehen erscheinen und welche kaum je eine breitere Öffentlichkeit erreichen. Diskursive Ereignisse stehen dadurch nicht unwillkürlich in Relation zu einem wirklichen oder wichtigen Ereignis, denn sie sind, wie der Diskurs an sich, abhängig von Macht- und Interessenstrukturen. Unbedeutende Geschehen oder Vorfälle können zu wichtigen, diskursiven Ereignissen werden, während bedeutende Dinge verschwiegen³⁴⁴ – d.h. zu *nichtdiskursiven Ereignissen* – werden, indem sie unbeachtet bleiben und kaum im Diskurs erscheinen. Dies passiert z.B. bei Ausschließung, Zensur oder Tabuisierung, kann aber ebenfalls auch wieder auf allgemein akzeptierte Normen und Konventionen Hinweise geben.

Übertragen aus der theoretischen Makro- in die konkrete Mikroebene könnte man beispielsweise die für diese Arbeit wichtige Zeitperiode der 1920er Jahre mit dem

³⁴⁰ Landwehr 2001: 132.

³⁴¹ Arnold & Detering 1996: 652 (Glossar).

³⁴² Vgl. Jäger 1993: 146, 147.

³⁴³ Jäger 1993: 412. Anm. 81.

³⁴⁴ Jäger 1993: 157.

Ausgang des Ersten Weltkrieges und der Auflösung des Habsburger Reiches als bedeutende Ereignisse betrachten. Doch nur wenn diese Ereignisse explizit in der untersuchten Nachkriegsliteratur als mächtige Diskurse erkennbar werden, können sie als diskursive Ereignisse bezeichnet werden. Erscheinen sie nur nebensächlich im Diskurs oder sind sie nur implizit erkennbar, so können sie als nichtdiskursive Ereignisse trotzdem im Text vorhanden sein und als Zeichen von Ausschluss, Zensur, Tabu oder Normalisierung gelesen werden. Es ist auch möglich, dass sie weder diskursiv noch nichtdiskursiv im Text erkennbar sind, weil sie ganz einfach fehlen. Aber alle erkennbaren diskursiven und nichtdiskursiven Ereignisse sind für eine Diskursanalyse interessant, weil sie die Macht- und Interessenstrukturen in der Gesellschaft erkennen lassen. Die konventionalisierten gesellschaftlichen Machtinteressen können die Ursache dafür sein, welche Stellung ein Ereignis im Diskurs einnimmt, denn

normierte Redeweisen [...] schränk[en] die Verfügungsgewalt des Individuums über seine vermeintlich eigenen Aussagen gewaltig ein: Weltdeutung und Erkenntnis sind auf diesem Weg immer schon vorgeprägt, ohne daß sich andererseits verantwortliche Urheber für diese Prägungen ermitteln ließen.³⁴⁵

Die Tatsache, dass unsere Aussagemöglichkeiten durch befindliche institutionalisierte Machtstrukturen und Wissensbereiche begrenzt sind, besteht auch für den Autor eines (literarischen) Textes. Die Bedeutung des Autors für seinen eigenen Text wird somit problematisiert. (Zur Problematik von Autor und Werk siehe auch Kap. 2.)

5.1.5 Autorintention und institutionalisierte Machtstrukturen

„Der Mensch [...] ist in die Bewegung der Sprache eingebunden [...].“³⁴⁶ Er ist im Diskurs oder Gegendiskurs des Machtssystems seiner Zeit ‚gefangen‘. Auch ein Autor ist daher mit seinem Werk und in seinem Werk nicht der eigentliche Urheber eines Diskurses. Er besitzt nicht unbegrenzte Souveränität über seinen Text. Baasner macht sogar darauf aufmerksam, „daß die individuelle Leistung eines Autors für den eigenen Text

³⁴⁵ Baasner 1996: 130.

³⁴⁶ Geisenhanslücke 1997: 26.

gering sein kann.“³⁴⁷ Ein Autor spiegelt in seinem Werk nur eine bestimmte Art und Weise des Denkens seiner Zeit wider. Auch nach Utz Maas ist Textproduktion immer eine Form von sozialer Praxis, die durch die Regeln des Diskurses gesteuert wird.³⁴⁸ Wieweit ein Autor die Denkweisen seiner eigenen Zeit explizit oder implizit in seinem Werk verarbeitet resp. bewusst einschreibt oder auszuschließen versucht und sein Werk als Gegendiskurs sehen will, kann nicht immer mit Sicherheit festgestellt werden, es sei denn, er macht selbst metatextlich darauf aufmerksam. So haben beispielsweise Goethe und Hauptmann ihre Rolle als Autoren durch „Autobiographien und Ausgaben ‚letzter Hand‘“³⁴⁹ explizit gesteuert. Das Gleiche gilt für Arthur Schnitzler, der durch seine *Tagebücher*,³⁵⁰ sein autobiographisches Werk *Jugend in Wien*³⁵¹ und durch regen *Briefwechsel*³⁵² seine Autorrolle explizit zur Sprache gebracht hat und damit die Einreihung seiner Werke in eine „bestimmte[...] zeitgeschichtliche[...] Denkweise[...]“³⁵³ beeinflusst hat und auch heute noch fortlaufend beeinflusst.

Die Problematik von Autor und Werk, ausgehend von Foucaults Frage „Was ist ein Autor?“³⁵⁴ wurde bereits in Kap. 2 diskutiert. Die Bedeutung des Autors, speziell des *Autornamens* im Zusammenhang mit der (Un)möglichkeit, seinen eigenen Diskurs zu beeinflussen, sei trotzdem hier nochmals diskursanalytisch perspektiviert. Foucault verweist auf die „klassifikatorische Funktion“,³⁵⁵ die der Autorname für das Werk und dessen Rezeption hat. Klaus-Michael Bogdal beschreibt die Autorfunktion folgendermaßen:

Die Funktion Autor kanalisiert und *individualisiert* den ‚Schreibstrom‘ einer Gesellschaft. Dazu ist es unverzichtbar, daß ein Individuum dem Geschriebenen seinen Namen gibt, der als *Autorname* alle weiteren Äußerungen vereinheitlicht und zu einem ‚Gesamtwerk‘ macht.³⁵⁶

³⁴⁷ Baasner 1996: 136.

³⁴⁸ Vgl. Maas 1984: 232, 233.

³⁴⁹ Bogdal 1999: 137.

³⁵⁰ Vgl. u.a. Schnitzler 1983, 1985, 1993, 1995.

³⁵¹ Schnitzler 1981.

³⁵² Vgl. z.B. Schnitzler 1984.

³⁵³ Jäger 1993: 151.

³⁵⁴ Vgl. Foucault 1974.

³⁵⁵ Foucault 1974: 17.

³⁵⁶ Bogdal 1999: 137. (Kursivierungen bei Bogdal.) Vgl. Foucault 1974: 17.

Wie Bogdal hier darstellt, enthält die Autorfunktion aus einer diskursanalytischen Perspektive demnach mehrere Dimensionen. Einerseits dient der Name des Autors dazu, ‚seine‘ Texte als Einheit zusammenzufassen resp. von anderen Texten abzugrenzen. Andererseits geht der Text des Autors in den ‚Fluss der Zeit‘ ein. Uwe Japp spricht in diesem Zusammenhang von einer „diskursanalytische[n] Dekonstruktion des Autors“³⁵⁷ und sieht in ihr eine Bereicherung des Autorbildes. Aber die Möglichkeiten für den Autor, seinen Text souverän zu bestimmen, sind, wie gesagt, beschränkt. Auch für ihn sind es die institutionalisierten Machtstrukturen, Normen, Bräuche, allgemein akzeptierte Tabuisierungen und Ausschließungen, die die Möglichkeiten des Sagens und die Redeweisen, die Produktion der effektiven *Aussagemöglichkeiten* mitsteuern und beschränken. Als Spiegel der zeitgeschichtlichen Denkweise ist sein Text immer

Ausdruck bzw. Teil einer bestimmten gesellschaftlichen Praxis, die bereits eine bestimmte Menge von *möglichen* Texten definiert, die die gleiche Praxis ausdrücken [...].

[...] *Diskurs* (steht) für eine sprachliche Formation als Korrelat zu einer ihrerseits sozialgeschichtlich zu definierenden gesellschaftlichen Praxis.³⁵⁸

Diese gesellschaftliche Praxis gilt auch für den Autor. Foucault richtet unsere Aufmerksamkeit u.a. auf die, in historischer Sicht, stetig zunehmende Bedeutung des Autors literarischer Texte. Die Frage nach dem Ursprung eines literarischen (fiktiven) Textes wird immer wichtiger – Wer hat geschrieben? Woher kommt der Text?³⁵⁹ – Mit Hilfe des Autornamens muss die Einheit eines Werkes verbürgt werden und die zeitliche Einordnung stattfinden.

Innerhalb der institutionalisierten Machtstrukturen sind auch die Grenzen zwischen *wahr* und *falsch*, *erlaubt* und *verboten* oder *Vernunft* und *Wahnsinn* sozialgeschichtlich vordefiniert. Diese Attribute dienen als *Ausschließungsmechanismen* innerhalb einer bestimmten gesellschaftlichen Praxis. Daher konnte z.B. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts kaum jemand den Diskurs eines Wahnsinnigen hören und falls doch, nur als symbolisch verkleidete Wahrheit (z.B. in Dramen). Kein Arzt wäre damals auf den

³⁵⁷ Japp 1988: 229.

³⁵⁸ Maas 1984: 18. (Kursivierung bei Maas.)

³⁵⁹ Vgl. Foucault 1993: 20.

Gedanken gekommen sich über das, was ein sog. Geisteskranker sagte, wie und warum er etwas sagte, zu kümmern.³⁶⁰ Dagegen findet man ab Beginn des 20. Jahrhunderts immer häufiger den Begriff der *Normalität* relativiert und immer öfter die Bezeichnung ‚normal‘ in Anführungszeichen gesetzt.³⁶¹ Grund dafür sind die sich allmählich durchsetzenden neuen wissenschaftlichen Theorien, die sich immer mehr mit angrenzenden Wissensgebieten und mit dem Interdiskurs vernetzten und verschränkten. Dazu gehört z.B. Freuds Diskurs der Psyche, des Unterbewussten und der Psychoanalyse; das Relativitätsdenken Einsteins in der Naturwissenschaft und die Philosophie Machs, nach der „Wahrheit als objektiver Begriff nicht einmal mehr gedacht werden kann“.³⁶² Sie u.a. trugen dazu bei, die institutionalisierten Machtstrukturen allmählich zu verändern und die Grenzen dessen, was möglich war/ist zu denken resp. zu sagen, zu verschieben. Der Begriff *Wahrheit* ist heute ein pluralisierter Begriff.

5.1.6 Diskursanalyse – Methodische Vorgehensweise

Wie in Kap. 5.1.2 angeführt, geht der Diskursanalyse die Eingrenzung des Arbeitsmaterials nach Zeit, Ort, Texttyp und Art der Textbetrachtung voraus. So wird auch in vorliegender Arbeit das Material nach diesen Kriterien vordefiniert und abgegrenzt. Die Analysen werden dabei von einer komplexen Textbetrachtung ausgehen, aber auch nach Diskursen im Erwartungshorizont des Analytikers/Rezipienten suchen. Um eine der Textentstehungszeit gemäße Ordnung der Dinge zu rekonstruieren, exzipiert man also zeittypische Diskurse aus vorhandenem Wissen (z.B. Texten) über diese Zeit. Dabei sollen, nach Hanke, bei der konkreten analytischen Arbeit folgende zwei verschiedenen Perspektiven beachtet werden:

1. Es werden verstreute Aussagen gesammelt, ihr Verbreitungs- und Verteilungsprinzip analysiert, es wird versucht, sie zueinander in Beziehung zu setzen, so dass in der und durch die Analyse die diskursive Formation erscheint.
2. Es wird von gewissen Vorannahmen bezüglich Inhalt und Struktur eines bestimmten Diskurses ausgegangen, als ‚Suchraster‘ werden bestimmte Themen-

³⁶⁰ Vgl. Foucault 1993: 9.

³⁶¹ Vgl. Link 1999: 156.

³⁶² Sack 1989: 6.

felder erstellt, die eine Rolle hinsichtlich des zu beschreibenden Diskurses spielen können, ausgegangen wird von bestimmten Gegenstands-, Begriffs-, Äußerungsmodalitäts- und Strategieformationen. Die dergestalt angenommene diskursive Formation individualisiert sich in einzelnen Aussagen bzw. Aussagegruppierungen, nach denen sich nun auf die Suche gemacht wird. [sic!]

Aus verstreuten Aussagen entsteht in der Analyse ein Diskurs mit spezifischen Formationen der Begriffe, Gegenstände, Äußerungsmodalitäten und Strategien und andersherum werden der diskursiven Formation verstreute Aussagen zugeordnet.³⁶³

Die Diskursanalyse sucht also die *effektiv geschehenen Aussagen* und fragt nach den *Machteffekten* in einer Gesamtheit von Äußerungen. Sie sucht nach den *Konventionen* des gesellschaftlichen Sprachgebrauchs. Die effektiven Aussagen, die verstreut im Text zu finden sind, werden bestimmten Themenfeldern zugeordnet und, falls möglich, zueinander in Beziehung gesetzt. Auf diese Weise können Diskurse rekonstruiert werden, die einerseits als Spezialdiskurse definiert werden, andererseits dem Interdiskurs zugeschrieben werden können. Diese Diskurse spiegeln die Machteffekte und den institutionalisierten Sprachgebrauch, der im analysierten Text präsent ist.

Die Diskursanalyse fragt *nicht* nach dem Sinn einer Äußerung oder nach der Intention des Autors. Ihre Arbeitsweise und Fragestellung ist also *ahermeneutisch* und versucht, wie Simone Winko betont, nicht „zu einem adäquaten Sinnverstehen des Textes zu gelangen“.³⁶⁴ Dieter Mersch vertritt sogar die Auffassung, dass „Foucault entschieden [...] *antihermeneutisch* (argumentiere)“,³⁶⁵ da er nichts unter einen „schlüssigen Sinn zu zwingen“³⁶⁶ versuche. Bogdal betrachtet Foucaults Diskursanalyse als „Gegenmodell zu Gadammers hermeneutischem Dialog des Interpreten mit dem Text“³⁶⁷ – als „Alternative zur Hermeneutik“.³⁶⁸

³⁶³ Hanke 1999: 112 und 116.

³⁶⁴ Winko 1996: 471.

³⁶⁵ Mersch 1999: 167. (Kursivierung von U.U.)

³⁶⁶ Mersch 1999: 166.

³⁶⁷ Bogdal 1999: 22.

³⁶⁸ Bogdal 1999: 23.

In der Diskursanalyse gilt es „alte (Sinn-)Einheiten zu destruieren“,³⁶⁹ um „etwas zu öffnen und neue Verbindungen sichtbar zu machen.“³⁷⁰ Hanke betont hier vor allem die Bedeutung der „Brille, durch die wir das zu analysierende Material auswählen und darauf blicken. [E]ine Verschiebung der Perspektive und eine andere Haltung dem Material gegenüber“³⁷¹ soll den Blick vom herkömmlichen Lesen weg lenken. Die „soziale Realität“,³⁷² aus der eine sprachliche Äußerung hervorgeht, sollte jedoch nach Fricke immer in die Perspektive einbezogen werden.

Der hier dargestellte methodische Vorgang für eine Diskursanalyse kann, wie erwähnt, nicht mit den Analysemethoden von Link, Link-Heer und Jäger gleichgestellt werden, wenn auch von ihnen, wie in Kapitel 5.1.3 und 5.1.4 dargestellt, einige Arbeitsbegriffe übernommen werden. Obwohl sich die Begriffe (Diskurs, Gegendiskurs, Spezialdiskurs, Interdiskurs) als praktische Werkzeuge für meine Diskursanalysen verwenden lassen, liegen grundlegende Unterschiede im allgemeinen Diskursbegriff vor. Keine dieser, primär auch auf Foucaults Philosophie gestützten, Theorien geht explizit von der *Positivität* der wirklich gesagten Dinge oder den *effektiven Aussagen* aus. Trotz der Forderung, von hermeneutischem Vorgehen Abstand zu nehmen, suchen sie ein besseres *Textverständnis* oder *Weltverständnis* zu erreichen. Link und Link-Heer suchen nach der „Funktion“³⁷³ der Diskurse und interessieren sich speziell für die Kollektivsymbolik und deren „polysemische[...] Konzentration“.³⁷⁴ Eine Analyse von Symbolen und deren Polysemie fordert ein hermeneutisches Interpretationsverfahren. Dabei entfernen sie sich von den Forderungen Foucaults, der konstatiert:

Die Aussageanalyse ist also eine historische Analyse, die sich aber außerhalb jeder Interpretation hält: sie fragt die gesagten Dinge nicht nach dem, was sie verbergen, was in ihnen und trotz ihnen gesagt wurde, nach dem Nicht-Gesagten, das sie verbergen, dem Gewimmel von Gedanken, Bildern oder Phantasmen, die sie bewohnen. Sondern umgekehrt, auf welche Weise sie

³⁶⁹ Hanke 1999: 116.

³⁷⁰ Hanke 1999: 109.

³⁷¹ Hanke 1999: 110.

³⁷² Fricke 1999 [online]: 8.

³⁷³ Link & Link-Heer 1990: 93.

³⁷⁴ Link & Link-Heer 1990: 96. Eine Beispielanalyse dazu findet man bei Jäger 1993: 382–401.

existieren [...]. Von diesem Gesichtspunkt her kennt man keine verborgene Aussage [...].³⁷⁵

Auch Jägers Analysen haben den Zweck, einen Text jeweils als Teil des „gesellschaftlich und historisch verankerten Gesamt-Diskurses [...] begreifen zu können“.³⁷⁶ Ein Begreifen braucht wiederum ein hermeneutisches Verfahren. Jäger strebt dabei u.a. danach, Diskurse in historischer Sicht zu begreifen, um damit eine zukünftige Entwicklung der Diskurse prognostizieren zu können.³⁷⁷ Dazu verwendet er beispielsweise selbst durchgeführte Interviews oder, wie auch Link, aktuelle Medientexte³⁷⁸. Jürgen Link beurteilt dabei nicht nur die effektiven sprachlichen Äußerungen der Gesprächspersonen, sondern auch deren Verhaltensweisen im Verlauf des Gesprächs.³⁷⁹ Ein Diskursbegriff mit diesem Zugang – zeitaktuelle Texte und Interpretation auf verschiedenen Ebenen – entspricht ebenfalls nicht dem Diskursbegriff Foucaults. Um einen Diskurs archäologisch zu beschreiben, brauchen wir die zeitliche Distanz, denn „(es) ist uns nicht möglich, unser eigenes Archiv zu beschreiben, da wir innerhalb seiner Regeln sprechen, [...]“.³⁸⁰ Als (sprechende) Subjekte innerhalb des eigenen Diskurses sind wir immer selbst Teil dieses aktuellen Diskurses. Die Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Sprachgebrauch wird somit immer selbst zu einem Teil des untersuchten (Gesamt)diskurses. Der konkrete Wortlaut in den Analysen ist in der Folge *Diskurs über...* etwas.³⁸¹ Daher ist z.B. ein Diskurs über Macht immer nur Teil des gesamten Machtdiskurses. Im Diskurs *der* Macht hingegen bewegen sich die verschiedenen Diskurse und Gegendiskurse in einem universalen Netz. Hier findet man beispielsweise Machtrelationen, Normen, Konventionalisierungen, Tabuisierungen und Machtkämpfe, ohne dass man diese auf ihre Bedeutung, ihren Zweck hin interpretieren soll. Ein Diskurs über etwas kann also immer nur eine stark begrenzte Menge von Aussagen in einem stark begrenzten Umfeld sein (vgl. Kap. 5.1.8).

³⁷⁵ Foucault 1995: 159.

³⁷⁶ Jäger 1993: 145.

³⁷⁷ Vgl. Jäger 1993: 185.

³⁷⁸ Vgl. Jäger 1993: 342–401.

³⁷⁹ Vgl. Jäger 1993: 248.

³⁸⁰ Foucault 1995: 189.

³⁸¹ Vgl. z.B. Jäger 1993: 184: „Diskursstrang über Einwanderung“.

5.1.7 Feministische Aspekte

Für die vorliegende Arbeit sind die Fragen nach den Frauen- resp. den Männerbildern und deren Veränderung in den Diskursen der verschiedenen Zeitepochen wichtig. In Schnitzlers *Die Frau des Richters* (vgl. Kap. 5.4) und in Kleists *Die Marquise von O...* (vgl. Kap. 5.2) sind es die *Gegendiskurse* der Frauenfiguren, die Wendepunkte mit sich bringen und Veränderungen provozieren. Die Gegendiskurse drohen, das was zu denken resp. zu sagen möglich ist, zu verändern und dadurch die jeweils institutionalisierte Macht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Damit stellen sie eine Gefahr für die geltenden Herrschaftsverhältnisse dar. Aus diesem Grunde müssen auch feministische Aspekte zu der Foucaultschen Philosophie in Betrachtung gezogen werden.

Michel Foucault wird seitens der Frauenforschung dafür kritisiert, dass er den feministischen Aspekten keine größere Beachtung geschenkt habe und vor allem, dass er die Bedeutung des *Gender* (siehe unten) ignoriert habe.³⁸² Nach Foucault sind sowohl Mann als auch Frau Gefangene im ständigen Machtkampf um die bestehende Ordnung. Sein Begriff *Bio-Macht* (vgl. Kap. 5.1.1) umfasst also nicht den Kampf um die Dichotomie männlich – weiblich, sondern meint die zunehmende allgemeine Biologisierung des Kampfes um die Machtordnung, sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft, im vermeintlichen Streben nach Wohlfahrt.

Die feministische Literaturtheorie des *Poststrukturalismus* interessiert sich trotzdem gerade für die Diskursanalyse nach Foucault, da es doch immer Diskurse sind, die die Individuen prägen und unterwerfen. Toril Moi betrachtet Geschlecht und Sexualität unzweifelhaft als zu den konstituierenden, mächtigen Diskursen einer Gesellschaft gehörend.³⁸³ Chris Weedon spricht dabei vom „Gespenst der Biologie“,³⁸⁴ mit dessen Hilfe die patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen verteidigt werden, das jedoch als Konstrukt eines kontinuierlichen Machtkampfes entlarvt werden könne.

³⁸² Vgl. u.a. McCallum 1996; Raab 1998: 57–59; Simons 1996.

³⁸³ Vgl. Moi 1989: 198.

³⁸⁴ Weedon 1990: 161.

Die Forschungsrichtung der *Gender Studies* geht infolgedessen davon aus, dass Geschlechtsidentität nicht angeboren, sondern erworben ist und also aus einer Verflechtung biologischer (*sex*) und sozialer (*gender*) Faktoren entsteht. Radikalisiert betrachtet man nach Jutta Osinski den Begriff *Sex* ebenfalls als soziales Konstrukt, da auch er historisch veränderlich ist und damit ebenfalls zu einem Ort des Machtkampfes wird.³⁸⁵ Sie konstatiert weiter:

Für die *Gender Studies* folgt, aus Foucaults historisch-systematischem Modell, daß der biologische Geschlechtsunterschied, *sex*, keine Bedeutung für sich hat, sondern Ort des Kampfes um Bedeutungszuschreibungen und Machtverhältnisse ist.³⁸⁶

Demnach sind Begriffe wie *weiblich*, *männlich*, *normal* und *natürlich* Produkte gesellschaftlicher Diskurse, insbesondere von dominierenden, institutionalisierten Diskursen wie Familie, Schule, Medizin und Gesetz.³⁸⁷ Weedon sieht dabei die Literatur als „eine[n] unter vielen spezifischen Schauplätzen, an denen die ideologische Konstituierung von Geschlecht stattfindet.“³⁸⁸ Sie vertritt somit, wie Osinski, die Meinung, dass Weiblichkeit resp. Männlichkeit nicht nur unveränderliche, biologische Tatsachen sind, sondern im Wesentlichen gesellschaftlich vordefiniert werden.³⁸⁹ Männlichkeit und Weiblichkeit sind demnach gesellschaftlich und historisch bedingte Begriffe, die immer den ständigen Machtkämpfen zwischen den herrschenden Diskursen und Gegen Diskursen ausgesetzt sind (vgl. Kap. 5.1.3).

So werden beispielsweise durch die alltägliche Erziehungs- und Sozialisationsphase Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen in bezug auf Kraft und Fähigkeit geschaffen und Individuen mit einer spezifischen Wahrnehmung ihrer Identität und ihrer Möglichkeiten ausgestattet, die dem unterworfenen Individuum als natürlich und nicht als das Ergebnis diffuser Machtformen erscheinen.³⁹⁰

³⁸⁵ Vgl. Osinski: 1998: 134–137.

³⁸⁶ Osinski 1998: 150. (Kursivierung bei Osinski.)

³⁸⁷ Vgl. Weedon 1990: 140.

³⁸⁸ Weedon 1990: 210.

³⁸⁹ Vgl. Weedon 1990: 211.

³⁹⁰ Weedon 1990: 155.

Geht man prinzipiell von der Dichotomie Männlichkeit–Weiblichkeit aus, sind die vorherrschenden, institutionalisierten Diskurse traditionell patriarchalisch geprägt. Dabei ist es meist die Frau, die diesem herrschenden Diskurs unterliegt. Sie hat jedoch die Möglichkeit, durch einen Gegendiskurs Widerstand zu leisten und die herrschende Macht in Frage zu stellen oder gar zu stürzen und dadurch zur Bildung von veränderten/neuen Diskursen beizutragen.³⁹¹ Die Gender Studies, die davon ausgehen, dass es Erziehungs- und Sozialisationsphasen sind, die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen schaffen und die für deren Wahrnehmung als einer natürlich betrachteten Identität verantwortlich sind, lösen auch den Begriff *Männlichkeit* auf. Frauenforschung zieht daher den Bedarf an Männerforschung nach sich. Man muss unweigerlich auch fragen: Wie werden Männerbilder konstruiert?³⁹²

Weedon weist dabei u.a. auf den Einfluss der Geschichte hin, auf den Einfluss der Geschichte für die Art der Machtausübung und deren Auswirkung auf Veränderungen. Sie betont dabei die große Bedeutung der Geschichte in Foucaults Theorien und überträgt diese auf die Frauenforschung.³⁹³

[D]ie Bedeutung des biologischen Geschlechtsunterschiedes (ist) niemals festgelegt. Sie ist ein Schauplatz des Kampfes um die Bedeutung und die Ausübung der patriarchalischen Macht. Dieser diskursive Kampf, in dem Frauen bestimmten Bedeutungen und Machtverhältnissen Widerstand entgegensetzen können, ist dem historischen Wandel unterworfen. Zu verstehen, wie Diskurse über den biologischen Geschlechtsunterschied in einer bestimmten Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt ins Feld geführt werden, ist die erste Stufe eines Eingreifens, dessen letztendliches Ziel in der Veränderung besteht.³⁹⁴

Wie oben bereits dargestellt (Kap 5.1.3), ist die Zeit der Jahrhundertwende ins zwanzigste Jahrhundert auch als Zeit der *Kulturkrise* bezeichnet worden, die als „eine Krise auf der Ebene des Geschlechterkonflikts[,] als ‚Feminisierung der Kultur‘[,]

³⁹¹ Vgl. Weedon 1990: 140, 141.

³⁹² Vgl. Erhart & Herrmann 1996: 512–515.

³⁹³ Vgl. Weedon 1990: 33, 34.

³⁹⁴ Weedon 1990: 172.

thematisiert“³⁹⁵ werden kann. In Anlehnung an das hier zitierte Projekt der Universität Paderborn meint Jäger, dass „diese Krise, die ja wohl als Krise der Gesellschaft insgesamt aufgefasst werden soll, durch eine Feminisierung der Kultur verursacht worden (sei).“³⁹⁶ Jäger macht darauf aufmerksam, dass bei einer Analyse dieser Situation also folgende Fragen gestellt werden sollten: „Wie werden [...] Frauen dargestellt, wie wird Kultur dargestellt?“³⁹⁷ Darüber hinaus kann man auch fragen, wie die Machtkämpfe, die sich als Diskurs und Gegendiskurs bezeichnen lassen, jeweils auf die herrschenden Frauen-, Männer- und Kulturbilder einwirken.

5.1.8 Abgrenzung gegen andere Diskursbegriffe

Das französische Wort *discours* bedeutet ursprünglich ‚Rede über etwas‘ und wurde z.Z. der Aufklärung im Deutschen mit der allgemeinen Bedeutung *Unterhaltung, Gespräch* gebraucht. Als wissenschaftlicher Begriff ist Diskurs ein Homonym, das von verschiedenen Forschungsrichtungen verschieden definiert und verwendet wird. Die Risiken einer Verwirrung oder sogar Verwechslung machen es notwendig, die in dieser Arbeit verwendete, auf Foucaults Begriff gegründete Definition von anderen Definitionen und vor allem von anderen Forschungsfeldern abzugrenzen. Außer in der Sprach- (Linguistik) und Literaturwissenschaft findet man den Begriff u.a. auch in der Geschichtswissenschaft,³⁹⁸ den Sozialwissenschaften³⁹⁹ und in der Philosophie.⁴⁰⁰ Nach Landwehr ist das Wort Diskurs „zu einem nebulösen Allerweltswort geworden“.⁴⁰¹ Zu den Schwierigkeiten mit dem Umgang resp. der Arbeit mit diesem Begriff sagt er:

³⁹⁵ Bublitz, Paderborner Projekt bis 1999 [online]: Projektübersicht. Vgl. dazu auch Bublitz 1999a: 9. Das zitierte Forschungsprojekt „knüpft historisch an einen Kulturkrisendiskurs an, der sich Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, der auf eine kulturevolutionäre Bedeutung der Geschlechterdifferenz verweist. [...] (E)s geht darum, [...] die historische Diskontinuität, die sich auch und möglicherweis[e] vor allem in der Art und Weise, wie die Geschlechterunterschiede gedacht werden, niederschlägt, zu rekonstruieren.“ (Bublitz 1997 [online]: 2.)

³⁹⁶ Jäger 1999: 138.

³⁹⁷ Jäger 1999: 139.

³⁹⁸ Vgl. dazu z.B. Landwehr 2001 und Veyne 1992.

³⁹⁹ Vgl. dazu z.B. Bublitz 1999b; Geisenhanslüke 2003: 133, 134.

⁴⁰⁰ Vgl. dazu z.B. Dreyfus & Rabinow 1994.

⁴⁰¹ Landwehr 2001: 65.

Es erfordert inzwischen einigen Mut, das Wort ‚Diskurs‘ in wissenschaftlichen Diskussionen auszusprechen oder niederzuschreiben. Seine inflationäre Verwendung und die nahezu gänzliche Beliebigkeit seiner inhaltlichen Ausfüllung haben kaum dazu beigetragen, ihn als analytische Kategorie zu etablieren, sondern führten vielmehr dazu, daß regelmäßig ein Aufstöhnen zu vernehmen ist, sobald vom ‚Diskurs‘ die Rede ist.⁴⁰²

Foucault macht selbst auf die Bedeutungsvielfalt mehrerer seiner Begriffe aufmerksam und konstatiert dabei u.a.: „die Linguisten sind gewohnt, dem Wort Diskurs einen völlig anderen Sinn zu geben.“⁴⁰³ In der pragmatischen Linguistik findet man z.B. *Diskurs* in der Bedeutung „zusammenhängende Rede, kohärente Texte [...], gefragt wird nach Sprachfunktionen oder der Konstruktionsleistung beim Hervorbringen solcher Texte“.⁴⁰⁴ Doch kann man heutzutage nicht mehr von nur einem oder „dem linguistischen Diskursbegriff“⁴⁰⁵ sprechen, denn linguistische Diskursanalyse⁴⁰⁶ besteht inzwischen aus vielen verschiedenen Forschungsrichtungen, die ihrerseits in verschiedene Teilbereiche aufgeteilt sind. Genannt seien hier erstens die *kritische Diskursanalyse*, die u.a. in der *Duisburger Schule* durch Siegfried Jäger und Jürgen Link vertreten ist (vgl. Kap. 5.1.3, 5.1.4 und 5.1.6). Weiterhin die historische Semantik der *Heidelberger/Mannheimer Gruppe*, die mit dem Begriff *Diskurssemantik* arbeitet und dabei eine begriffliche Wirklichkeitskonstruktion zu beschreiben versucht, aber auch semantische Tiefenstrukturen offenlegen will. Die *Düsseldorfer Schule* arbeitet ihrerseits mit den Ansätzen einer linguistischen *Diskursgeschichte* und stützt sich vor allem auf die Ansätze von Busse, Teubert und Herrmann. Als dynamischen Begriff, der einerseits durch eine Analyse exzerpiert werden kann, andererseits erst durch die Rezeption zum Vorschein tritt, versteht schließlich das *Oldenburger Projekt* den Begriff Diskurs. Dabei sucht man nach Diskursen u.a. mit Hilfe von Phraseologie, Idiomatik, Metaphernforschung, Prototypen- und Stereotypensemantik.⁴⁰⁷

⁴⁰² Landwehr 2001: 65, 66.

⁴⁰³ Foucault 1995: 156.

⁴⁰⁴ Winko 1996: 464.

⁴⁰⁵ Landwehr 2001: 72. (Kursivierung bei Landwehr.)

⁴⁰⁶ Vgl. Bluhm u.a. 2000: 3–19.

⁴⁰⁷ Vgl. Bluhm u.a. 2000: 13.

Den linguistischen Begriffsdefinitionen von Diskurs und Diskursanalyse liegen in der Regel auch die Ideen von Michel Foucault zu Grunde, obwohl diese oft nur als impulsgebende Gedanken die jeweilige Ausgangsbasis darstellen. Zu diesen grundlegenden Ansätzen nach Foucault innerhalb der Linguistik gehören z.B. das historische Apriori (vgl. Kap. 5.1.1), die zeitliche Verankerung eines Textes in eine bestimmte Wissenswelt und die sozialtheoretischen Überlegungen. Diese Begriffsverwandtschaft bedeutet eine Erweiterung der verschiedenen Forschungsfelder. Mit ihrer Hilfe bedient sich einerseits die Literaturwissenschaft in ihren Analysen praktischer Arbeitsbegriffe der Linguisten, da sich diese als brauchbare Werkzeuge erweisen. (So werden beispielsweise in meiner hier vorliegenden literaturwissenschaftlichen Arbeit Begriffe von Link, Link-Heer und Jäger verwendet.⁴⁰⁸) Andererseits öffnet sich die Linguistik für hermeneutische Betrachtungen über Wortaussagen und für sozialhistorische Bedeutungen von Diskursen.⁴⁰⁹ Es besteht hier also gerade ein Widerspruch darin, dass die Literaturwissenschaft mit Hilfe der Diskurstheorie von der Hermeneutik Abstand nehmen will, während sich die Linguistik damit gerade der Hermeneutik zuwendet.

Die *historische Diskurssemantik* von Dietrich Busse ist ebenfalls eine der linguistischen Richtungen, die sich relativ nahe an Foucaults Begriffswelt anschließt. Busse hebt aber auch die Nähe der zwei Forschungsfelder Diskursanalyse und Intertextualität innerhalb der Linguistik hervor:

Diskursive Relationen stellen [...] einen Teilbereich der Intertextualität im weitesten Sinne dar, auch wenn man zugestehen muss, dass Diskurse sich nicht vollständig auf intertextuelle Relationen und Textgeflechte reduzieren lassen.⁴¹⁰

Dabei bezieht sich der Begriff *Intertextualität* hier vor allem auf das „Isotopie-Konzept von Greimas“⁴¹¹ als Kerngedanke, das schon vor Kristevas Konzept (vgl. Kap. 4.1) entwickelt wurde. Diese weitere Homonymie zwischen Begriffsauffassungen der verschie-

⁴⁰⁸ Vgl. Link & Link-Heer 1990; Link 1999; Jäger 1993 und 1999.

⁴⁰⁹ Vgl. z.B. Busse 2000: 46, 47 und 49.

⁴¹⁰ Busse 2000: 49. Vgl. dazu auch Bluhm u.a. 2000: 6 und 16.

⁴¹¹ Busse 2000: 48.

denen Forschungsfelder trägt zusätzlich zu der schon vorherrschenden Begriffsverwirrung über Diskurs und Diskursanalyse bei.

Die Stellung des Diskurses wird in einigen Teilbereichen der Linguistik hierarchisch in der Folge: Wort → Satz → Text → Diskurs⁴¹² dargestellt, d.h. Diskurs wird als größte Einheit des Forschungsfeldes bezeichnet. Eine solche Hierarchie ist jedoch selbst bei vielen Linguisten umstritten, da ein Diskurs auch hier nicht als geschlossene Einheit angesehen werden kann. Ein einzelner Text repräsentiert nie nur einen einzigen Diskurs und einzelne Diskurse sind immer mit anderen vernetzt und verschränkt (vgl. Kap. 5.1.3).

Eine weiteres Begriffsfeld für das Wort Diskurs findet man innerhalb der **Frankfurter Schule**, wo er in der Philosophie Habermas' eine wichtige Rolle spielt. „Hier bezeichnet er denjenigen Kommunikationstyp, mit dem sich Personen über den Geltungsanspruch von Normen verständigen.“⁴¹³ Nach Link kann dieser Diskurs teilweise mit der Bedeutung „Debatte‘ bzw. ‚Dialog‘“, ⁴¹⁴ erklärt werden und wird über den Ausdruck „mit jemandem einen Diskurs über“⁴¹⁵ jemanden/etwas führen, verwendet, was zu Wortkompositionen wie „Atomenergiediskurs‘ [...] ‚Asyldiskurs‘ oder ‚Aids-Diskurs‘“⁴¹⁶ führen kann (vgl. auch Kap. 5.1.6). Habermas – so Landwehr – verfolge kein „analytisches, sondern ein philosophisch-normatives“ ⁴¹⁷ Ziel. Dabei stößt man auf die „Diskursethik[,] (die) versucht [...] Ethik in der Form einer Logik der moralischen Argumentation zu begründen.“⁴¹⁸ Habermas stellt sich antagonistisch zu Foucaults Diskursbegriff, da er seinen Diskurs nicht „durch historische Spezifizierungen im Feld

⁴¹² Vgl. Bluhm u.a. 2000: 10.

⁴¹³ Winko 1996: 464.

⁴¹⁴ Vgl. Link 1999: 148.

⁴¹⁵ Link 1999: 148. (Hierbei verweist Link auf die Arbeit von Peter Schöttler: Wer hat Angst vor dem ‚linguistic turn‘? In: *Geschichte und Gesellschaft*, Heft 1/1997 (Wege zur Kulturgeschichte): 134–151.)

⁴¹⁶ Link 1999: 148.

⁴¹⁷ Landwehr 2001: 74.

⁴¹⁸ Landwehr 2001: 74.

seiner Sagbarkeit prinzipiell beschränk[t]“,⁴¹⁹ also im Gegensatz zu Foucault, nicht prinzipiell von historischen Aprioris (vgl. Kap. 5.1.1) ausgeht.

Innerhalb der **Literaturwissenschaft** findet man ebenfalls verschiedene Definitionen des Diskurses. In der *Narratologie*, der Erzähltheorie, verwendet Seymour Chatman den Begriff *discourse* im Sinne von: „the expression, the means by which the content is communicated“⁴²⁰ und unterscheidet ihn von *story*, als Inhalt oder Handlungsverlauf. „In simple terms, the story ist the *what* in a narrative that is depicted, discourse the *how*.“⁴²¹ Der Begriff Diskurs fragt also in der Erzähltheorie danach, *wie*, auf welche Art, etwas erzählt wird und unterscheidet sich dabei von der Frage nach dem Inhalt einer Erzählung, der Frage, *was* da erzählt wird.

Zu der hier dargestellten, vielseitigen Verwendung des Begriffs Diskurs kann man eine weitere Komplikation hinzufügen, nämlich – so Link –, „dass die verschiedenen Verwendungstypen von ‚Diskurs‘ wechselseitig füreinander zum Objekt der Beschreibung werden können“.⁴²² Auch die schon erwähnte Tatsache, dass der größte Teil der verschiedenen Definitionen aus den gleichen philosophischen Grundlagen Foucaults hervorgehen, führt dazu, dass sich die verschiedenen Forschungsgebiete in ihren Begriffsbestimmungen überschneiden oder tangieren und der rote Faden leicht zum wirren Knäuel wird.

5.1.9 Methodenkritik

Da es, wie oben u.a. in Kap. 5.1.2 und 5.1.8 festgestellt wurde, keine eindeutig festgelegte Methode für eine Diskursanalyse gibt und der Begriff Diskurs äußerst diffus ist, bleibt jede Arbeit mit Diskursen anfällig für Kritik. Gleichzeitig birgt jede konkrete Suche nach Diskursen in sich die Möglichkeit, andere Stränge aufzurollen, andere Diskurse zu hören, die Schwerpunkte anderswo zu setzen, andere Machtstrukturen

⁴¹⁹ Link 1999: 149.

⁴²⁰ Chatman 1983: 19.

⁴²¹ Chatman 1983: 19. (Kursivierung bei Chatman.)

⁴²² Link 1999: 148.

aufzudecken und die Diskursstränge anders zu definieren. In diesem Sinne kann man mit Recht sagen, dass eine Diskursanalyse nie vollständig oder fertig ist. Es bleiben immer Lücken und Mängel bestehen (vgl. auch Kap. 1.4).

Abgesehen von Kritik an der Methode an sich, wird die Diskursanalyse speziell als Werkzeug der Literaturwissenschaft kritisiert und z.T. sogar gänzlich abgewiesen. Ein Grund dafür ist, dass literarische Texte immer nur einen kleinen Teil der allgemeinen Textmenge einer gewissen Zeit ausmachen und daher nicht repräsentativ seien. Zudem fokussiere eine solche Untersuchung den Blick weg von der eigentlichen Literatur, der Literatur als Kunstgattung. Literarizität stehe damit nicht mehr im Mittelpunkt der Untersuchung, denn die Beziehung zum untersuchten literarischen Text werde verwischt, indem die erhaltenen Ergebnisse über den analysierten Text hinausweisen.⁴²³ Hier gibt es, wie bereits in Kap. 5.1.3 diskutiert, jedoch auch die gegensätzliche Meinung, dass gerade Literatur für eine Diskursanalyse wertvoll sei, da sich in ihr Weltbilder und Wissensformen ohne die strengen Ausgrenzungsregeln der Spezialdiskurse finden ließen.⁴²⁴ Foucault selbst ist der Meinung, dass „archäologische Gebiete ebenso durch ‚literarische‘ [...] Texte gehen (können) wie durch wissenschaftliche Texte. Das Wissen [...] kann auch in Fiktionen [...] liegen.“⁴²⁵ So stellt denn auch Wunderlich fest, dass „der Foucaultsche Diskurs von einer langen Serie von Referenzen auf den traditionellen Kanon der Literatur durchzogen (ist)“.⁴²⁶ Er konstatiert in seinen abschließenden Bemerkungen zu Foucaults literaturtheoretischen Thesen:

Es wird [...] für die Thematisierung der Literatur [...] kein geschlossenes theoretisches Gebäude errichtet, sondern ein bewegliches, durch interne Kontradiktionen und Verschiebungen ausgezeichnetes Denken vorgeführt.⁴²⁷

Somit besteht hier das gleiche Problem wie bei den methodischen Vorgängen einer Diskursanalyse. Es findet sich eine Beweglichkeit mit Kontradiktionen und Verschie-

⁴²³ Vgl. Baasner 1996: 138 und Winko 1996: 477, 478.

⁴²⁴ Vgl. Landwehr 2001: 166 und Baasner 1996: 137.

⁴²⁵ Foucault 1995: 261.

⁴²⁶ Wunderlich 2000: 232.

⁴²⁷ Wunderlich 2000: 347.

bungen im theoretischen Denken, die Interpretationen herausfordert und sich dadurch immer neuer Kritik aussetzt.⁴²⁸

Wie bereits in Kapitel 1.4 einleitend näher dargestellt wurde, sah Foucault seine Ansätze zur Diskursanalyse nicht dazu geeignet, Einzeltexte isoliert zu untersuchen.⁴²⁹ Dieser Aspekt wird demnach auch immer angeführt und als Kritik an bestehenden Analysen verwendet. Die praktische Arbeit mit einer Diskursanalyse fordert jedoch, wie sich immer wieder zeigt, eine vorgegebene strenge Eingrenzung der Textmenge, um überhaupt konkret durchführbar zu sein. In der Praxis ist demnach die Arbeit mit Einzeltexten resp. mit einer stark begrenzten Textmenge, eher die Regel als die Arbeit mit einem umfassenden Textkorpus. Auf diese Tatsache wird in bestehenden Analysen regelmäßig aufmerksam gemacht und die Repräsentativität der dargestellten Diskurse wird dementsprechend relativiert. Beispiele für solche Arbeiten wurden schon in Kap. 1.4 gegeben. Explizit sei hier nochmals auf Kittler und Fricke hingewiesen. Friedrich A. Kittler beginnt seine Beispielanalyse von Kleists *Ein Erdbeben in Chili* mit dem Satz: „Die Diskursanalyse ist kein Verfahren zur Beschreibung einzelner literarischer Texte“,⁴³⁰ um im Folgenden doch seine so relativierte Einzeltextanalyse vorzustellen. Matthias Fricke macht im Zusammenhang mit seiner Erklärung, dass er nur von einem Text ausgehe, auf die Möglichkeit aufmerksam, dass man damit Teilaspekte der *sozialen Praxis* zum Vorschein bringen kann.⁴³¹ Klaus-Michael Bogdal will in seiner Analyse u.a. die „historische[...] Singularität des Kafkaschen Textes“⁴³² beibehalten, verweist aber gegenüber der Einzeltextanalyse ebenfalls auf Kittlers oben zitierten Satz mit einem Vorbehalt gegen die Prinzipien der Diskursanalyse.⁴³³ Auf die hier zitierte Reservation Kittlers macht auch Lothar Bluhm in seiner Analyse von Kafkas *Urteil* aufmerksam. Er sieht hierbei sein Vorgehen als eine „Umkehrung des diskursanalytischen Erkenntnisinteresses“,⁴³⁴ denn er will mit seiner Lektüretechnik „ein Einzelwerk [...] in

⁴²⁸ Zum Thema: „Foucault und die Literatur“ vgl. auch Geisenhanslüke 2003: 126, 127.

⁴²⁹ Vgl. Foucault 1995: 88, 89.

⁴³⁰ Kittler 1993: 24.

⁴³¹ Vgl. Fricke 1999 [online]: 52. Fricke bezieht sich hier auf den Diskursbegriff von Maas (vgl. Kap. 5.1.5 und Maas 1984: 18).

⁴³² Bogdal 1993b: 47.

⁴³³ Vgl. Bogdal 1993b: 48, Fußnote 10.

⁴³⁴ Bluhm 2002: 32.

einem neuen Licht erscheinen lassen“.⁴³⁵ Er setzt somit die Diskursanalyse als hermeneutisches Mittel zur Textinterpretation ein.

Von der Kritik Bogdals, dass eine Literaturanalyse ohne Interpretation „verbürgtermaßen niemals aus Lust am Text“⁴³⁶ durchgeführt werde, soll hier Abstand genommen werden. Es ist einzig die Lust am Text, die den Ansporn zu vorliegender Arbeit gegeben hat. Auf der Suche nach begehbaren Pfaden der Literaturwissenschaft, auf einer Art positivistischer Sinnsuche auf dem „Feld gesellschaftlicher Praktiken und Machtbeziehungen“,⁴³⁷ konstatiert wiederum Bogdal an anderer Stelle:

Das Macht-Wort muß jeder selbst sprechen, damit es ihm nicht andere vorbuchstabieren. Literaturwissenschaft ist, sobald sie die Freiheit des ‚Sekundären‘ be- und ergreift, ‚in der Sünde‘, da sie mit ihrem Willen zur Erkenntnis die von der Literatur und ihren Hütern gesetzten Gebote bricht.⁴³⁸

In diesem Sinne wird wohl auch meine Arbeit ‚gesetzte Gebote‘ brechen und auf Kritik der ‚Hüter dieser Gebote‘ stoßen, will sie doch gerade auf der ‚Suche nach begehbaren Pfaden‘, ausgetretene Pfade verlassen und im besten Fall neue Wege schaffen.

⁴³⁵ Bluhm 2002: 32.

⁴³⁶ Bogdal 1999: 28.

⁴³⁷ Bogdal 1999: 38.

⁴³⁸ Bogdal 1999: 38, 39.

5.2 DISKURSE UM 1800

In einer Rekonstruktion von Diskursen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts soll im Folgenden aufgezeigt werden, wie Diskurse dieser Zeit in der authentischen zeitgenössischen Literatur zum Ausdruck kommen. Für diese Darstellung soll Heinrich von Kleists Novelle *Die Marquise von O...* (Kleist 1968: 86–119) als Quelle verwendet werden. Schnitzlers Erzählung *Die Frau des Richters* weist wichtige Parallelen zu Kleists Novelle auf. Die Handlung beider Erzählungen spielt im ausgehenden 18. Jahrhundert. Gemeinsam für beide Erzählungen ist auch, dass sie beide als Titelfigur eine anonymisierte weibliche Protagonistin haben, die im Verlauf der Geschichte durch innere Wandlung, durch eine Art persönliches Erwachen gegen ihre unmittelbare Umwelt rebelliert und ihre Lebenssituation aktiv und auf unkonventionelle Art verändert. Beide Frauenfiguren durchleben einen Prozess der Individualisierung, ohne dass dieser Prozess für sie schlussendlich eine wirkliche Emanzipation, einen wirklichen Bruch gegen die Normen und Konventionen der bestehenden Ordnung mit sich bringen würde. Beide Protagonistinnen kehren am Schluss wieder in die gesellschaftlich bedingte Ordnung der Dinge zurück. Ihr Gegendiskurs bestätigt am Ende den bestehenden Machtdiskurs (vgl. Kap. 5.1.3 und 5.2.6). Was die beiden Erzählungen grundlegend unterscheidet, ist die Zeit des Entstehens. Für eine knappe Übersicht über die verschiedenen Zeitebenen sei auf Kap. 2.5 und für die hier folgende Analyse speziell auf Kap. 2.5.2 hingewiesen.

Volker Sack begründet seinen Vergleich der Erzählung Kleists *Die Marquise von O...* mit Schnitzlers *Flucht in die Finsternis*⁴³⁹ wie folgt:

Erstens: Beide Autoren an einer Jahrhundertwende (stehen) und insofern einen geistigen Umbruch (verkörpern), als von ihrem Werk ein Licht auf die jeweils zurücksinkende und die heraufdämmernde literaturgeschichtliche Epoche fällt.
Zweitens: Beide Texte sich, da sie derselben Gattung angehören, stilgeschichtlich miteinander vergleichen (lassen).

⁴³⁹ *Flucht in die Finsternis* erschien erstmals 1931 (Todesjahr Schnitzlers) und ist die letzte veröffentlichte Erzählung Arthur Schnitzlers. Erste Ansätze dazu gehen aufs Jahr 1909 zurück. (Vgl. Rey 1968: 155.)

Und: Beide Erzählungen Identitätskrisen (gestalten) und als Fallstudien für Persönlichkeitsentwicklung betrachtet werden (können).⁴⁴⁰

Diese Motive, für den Vergleich der zwei Erzählungen Kleists und Schnitzlers, hier dem Schnitzlerschen Werk *Flucht in die Finsternis*, können genau so gut einen Vergleich mit Schnitzlers *Die Frau des Richters* begründen. Denn auch hier stellen beide Autoren

in den Mittelpunkt ihres [...] erzählerischen Werkes Menschen auf der Suche nach ihrer Identität. Im Zusammenstoßen gesellschaftlicher Notwendigkeiten, allgemeiner Wertvorstellungen, [...] die Bedingungen der Außenwelt und der Innenwelt zu erkennen, d.h. die sozialen und moralischen Gegebenheiten ihrer Lebenswirklichkeit zu durchschauen [...]. Es ist ihnen aufgegeben, ihren Standort in der Welt zu bestimmen, Ich und Welt in Einklang zu bringen und es ist ihnen bestimmt, an dieser Aufgabe zu wachsen oder zu scheitern.⁴⁴¹

Zu der dargestellten ‚Seelenverwandtschaft‘ der Werke der beiden Autoren soll die hier folgende Analyse von *Die Marquise von O...* zeigen, welche Diskurse sich auf der Ebene der erzählten Zeit in *Die Frau des Richters* effektiv finden lassen.⁴⁴²

5.2.1 Heinrich von Kleists *Die Marquise von O...*

Die Erzählung *Die Marquise von O...* erschien erstmals 1808 in der Zeitschrift *Phöbus*,⁴⁴³ an deren Publikation Kleist selbst beteiligt war. In Buchform wurde *Die Marquise von O...* zum ersten Mal 1810 in Kleists erster Sammlung von *Erzählungen*⁴⁴⁴ gedruckt. Zum besseren Verständnis der Analyse folgt hier eine kurze Zusammenfassung des Inhalts:

In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., [...] durch die Zeitungen bekanntmachen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und daß sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten. (Kleist 1968: 86.)

⁴⁴⁰ Sack 1989: 10.

⁴⁴¹ Sack 1989: 5.

⁴⁴² Dieser Analyse liegt eine unveröffentlichte Seminararbeit von Ursula Udd (1998) zum Thema *Literatur im gesellschaftlichen Raum* zu Grunde. Diskursanalyse: *Die Marquise von O...* von Heinrich von Kleist.

⁴⁴³ Vgl. Kleist 1993: 1025.

⁴⁴⁴ Vgl. Kleist 1996: 868, ebenso Doering 1997: 44.

Mit diesem provokativen Satz beginnt die Erzählung *Die Marquise von O...*, in deren weiteren Verlauf zu Tage tritt, dass die Marquise Mutter von zwei Kindern ist, aber als Witwe wieder im Haus (Schutz) ihres Vaters lebt. Ihr Vater, Obrist und Kommandant von G..., versucht vergeblich den Einfall der russischen Truppen in seine Festung zu verhindern. In den allgemeinen Wirren der Erstürmung gerät die Marquise in die Hände gemeiner Soldaten, die sie bedrohen. Sie wird jedoch unmittelbar durch einen russischen Offizier, den Grafen F..., gerettet. Daraufhin fällt sie in Ohnmacht. „Hier –“ (Kleist 1968: 87), genau hier findet der Leser einen bedeutungsschweren Gedankenstrich, der durch eine umfangreiche allgemeine und literaturwissenschaftliche Debatte zum diskursiven Ereignis (vgl. Kap. 5.1.4) geworden ist und trotzdem immer noch eine Leerstelle darstellt (vgl. dazu auch Kap. 4.2.1). Unmittelbar nach diesem Vorfall hält der russische Offizier um die Hand der Marquise an, was einiges Erstaunen hervorruft.

Einige Wochen später zeigt sich, dass die Marquise schwanger ist. Sie versteht nicht wie oder warum und ist völlig verzweifelt, während der Vater seine ‚schamlose‘ Tochter erzürnt aus seinem Haus verweist. Jetzt findet die Marquise die Kraft, ihr Schicksal in eigene Hände zu nehmen. Sie zieht sich mit ihren Kindern auf ihr Landhaus zurück und setzt die eingangs zitierte Mitteilung in die Zeitung. Sie ist fest entschlossen, die Zukunft ihrer Kinder zu sichern – koste es, was es wolle. Trotz hartnäckigem Widerstand gelingt es dem Grafen F... allmählich, die Marquise zu einer Heirat zu überreden. Anfänglich heiratet sie ihn nur formell, mit einem strengen Ehevertrag, doch im Laufe eines Jahres gelingt dem Grafen eine Versöhnung, und sie gehen eine Liebesehe ein.

5.2.2 Kleists Lebenswelt als Interdiskurs im Werk

Heinrich von Kleists (1777–1811) Alltag war von Kind an vom militärischen Leben geprägt, denn schon sein Vater war Kompaniechef resp. Kapitän und im Alter von knapp 15 Jahren trat Heinrich selbst ins Garderegiment Potsdam ein. Bald darauf nahm er als Fahnenjunker am Rheinfeldzug teil. Erst sieben Jahre später (1799) wurde ihm endlich der erbetene Abschied gewährt, so dass er seine Studien der Rechte und der Kameral-

wissenschaften (Verwaltungswissenschaften) aufnehmen konnte. Seine soziale Stellung erlaubte ihm, außer der militärischen Laufbahn, nur den Weg eines Staatsbeamten.⁴⁴⁵

Die dargestellte Welt in *Die Marquise von O...* ist eine Welt der militärischen und politischen Unruhen. Kriegerische Kämpfe und militärisches Personal bilden den Rahmen zu den Ereignissen in der Erzählung. Der militärische Diskurs tritt daher im Verlauf der Handlung markant hervor. Es werden explizit Kampfszenen beschrieben, wie z.B.: „Eben als die russischen Truppen, unter einem heftigen Haubitzenspiel, von außen eindrangen [...]“ (Kleist 1968: 87). Bemerkenswert ist, dass auch der Interdiskurs stark durch militärischen Sprachgebrauch geprägt ist:

Alle kamen darin überein, daß sein Betragen sehr sonderbar sei, und daß er [Graf F...] Damenherzen durch *Anlauf*, wie *Festungen*, zu *erobern* gewohnt scheine. (Kleist 1968: 94.)⁴⁴⁶

Der *Aufruhr*, der ihre Brust zerriß, legte sich, [...] sie küßte häufig die Kinder, diese ihre liebe *Beute*, und mit großer Selbstzufriedenheit gedachte sie, welch einen *Sieg* sie [...] über ihren Bruder davongetragen hatte. (Kleist 1968: 104.)⁴⁴⁷

Auf solche Art bricht die Lebenswelt des Autors Kleist als konventionalisierte Denk- und Redeweise der Protagonisten interdiskursiv in seine erzählte Welt durch. Das tut auch die Amtssprache des Merkantilismus, befinden sich doch die Protagonisten oft auf Geschäftsreisen z.B. in Paris, Neapel und Konstantinopel (vgl. Kleist 1968: 86 und 105). Sie erledigen Papiere und Pakete, oder sie senden/erhalten Depeschen (vgl. Kleist 1968: 94, 95). Als Taufgeschenk schenkt Graf F... dem Kind zwei Papiere, die die Zukunft für Kind und Mutter sichern: „Er warf [...] zwei Papiere auf die Wiege desselben [des Neugeborenen], deren eines [...] eine Schenkung von 20 000 Rubel an den Knaben, und das andere ein Testament war [...]“ (Kleist 1968: 118.) Davon, dass schriftliche Dokumente wichtig sind, zeugt auch die Bedeutung des Ehevertrages (vgl. Kleist 1968: 118), der von den Partnern unterschrieben und der streng eingehalten wird.

⁴⁴⁵ Vgl. Kleist 1996: 860, 861.

⁴⁴⁶ Kursivierungen von U.U.

⁴⁴⁷ Kursivierungen von U.U.

Heinrich von Kleists „unerklärliche Einrichtung der Welt“ (Kleist 1968: 104) ist ein Ausdruck, der immer wieder in seinen Werken auftaucht. Er zeugt von den um 1800 weitverbreiteten Ideen „eines allgemeinen Weltbürgertums“,⁴⁴⁸ von kosmopolitischen Gedanken, die die Welt als universalen Ort des Seins „ohne vaterländische Affekte“⁴⁴⁹ verstehen wollten. Welt, universalisiert, erscheint wiederholt als formelhafte Verstärkung von Aussagen. Es ist dabei vor allem die Häufigkeit der Verwendung, die ins Auge fällt. Hier nur einige Beispiele:

- Der Spott der Welt [...]. (Kleist 1968: 86.)
- [...] der Welt unbekannt [...]. (Kleist 1968: 93.)
- [...] in aller Welt [...]. (Kleist 1968: 95.)
- [...] die Anfälle der Welt [...]. (Kleist 1968: 104.)
- [...] der Welt zum Trotz [...]. (Kleist 1968: 107.)
- In der übelsten Laune von der Welt [...]. (Kleist 1968: 107.)
- Um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen [...]. (Kleist 1968: 119.)

Dass diese Universalisierung ein Wunschbild bleiben musste, verstand Kleist. So siegt denn auch in seiner Erzählung die konventionelle Ordnung der Dinge, denn: „Alles kehrte nun in die alte Ordnung der Dinge [sic!] zurück.“ (Kleist 1968: 90.) Die Mutter der Marquise ihrerseits empört sich über die Schande, dass die Marquise ihr „ein Märchen von der Umwälzung der Weltordnung“ (Kleist 1968: 101) zu erzählen versucht.

5.2.3 Mann im Diskurs – Patriarchat und Ständegesellschaft

Um 1800 ist die Gesellschaft patriarchalisch organisiert. Der Machtdiskurs wird durch die autoritäre Stellung der Männer und durch die bestehende Ständeordnung definiert und mit Hilfe des autoritären militärischen Diskurses gesichert. Wie in der Welt um 1800 ganz allgemein, so bestimmt auch in der erzählten Welt der Marquise von O... der Machtdiskurs der Männer das gesellschaftliche Leben. Das Patriarchat bestimmt den Verlauf der Dinge und bestimmt die Grenzen zwischen Recht und Unrecht. In dieser Gesellschaft ist der Vater das Oberhaupt der Familie. Er repräsentiert die Familie nach außen, gegenüber der Welt. Er hat absolute Macht nach innen. Die Familienmitglieder

⁴⁴⁸ Ueding 1987: 49.

⁴⁴⁹ Ueding 1987: 49.

haben ihn zu respektieren und seine Ehre zu hüten. Für die militärisch korrekten Männer sind *Schuld* und *Ehre* zentrale Begriffe. Wird die Ehre des Mannes gekränkt, muss er sich dagegen wehren – koste es was es wolle. Darum muss die außerehelich schwanger gewordene Marquise „sein Haus verlasse[n]“ (Kleist 1968: 103), denn der Vater kann seine Ehre nicht durch seine ‚schamlose‘ Tochter aufs Spiel setzen lassen. Diesen patriarchalischen Normen entsprechend schreibt Kleist im Mai 1800 in einem Brief an Wilhelmine von Zenge:

Der Mann ist nicht bloß der Mann seiner Frau, er ist auch ein Bürger des Staates; die Frau hingegen ist nichts, als die Frau ihres Mannes; der Mann hat nicht bloß Verpflichtungen gegen seine Frau, er hat auch Verpflichtungen gegen sein Vaterland; die Frau hingegen hat keine andern Verpflichtungen, als Verpflichtungen gegen ihren Mann [...].⁴⁵⁰

Als Wächter der allgemeinen Moral müssen Männer sich gegen jede drohende weibliche Gefahr solidarisieren, auch wenn der andere dem Feind angehört. Der Bruder der Marquise verbündet sich mit dem russischen Grafen F..., der gerade erst die väterliche Festung mit Waffengewalt erstürmt hat. Er sucht dessen Solidarität gegen die ehrverletzende ‚Schändlichkeit‘, die ihm und seiner Familie seitens der Marquise droht. Diese Bedrohung seiner Ehre ist gefährlicher als die politische Feindschaft gegenüber dem Grafen. Aus dieser Männersolidarität heraus fragt daher der Bruder den Grafen F... „ob er rasend genug wäre, zu wünschen, mit dieser Nichtswürdigen vermählt zu sein? (Kleist 1968: 106.) Da der Graf dies bestätigt, wird er vom Bruder als „seiner Sinne völlig beraubt“ (Kleist 1968: 106) gescholten.

Außer der patriarchalischen Macht und dem Ehrbegriff ist auch die *Standeszugehörigkeit* ein lebensbestimmender Faktor in der Gesellschaft des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Die Bedeutung des gesellschaftlichen Status kann explizit diskursiv in der Erzählung nachverfolgt werden. So spielt beispielsweise die Marquise ihre gesellschaftliche Stellung gegen den Arzt aus. Dazu muss sie jedoch zusätzlich die Stellung ihres Vaters zu Hilfe nehmen. Sie selbst repräsentiert zwar den Rang einer Marquise, ist Mutter zweier Kinder und Witwe, die wirkliche Autorität hat jedoch (wie

⁴⁵⁰ Kleist 1993: 507.

oben dargestellt) der Mann, der sie gegen die Außenwelt schützt – ihr Vater. Sie spricht zum Arzt „halblaut, als ob er der Rede nicht wert wäre“ (Kleist 1968: 99) und versicherte ihm bei seinem Weggehen, „daß sie von diesen Beleidigungen ihren Vater unterrichten würde“ (Kleist 1968: 99). Sie spielt hier also die Macht ihres Vaters gegen diejenige des Arztes aus. Die Haltung der Marquise gegenüber dem Arzt kann dadurch erklärt werden, dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein immer größerer Teil der Gelehrten aus dem Bürgertum oder dem tieferen Adel stammte,⁴⁵¹ und dass die Medizin als Wissenschaft und der Arzt als Gelehrter, noch kaum ein höheres Ansehen genossen (vgl. Kap. 5.2.7).

„Der hierarchische Bau der Gesellschaft, die prinzipielle Ungleichheit ihrer Glieder wurde als von Gott gestiftet, naturgegeben und grundsätzlich unveränderbar hingenommen [...]“.⁴⁵² Aber im ausgehenden 18. Jahrhundert begannen die Standesgrenzen sich langsam zu lockern und soziale Mobilität war nicht mehr völlig ausgeschlossen. Nun konnten Standesunterschiede überwunden werden, besonders wenn stärkere Normansprüche der patriarchalischen Weltordnung dies verlangten. Das kommt im Gespräch der Mutter mit der Marquise explizit zur Sprache. Ein uneheliches Kind würde bedeuten, dass die Marquise ihre Rechte und ihre Stellung in der Gesellschaft verlieren würde, denn „(u)neheliche Schwangerschaften waren um 1800 mit empfindlichen staatlichen und kirchlichen Sanktionen belegt“.⁴⁵³ Dazu kam auch eine unbarmherzige gesellschaftliche Ächtung. Die Marquise und vor allem ihre Kinder wären also nicht mehr gesellschaftsfähig, was für die Zukunft der Kinder schicksalhaft wäre. Sie brauchen unbedingt einen Vater, obwohl die Mutter zu wissen glaubt,

daß derselbe doch, ohne alle Rettung, zum Auswurf seiner Gattung gehören müsse, und, auf welchem Platz der Welt man ihn auch denken wolle, nur aus dem zertretensten und unflätigsten Schlamm derselben, hervorgegangen sein könne. (Kleist 1968: 105.)

⁴⁵¹ Vgl. Wild 1980: 111.

⁴⁵² Kiesel & Münch 1977: 43.

⁴⁵³ Doering 1997: 12.

Die Marquise braucht diesen „Auswurf seiner Gattung [...] und [...] bedachte, daß der Stein seinen Wert behält, er mag auch eingefaßt sein, wie man wolle“ (Kleist 1968: 105). Für die Marquise und ihre Kinder ist jeder Mann besser als keiner – es ist eine absolute Bestätigung des geltenden Patriarchates. Um das Rätsel der Vaterschaft zu lösen, versucht die Mutter, die Marquise der Lüge zu überführen. Zu diesem Zweck schiebt sie ihr den Jäger Leopardo als Schuldigen vor und beschreibt ihn dabei mit folgenden Worten:

Doch erschrecken wirst du nicht, meine Tochter, wenn du erfährst, daß er von niedrigem Stande, und von allen Forderungen, die man sonst an deinen Gemahl machen dürfte, entblößt ist. (Kleist 1968: 111.)

Die Mutter bestätigt hier, ebenso wie die Marquise, die Normen der Gesellschaft. Für beide ist der Mann und damit die Stellung des Kindes als eheliches Kind im Patriarchat wichtiger als der soziale Status des Mannes. Die gesellschaftliche Norm toleriert keine unehelichen Kinder. Der gesellschaftliche Stand der Marquise verändert sich schließlich sogar zu ihrem Vorteil, denn die Heirat mit dem Grafen F... macht sie zur Gräfin. Sie steigt damit in der Rangordnung des Adels und erreicht einen höheren Stand als ihre Eltern.⁴⁵⁴ Ihrem Kind wird kein „Schandfleck in der bürgerlichen Gesellschaft ankleben“ (Kleist 1968: 105).

Indessen macht Johann Karl-Heinz Müller in seiner Arbeit über Kleists Rechtsauffassung darauf aufmerksam, dass die erste Eheschließung der Marquise mit dem Grafen, nach dem damals geltenden Ehekonsensus, nicht als gültig angesehen werden kann.⁴⁵⁵ Der Graf F... unterschrieb

einen Heiratskontrakt [...], in welchem dieser auf alle Rechte eines Gemahls Verzicht tat, dagegen sich zu allen Pflichten, die man von ihm fordern würde, verstehen sollte. (Kleist 1968: 118.)

⁴⁵⁴ Vgl. Doering 1997: 13.

⁴⁵⁵ Müller 1962.

Nach damals geltendem Recht bestand ein Ehwille immer auch aus dem gegenseitigen Recht auf den Körper des Partners und konnte an diesem Punkt *nicht* vertraglich geändert werden, ohne dadurch nichtig zu werden,⁴⁵⁶ d.h. seine Gültigkeit zu verlieren. Ein Verzicht, wie der des Grafen, konnte nur auf freiwilliger Basis stattfinden, nicht in Form eines schriftlichen Ehevertrages. Erst die zweite Eheschließung der Protagonisten wäre demnach eine gültige Ehe geworden. Hier besteht ein Bruch zwischen Kleists Rechtsauffassung resp. der Logik der Handlung in der Erzählung und den geltenden Rechtskonventionen seiner Zeit.

5.2.4 Militärjustiz – ein nichtdiskursives Ereignis

Bei der Handlung zu der erzählten Zeit in *Die Marquise von O...* „kann es sich nur um den Zweiten Koalitionskrieg von 1799–1802 handeln – genauer: um die Auseinandersetzungen des Jahres 1799.“⁴⁵⁷ Es sind russische Soldaten, die „unter abscheulichen Gebärden [...], [wie eine] entsetzliche[...], sich untereinander selbst bekämpfende[...] Rotte“ (Kleist 1968: 87), über die Marquise herfallen.

Bei seiner Inspektion erfährt der Befehlshaber der russischen Truppen, dass einige seiner Soldaten sich bei der Stürmung des Fortes schändlich benommen haben. Da einer dieser Soldaten durch das Eingreifen des Grafen F... verletzt wurde, wird der Schuldige erkannt und herbeigeschleppt. Nun ließ der Befehlshaber „ein kurzes Verhör über ihn halten; und die ganze Rotte, nachdem jener sie genannt hatte, fünf an der Zahl zusammen, erschießen.“ (Kleist 1968: 89.) Diese unmittelbare willkürliche Exekution wird ganz „nach geltendem Kriegsrecht“⁴⁵⁸ durchgeführt und entspricht der Rechtsauffassung und den Konventionen der Zeit. Die schnelle Hinrichtung der fünf Soldaten erscheint in keiner weiteren Aussage mehr. Sie wird kein diskursives Ereignis in der Erzählung und stört die normale Ordnung der Dinge nicht.

⁴⁵⁶ Vgl. Müller 1962: 185.

⁴⁵⁷ Doering 1997: 9.

⁴⁵⁸ Doering 1997: 17.

5.2.5 Militärjustiz – ein diskursives Ereignis

Der Graf erhält bei seinem eiligen Eheantrag an die Marquise kein sofortiges und definitives Jawort, darum entschließt er sich, seinen militärischen Auftrag nicht zu vollenden, sondern bei der Familie des Kommandanten zu verbleiben. Das löst sogleich einen expliziten Diskurs aus, der sich in der Erzählung breit macht (vgl. Kleist 1968: 94–98). Ein Offizier, der gegen die militärischen Regeln verstößt, ist etwas außerordentliches und erregt einen Skandal. Die „leichtsinnige Tat“ (Kleist 1968: 94) wird darum rege diskutiert. Alle Protagonisten – der Kommandant, der Forstmeister (der Bruder der Marquise) und die Mutter der Marquise – nehmen an dieser Diskussion teil. Man warnt ihn vor „Festungsarrest [...] Kassation [...] Gefahr“ (Kleist 1968: 94). Der explizite Diskurs findet sich auch da, wo der Graf selbst abwesend ist. Schließlich überredet man die Marquise, dem Grafen Hoffnungen auf ein Jawort zu machen, um „den Folgen seiner rasenden Tat vorzubeugen“ (Kleist 1968: 97) und ihn zurück in seine Pflichten zu führen.

Das Hauptereignis, der Eheantrag, tritt dabei diskursiv hinter den Diskurs des möglichen militärischen Vergehens zurück. Das militärische Vergehen würde den Verlust der Ehre mit sich ziehen, was alles andere überschattet. Es gelingt der Familie des Kommandanten schließlich gemeinsam, den Grafen zur Abreise zu überreden und sich nicht der Militärjustiz auszusetzen. – Mit dem Wagen des Forstmeisters versucht der Graf seine verlorene Zeit wieder einzuholen. „und Freude war bei dieser Abreise, wie noch niemals bei einem Empfang.“ (Kleist 1968: 98.) Die Ordnung der Dinge ist wieder hergestellt. Die Ehre des Mannes und Offiziers kann gerettet werden.

5.2.6 Frau im Diskurs – Weibliche Identität

„Die Frau muß sich in jedem Fall durch den Bezug auf den Mann definieren.“⁴⁵⁹ Das geht auch aus obiger Darstellung der patriarchalischen Ordnung hervor. Ihre Identifikation geschieht durch ihre Rolle als Tochter, Ehefrau und Mutter. Ihr Ort ist das Haus

⁴⁵⁹ Brinker-Gabler 1988: 444.

und die Familie. Für die Marquise bedeutete die Ordnung der Dinge, sich „mit Kunst, Lektüre, mit Erziehung und ihrer Eltern Pflege“ (Kleist 1968: 86) zu beschäftigen. Als Witwe „von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlgezogenen Kindern“ (Kleist 1968: 86) lebt sie im Haus ihres Vaters, wo sie Schutz erhält, sich aber gleichzeitig der darin herrschenden Autorität unterstellen muss. Heinrich von Kleist setzt jedoch in seiner Erzählung den väterlichen Schutz für kurze Zeit außer Kraft. In der Hitze des Gefechts zwingt der Krieg den Vater, seine soziale Rolle als Hüter seiner Familie aufzugeben: „Der Obrist erklärte gegen seine Familie, daß er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre.“ (Kleist 1968: 86.) Diese kurze Unterbrechung des väterlichen Schutzes erweist sich für den Verlauf der Erzählung, für das Leben der Marquise, als schicksalhaft. Sie schafft Platz für den russischen Offizier, die Marquise zu ‚retten‘, was sich bald als trügerische Rettung erweist und die Ausgesetztheit der Frau in der Welt der Männer explizit darstellt.

Es wäre aus der Sicht des 20. Jahrhunderts leicht, den Moment, an dem „sie [die Marquise] sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe“ (Kleist 1968: 104) emporhebt als weiblichen Diskurs eines Befreiungskampfes, als Individualisierung der Frau anzusehen. Archäologisch betrachtet, kann diese Behauptung jedoch nicht bestätigt werden. Die Marquise wird durch die gesellschaftlichen Umstände zu ihrer Handlung gezwungen. Sie selbst stellt ihre soziale Rolle als Tochter, Frau und Mutter nie in Frage, aber sie übernimmt die ihr von der Umgebung aufgezwungene Rolle entschlossen und ist bereit, sich nach den bestehenden Konventionen bestmöglich einzurichten

und dachte, während sie kleine Mützen, [sic!] und Strümpfe für kleine Beine strickte, wie sie die Zimmer bequem verteilen würde; auch, welches sie mit Büchern füllen, und in welchem die Staffelei am schicklichsten stehen würde. (Kleist 1968: 104.)

Sie ist sich gleichzeitig ständig bewusst, dass sie einen Mann braucht und sie tut ihr Äußerstes, um die gesellschaftlichen Erwartungen zu erfüllen. Es gelingt ihr auf unkonventionelle Art, mit zeitgemäßen Mitteln: „durch die Zeitung“ (Kleist 1968: 86).

Wirtschaftliche Unabhängigkeit, wie sie die Marquise besaß, machte eine Frau um 1800 nicht gesellschaftlich unabhängig.

Die Stellung der Frau im patriarchalischen Haushalt wird explizit geschildert, wenn die Mutter Pläne schmiedet, ihre Tochter auf dem Lande zu besuchen. Sie muss den Obristen, ihren Ehemann, fragen, „(o) b er ihr erlauben wolle, auf einen oder zwei Tage, nach V... hinauszufahren?“ (Kleist 1968: 110), wobei dieser ihr ausdrücklich verbietet mit der Tochter auch nur Kontakt aufzunehmen. Hier fordert der Diskurs des Mannes zum Gegendiskurs (vgl. Kap.5.1.3) der Frau auf, d.h. ein Machtkampf wird sichtbar. Die Mutter „beschloß ihren Plan jetzt, gegen seinen Willen, auszuführen“ (Kleist 1968: 110). Sie fährt trotz des Verbotes zu ihrer Tochter.

5.2.7 Tradiertes Wissen – Wissenschaft und medizinischer Diskurs

Nach dem Besuch des Arztes besteht die Marquise darauf, mit einer von ihr akzeptierten kompetenten Person zu sprechen – „daß eine sachverständige Frau ihren Zustand untersuche“ (Kleist 1968: 102). Bei diesem Besuch entwickelt sich ein freimütiges Gespräch zwischen den beiden Frauen, in dem keine expliziten oder impliziten Standesunterschiede bemerkt werden können. Spürbar wird jedoch die akzeptierte Kompetenz der Hebamme als Repräsentantin von tradiertem Wissen, ein Wissen, das dem Arzt abgesprochen wird. Darauf deuten auch die Worte der Mutter, die „an einen Irrtum glauben will: ist es wohl möglich, daß ein Arzt, auch nur von mittelmäßiger Geschicklichkeit, in solchem Falle irre?“ (Kleist 1968: 100.) Damit wird der um 1800 aktuelle Status der Medizin diskursiv.

Medizin als Wissenschaft, wie wir sie heute verstehen, war um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch in ihren Anfängen. Es existierten noch keine „disziplin-konstituierende[n] fachwissenschaftliche[n] Grundlagen“⁴⁶⁰ im Sinne eines modernen Wissenschaftsbegriffes für Medizin. Der Körper wurde als Maschine

⁴⁶⁰ Hansen 1992: 377.

zusammen mit einer Seele verstanden, welche „als Ursache aller Lebensphänomene“⁴⁶¹ betrachtet wurde. Ein großer Teil des medizinischen Diskurses in *Die Marquise von O...* zeigt, wie eng die Begriffe „Seele, Geist und Körper“⁴⁶² zusammenhingen. Aufregung oder andere gefühlsmäßige Ergriffenheit führten in der Regel zu körperlichen Schwächen wie Bewusstlosigkeit (vgl. Kleist 1968: 87 und 102) resp. „Ohnmacht“ (Kleist 1968: 88, 102 und 108), konnten aber durchaus wirkliche Krankheit mit sich bringen. Das ist der Fall in *Die Marquise von O...*: „[...] der Affekt der alten Dame, der ihr während der Nacht eine Fieberhitze zugezogen hatte [...]“ (Kleist 1968: 113). In der Versöhnungsszene zwischen Vater und Tochter fürchtet man, der Kommandant „werde krank werden [...], da er sich ganz konvulsivisch gebärdete“ (Kleist 1968: 114). Die Marquise selbst „lag im heftigsten Fieber“ (Kleist 1968: 117), nachdem der Graf sie erschreckt hatte.

Über Schwangerschaft und Geburt findet man in der Erzählung einerseits konkreten, medizinischen Diskurs. – Man spricht von „Wochenlager“ (Kleist 1968: 101 und 112), „Geburtshelferin“ (Kleist 1968: 102), „Entbindung [...], Wochenbett“ (Kleist 1968: 118). – Andererseits findet man in diesem Bereich aber auch umfangreiche konventionalisierte Tabuisierung, d.h. Andeutungen und Umschreibungen für Dinge, die nicht beim richtigen Namen genannt werden, die aber trotzdem jeder versteht:

- [...] daß sie [...] in andere Umstände gekommen sei [...]. (Kleist 1968: 86.)
- [...] daß sie in gesegneten Leibesumständen wäre [...]. (Kleist 1968: 90.)
- [...] die Kränklichkeiten der Marquise [...]. (Kleist 1968: 99.)
- [...] eine unbegreifliche Veränderung ihrer Gestalt. (Kleist 1968: 99.)
- [...] daß er ihr die letzten Gründe der Dinge nicht werde zu erklären brauchen [...]. (Kleist 1968: 99.)

Ein *explizites Tabu* im Gespräch zwischen der Hebamme und der Marquise soll hier besonders hervorgehoben werden: „[Die Hebamme] gab ihr Mittel an, wie man, in solchen Fällen, dem Leumund der Welt ausweichen könne“ (Kleist 1968: 103). Das tabuisierende Wort *Mittel* wird von Sabine Doering als „Maßnahmen, um Schwangerschaft und

⁴⁶¹ Hansen 1992: 135.

⁴⁶² Hansen 1992: 384.

Geburt vor der Umgebung geheimzuhalten“,⁴⁶³ erklärt. Sie verweist dabei auf eine Kleistsche Anekdote⁴⁶⁴ mit ähnlicher Problematik, in der eine außereheliche Schwangerschaft durch eine angeblich heimliche Vermählung, den Schein der Ehre aufrecht erhält. Diese Tabuisierung lässt jedoch auch eine andere Interpretation zu, die weit über die Grenzen der Legalität hinausweist, denn m.E. ist diese Tabuisierung eine Umschreibung der Abtreibung. Doering selbst erinnert uns an die Tatsache, dass die umfassenden Sanktionen gegen uneheliche Schwangerschaften um 1800 zu vielen Kindestötungen führten.⁴⁶⁵

Für die hier durchgeführte Analyse ist nicht die Frage nach der richtigen Interpretation der Aussage wichtig, sondern die Tatsache, dass hier im Diskurs der Frauen eine explizite Tabuisierung auftritt, die als konventionalisierte Redeweise von den Protagonisten und den Rezipienten der Erzählung konventionelles Verstehen voraussetzt.

5.2.8 Zusammenfassung der Diskurse in Kleists *Die Marquise von O...*

Zu den wichtigen rekonstruierbaren Diskursen in *Die Marquise von O...* gehört der Diskurs des Patriarchates. Dieser patriarchalische Diskurs ist der eigentliche Machtdiskurs, mit dem der Diskurs der Ständegesellschaft und der Ehre stark vernetzt sind. So wird denn auch schon ein drohender Verstoß gegen die Regeln dieses Machtdiskurses unmittelbar zum diskursiven Ereignis. Der militärische Diskurs erscheint in diesem Machtdiskurs als konventionalisierter Interdiskurs und kann als solcher auch dem Alltag des Autors zugeschrieben werden. Die Stellung der Frau im Diskurs lässt sich ebenfalls aus dem dargestellten Machtdiskurs heraus definieren, denn der Diskurs der Frau wird ständig zum Gegendiskurs gegen die patriarchalische Macht, der schlussendlich immer wieder die herrschenden Machtstrukturen bestätigt. Die im 18. Jahrhundert noch geltende Einheit von Seele und Körper erscheint im interdiskursiv vernetzten medizinischen Diskurs. Im Anschluss daran finden sich auch tabuisierte Redeweisen über Schwangerschaft, die als Konventionen allgemein verständlich sind.

⁴⁶³ Doering 1997: 25.

⁴⁶⁴ Vgl. Kleist 1993: 271–274. (*Sonderbare Geschichte, die sich, zu meiner Zeit, in Italien zutrug.*)

⁴⁶⁵ Vgl. Doering 1997: 12.

5.3 DISKURSE DER 1920ER JAHRE

In Form eines Exkurses soll im Folgenden die Frage beantwortet werden, wie Diskurse der 1920er Jahre ausgesehen haben könnten. Zu diesem Zweck wird die Erzählung *Grigia* (Musil 1972: 223–241) von Robert Musil (1880–1942) näher betrachtet und als Beispielanalyse⁴⁶⁶ vor die Analyse der Schnitzlerschen Erzählung *Die Frau des Richters* geschaltet. Musils *Grigia* wurde erstmals 1924 zusammen mit zwei weiteren Novellen veröffentlicht. Der Band erschien unter dem Titel *Drei Frauen*. Nach Wilfried Berghahn stellen diese Novellen „in der Linie seiner Entwicklung Nebenwerke dar [, denn] Musil ist bei seinem Buch angelangt, das ihn nicht mehr losläßt.“⁴⁶⁷ Das ‚Buch‘ ist sein Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*.⁴⁶⁸ Dieses umfangreiche, aber fragmentarisch verbliebene Romanwerk verlieh Robert Musil anhaltenden Weltruhm. Dem Autor selbst brachte es Außenseitertum durch lebenslange Arbeit und ständige Geldschwierigkeiten ein, die ihn bis zu seinem Tod im Schweizer Exil nicht losließen.⁴⁶⁹

Die Entstehungszeit und die Veröffentlichungen von Musils *Grigia* und Schnitzlers *Die Frau des Richters* fallen beide in die unmittelbare Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges. Zu dieser Zeit lebten und arbeiteten beide Autoren in Wien. Beide waren hier mit den Traditionen und Normen der Doppelmonarchie aufgewachsen und hatten das Elend und die Folgen des Ersten Weltkrieges durchlebt. Sie befanden sich nach der Neuordnung des Friedensschlusses mitten in den Wirren der überdimensionierten Hauptstadt Wien, im geschrumpften neuen Staat Österreich. Beide Erzählungen entstanden also im gleichen zeitlichen und örtlichen Raum und können der selben äußeren Lebenswelt zugeordnet werden. Prinzipiell könnten somit auch diskursive Formationen erwartet werden, die sich den gleichen Diskurssträngen zuschreiben ließen. Praktisch ist dies jedoch kaum zu erwarten. Die hier folgende Analyse soll nur beispielhaft zeigen,

⁴⁶⁶ Vgl. dazu Udd 1999.

⁴⁶⁷ Berghahn 1984: 89.

⁴⁶⁸ Vgl. Musil 2000.

⁴⁶⁹ Vgl. Berghahn 1984: 7.

wie oder welche typischen Diskurse der 1920er Jahre sich in einem äußerlich mit *Die Frau des Richters* vergleichbaren Werk nachweisen lassen. Auch diese Analyse steht vor dem Problem der Einzeltextanalyse und kann daher nicht als repräsentativ für eine ganze Epoche gelten, sondern nur als symptomatischer Teil der möglichen Diskurswelt. Einen kurzen Einblick in die Geschichte der Zeit um 1920 gibt Kap. 2.5.1.

5.3.1 Robert Musils *Grigia* – Exkurs

Musils Novelle *Grigia* hat – wie Kleists *Die Marquise von O...* und Schnitzlers *Die Frau des Richters* – eine Frau als Titelfigur. Diese Frau, „(s)ie hieß Lene Maria Lenzi“ (Musil 1972: 234), wird vom männlichen Protagonisten kurz und gut Grigia genannt. Ein Über- oder Kosenamen, der sie in seinen Augen charakterisiert, denn der Name bedeutet *grau*. Wie die Einfachheit dieser Farbe ist auch das tägliche Leben der Frau. Alles in ihrem Leben scheint so völlig natürlich. Diese Frau braucht keinen Gegen-diskurs und erfährt kein persönliches Erwachen. Durch sie und ihre Natürlichkeit gerät jedoch der männliche Protagonist, der Homo heißt, in eine emotionale Identitätskrise. Er durchlebt einen seelischen Befreiungsprozess, der ihn schließlich das Leben kostet. Wie es dazu kommt, geht aus der hier folgenden kurzen Inhaltswiedergabe hervor.

„Es gibt im Leben eine Zeit, wo es sich auffallend verlangsamt, als zögerte es weiter-zugehen oder wollte seine Richtung ändern.“ (Musil 1972: 223.) Mit diesen Worten beginnt die Erzählung *Grigia*, deren Hauptfigur Homo sich in seinem Leben fremd fühlt. Seine Ehefrau und sein kränklicher Sohn sind auf einem Kuraufenthalt, was ihn zum ersten Mal räumlich von seiner Familie trennt. Schwankend zwischen Selbstsucht und Selbstaflösung nimmt er das Angebot an, sich als Geologe an einem Geschäfts-unternehmen des ihm nur flüchtig bekannten Mozart Amadeo Hoffingott zu beteiligen. So gelangt Homo, in der Absicht, ein altes venezianisches Goldbergwerk wieder zu erschließen, in ein abgelegenes Bergdorf mit bodenständigen, einfachen Menschen. Hier erfährt er eine völlige Verwandlung. Die Natur, die Menschen und deren Sitten schaffen Distanz zu allen Zwängen der Gesellschaft und lassen ihn ein neues körperliches und sinnliches Wohlbefinden entdecken. Dieses wird durch seine Beziehung zu der

Bauernfrau, von ihm Grigia genannt, noch verstärkt. Vergangenes und Kommendes werden bedeutungslos, was zählt, sind die bis zur Grenze der Auflösung führenden momentanen Gefühle.

Homo spürt, dass sich sein Leben langsam auflöst. Seine Todesahnungen erfüllen sich als es Grigias Mann gelingt, die beiden in einem alten Bergstollen einzuschließen. „Hunger und Durst lagen hinter ihnen, wie ein erregtes Stück Wegs, [...]; sie dämmerten weite Meere und wachten kleine Inseln.“ (Musil 1972: 241.) Es gibt zwar noch einen Ausweg, Grigia folgt einem schwachen Licht ins Freie und rettet sich. Homo selbst ist „schon zu schwach, um ins Leben zurückzukehren, wollte nicht oder war ohnmächtig geworden.“ (Musil 1972: 241.) Er verbleibt im Berg, während „Mozart Amadeo Hoffingott unten die Befehle zum Abbruch der Arbeit“ (Musil 1972: 241) gibt, „da man die Erfolglosigkeit aller Anstrengungen und die Vergeblichkeit des Unternehmens einsah“ (Musil 1972: 241).

5.3.2 Musils Lebenswelt als Interdiskurs im Werk

Robert Musil absolvierte als Sohn eines Ingenieurs ebenfalls die Ingenieursprüfung und studierte darüber hinaus Philosophie, Physik und Mathematik. In seiner Dissertation von 1908 setzte er sich mit der Lehre Machs auseinander und fragte sich, in welchem Verhältnis die Philosophie zu den Naturgesetzen stehe⁴⁷⁰ (vgl. Kap. 2.5.1). In *Grigia* findet man ständig *naturwissenschaftlichen Diskurs* in interdiskursiver Vernetzung. Mit Hilfe von mathematisch-geometrischen Formen wird z.B. die Umgebung dargestellt: Villen sehen aus wie „Würfel“ (Musil 1972: 224), es gibt einen „bewaldeten Kegel“ (Musil 1972: 8), die Kühe bilden einen „Kreis“ (Musil 1972: 231), ihr Rückgrat bildet jeweils eine „Linie“ (Musil 1972: 231) und eingeschlossen in der Höhle blicken Homo und Grigia „nach dem fernen Viereck, vor dem weiß der Tag strahlte“ (Musil 1972: 240). Auch der Diskurs der Physik ist als Interdiskurs rekonstruierbar. Begriffe wie „Wellenschlag“ (Musil 1972: 22), „Einheitsmasse“ (Musil 1972: 233), „Pendelgewicht“

⁴⁷⁰ Vgl. Berghahn 1984: 159.

(Musil 1972: 234), „Schaukelschwung“ (Musil 1972: 237), „Glasglocke“ (Musil 1972: 237) und das Hebelgesetz (vgl. Musil 1972: 240) werden zur gefühlsmäßigen Beschreibung der Umwelt hinzugezogen (so z.B. „die [...] Einheitsmasse von Seele“, Musil 1972: 233). Auf diese Weise ästhetisiert Musil wissenschaftliche Begriffe und vernetzt sie interdiskursiv mit der Alltagssprache.

Das *Lebensgefühl* der 1920er Jahre ist rekonstruierbar aus den Stimmungen der Städter, die ihre Abende im Pfarrhaus verbringen, wo ein Zimmer zum Kasino umfunktioniert worden ist (vgl. Musil 1972: 232, 233). Hier herrscht ein „astraler Geruch von Puder, Gaze, ein Nebel von fernem Varieté und europäischer Sexualität“ (Musil 1972: 233) und man erzählt Judenwitze. „Eine Stunde nach Beginn lag in dem Pfarrzimmer eine Wolke von Traurigkeit und Tanz. Das Grammophon rädert hindurch wie ein vergoldeter Blechkarren [...]“ (Musil 1972: 232.) Dabei macht sich ein allgemeines Gefühl der Entfremdung breit, denn

(s)ie sprachen nichts mehr miteinander, sondern sie sprachen. [...] Sie sprachen in Zeichen – mochten das trotzdem auch Worte sein: des Unbehagens, des relativen Behagens, der Sehnsucht –, eine Tiersprache. (Musil 1972: 232.)

Homo fühlte, es war nackt jene auf alle Dinge in den Städten verteilte Wollust, die sich von Totschlag, Eifersucht, Geschäften, Automobilrennen nicht mehr unterscheiden kann, – ah es war gar nicht mehr Wollust, es war Abenteuersucht, – nein, es war nicht Abenteuersucht, sondern ein aus dem Himmel niederfahrendes Messer, ein Würgeengel, Engelswahnsinn, der Krieg? (Musil 1972: 233.)

Aus dem Grammophon ertönt die Stimme der Geraldine Farrar.⁴⁷¹ „Ihre Stimme (kam) aus dem Trichter in das Zimmer und stieg in einen Lift“ (Musil 1972: 233). Diese Stimme weckt starke Gefühle, ja „Wollust“ (Musil 1972: 233) und man träumt von vergangenen Jahren. Diese Aussage über Geraldine Farrars Schönheit und ihre Stimme – sie sang Tosca – gehörte in den 1920er Jahren zum konventionellen Verstehen. Heute

⁴⁷¹ Vgl. Farrar 2003 [online]. Die amerikanische Sängering Geraldine Farrar debütierte 1901 in Berlin. Kurze Zeit danach war sie an der Metropolitan Oper in New York fest engagiert und blieb 15 Jahre lang deren Star. Sie sang u.a. mit Enrico Caruso und spezialisierte sich auf einige ihr passende Rollen, wie z.B. *Tosca*. Als Stummfilmstar gelang ihr ab 1915 eine zweite Karriere. (Vgl. ebenda.)

kann diese Konvention kaum noch nachvollzogen werden. Als Sängerin und Star des Stummfilms gehört Geraldine Farrar (1882–1967) heute nicht mehr zum Diskurs der Kunst oder des Alltags (Interdiskurs). Die effektive Aussage über diese namentlich genannte Künstlerin verankert die Erzählung explizit in einen zeitlich abgrenzbaren Rahmen und kann heute als diskursive Formation der Musik- und der Filmgeschichte rekonstruiert werden.

5.3.3 Diskurs der Macht – Geld ist Macht

Im Europa vor dem Ersten Weltkrieg schuf die technische und wirtschaftliche Entwicklung und Umstrukturierung zahllose Entwurzelte und Besitzlose. Für sie wurde sehr oft Amerika zu einem Auffangplatz. Viele fuhren nur auf ein paar Jahre hinüber, um Geld zu verdienen, andere blieben für immer dort. So schildert es auch Musil:

Da sie arm waren, verließen fast alle Männer kurz nach der Heirat ihre Frauen und gingen für Jahre nach Amerika; wenn sie zurückkamen, brachten sie ein wenig erspartes Geld mit [...]. (Musil 1972: 226.)

Durch den Ersten Weltkrieg und im Laufe der Nachkriegsjahre erlangte Amerika seine führende Stellung als Weltmacht, sowohl als politische Macht als auch als Finanz- und Konkurrenzmacht.⁴⁷² Neue Denkformen, aus Amerika kommend, breiteten sich zunehmend in Europa aus und so erfuhr die Wirtschaft erneut einen tiefgreifenden strukturellen Wandel. Stichworte waren jetzt *Management*, *Rationalisierung*, *Fließbandarbeit*. Die bisher noch relativ menschnahen Privatgesellschaften wurden immer mehr durch unpersönliche Aktiengesellschaften ersetzt.⁴⁷³ Die neue Weltstellung Amerikas war eindeutig eine Machtstellung. Dabei ist Macht stark verbunden mit Geld und Gewinn. Das Neudenken auf ökonomischem Gebiet, organisiert in Großunternehmen, lässt keine Bereiche der Gesellschaft unberührt. „Amerikanismus ist das neue europäische Schlagwort“, schrieb Rudolf Kayser im Herbst 1925,⁴⁷⁴ und zu diesem Schlagwort gehören u.a. Begriffe wie „Trusts, [...] Film, Technikwunder, Jazzband, Boxen,

⁴⁷² Vgl. Bracher 1992: 78–80.

⁴⁷³ Vgl. Bracher 1992: 90, 91.

⁴⁷⁴ Kayser 1925: 265.

Magazine und Regie“,⁴⁷⁵ aber er ist mehr als das. „Amerikanismus ist eine neue europäische Methode“,⁴⁷⁶ die die europäischen Seelen durchdringt (vgl. Kap. 5.4.7.4). Diese durch Amerika beeinflussten Verflechtungen zwischen Kultur und Wirtschaft, mit ihrem ökonomischen Neudenken, führten zu Veränderungen des Diskurses. Im Zeichen dieses veränderten ökonomischen Diskurses steht indessen auch das wirtschaftliche Unternehmen, an dem sich Homo beteiligt. Er erhält „einen Brief, der ihn einlud, sich an einer Gesellschaft zu beteiligen“ (Musil 1972: 223) und er beteiligt sich „als Geologe und vielleicht auch mit einem größeren Betrag Geldes“ (Musil 1972: 223), denn „(d)ie Gesellschaft verfügte, wie er erfuhr, über gewaltige amerikanische Mittel, und die Arbeit sollte großen Stil haben.“ (Musil 1972: 224.)

Sie sind insgesamt fünf Geschäftsteilhaber (vgl. Musil 1972: 232), die zusammen das Management bilden und Hilfskräfte aus der Bergbevölkerung engagierten. Diese organisieren sie wie Arbeiter am Fließband, mit „Arbeitspartien [...] Trägerkolonnen [...] und einer] Faktorei“ (Musil 1972: 225). Wie stark der Glaube an diese neue Wirtschaftsordnung war, zeigen auch folgende Aussagen: „Sie schütteten Geld unter die Leute und walteten wie die Götter. Sie beschäftigten alle Welt, Männer und Frauen.“ (Musil 1972: 225.) Diese Männer und Frauen ihrerseits

dankten noch den Männern, welche den Segen in die Berge gebracht hatten. Und das war ein herrliches Gefühl; man wurde hier nicht, wie sonst überall in der Welt, geprüft, was für ein Mensch man sei, – [...] – sondern [...] man fand Liebe, weil man den Segen gebracht hatte [...]. (Musil 1972: 226.)

Der Segen, der hier gebracht wurde, hieß *Geld*. Zum europäischen, finanziellen Diskurs der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg gehört auch die Aussage: „Das soll einer einmal wirklich ausgerechnet haben, daß das Haus Rothschild nicht so viel Geld hat, um eine Fahrkarte dritter Klasse bis zum Mond zu bezahlen.“ (Musil 1972: 233, 234.) Das Haus Rothschild war seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die dominierende Bankdynastie Europas⁴⁷⁷ und wurde dadurch zum kollektiven, konventionellen Begriff für Reichtum

⁴⁷⁵ Kayser 1925: 265.

⁴⁷⁶ Kayser 1925: 265.

⁴⁷⁷ Vgl. Brockhaus 1908. Bd. 13: 1030.

und Macht. Der Preis für eine Fahrkarte zum Mond erschien umso unerschwinglicher, wenn nicht einmal das gesamte Haus Rothschild soviel zu zahlen vermochte. Diese effektive Aussage vermittelt gleichzeitig auch den, in den 1920er Jahren grenzlosen Glauben an die Zukunft – man wird zum Mond fahren! Aber hier wird auch das traditionelle Klassendenken bestätigt, das immer noch den Normen des Habsburgerreiches entspricht – man wird in verschiedenen Klassen fahren.

5.3.4 Mann im Diskurs

Der Mann anfangs des 20. Jahrhunderts hat eine absolute Machtstellung, solange er diese mit Hilfe von Geld explizit ausüben kann. Dazu braucht er sog. Bildung und den Habitus resp. die Sitten und Bräuche des Städters. Es ist also der zivilisierte, wohlbestellte Mann, der Macht besitzt. Ihm stehen als Gegenmacht die unzivilisierten, armen Primitiven gegenüber, die ihn zwar in seiner Macht bestätigen, aber immer auch eine Gefahr darstellen. In diesem Sinne wird auch die polizeiliche und juristische Macht direkt vom Leiter des Geschäftsunternehmens ausgeübt:

Ein Bursche hatte Wein gestohlen, das war ein Verbrechen gegen das gemeine Interesse, [...] Mozart Amadeo Hoffingott ordnete an, daß er zum abschreckenden Beispiel [...] an einen Baum gebunden stehen sollte. (Musil 1972: 230.)

Das Überlegenheitsgefühl des zivilisierten Mannes gegenüber dem primitiven wird explizit in dem Moment, wo Homo sich endlich Grigias Ehemann bewusst wird:

mit einemmal gewahrte er [...] das Bild ihres Mannes.

Er hatte noch nie an diesen Menschen gedacht, der bei den Arbeiten verwendet wurde; jetzt sah er das scharfe Wilddiebsgesicht mit den dunklen jägerlistigen Augen und erinnerte sich auch plötzlich an das einzigmal [sic!], wo er ihn sprechen gehört hatte [...]. (Musil 1972: 240.)

Der Primitive stellt eine Gefahr dar, die Homo nicht rechtzeitig einsieht, und er wird ihm daher zum Verhängnis. Er wird zusammen mit Grigia in einem Bergstollen eingesperrt und kann nicht mehr entkommen. Der durch Bildung und Geld stärkere Homo verliert den Machtkampf gegen den ‚unzivilisierten‘, einfachen Bergbauern, dessen Waffe die List ist.

Homos Machtstellung als Mann im Verhältnis zur Stellung der Frau ist erstmals durch die Geburt seines Sohnes ernstlich gestört worden. Seine Liebe zur Ehefrau „war durch das Kind trennbar geworden, wie ein Stein, in den Wasser gesickert ist, das ihn immer weiter auseinander treibt.“ (Musil 1972: 223.) – Hier finden wir erneut eine Darstellung eines physikalischen Prozesses (vgl. Kap. 5.2.1). – Homo ist nach der Geburt des Sohnes nicht mehr der Einzige im Leben seiner Frau. Sein Sohn ist stärker und drängt ihn von seiner Machtposition weg. Er macht ihm auch seine Vergänglichkeit bewusst: „Er liebte sein Kind, aber wie es sie überleben würde, hatte es noch früher den jenseitigen Teil getötet.“ (Musil 1972: 230.)⁴⁷⁸ Dieser Verlust der Machtposition verunsichert den Mann. Eine Verunsicherung der Machtposition des Mannes/der Männer ist auch typisch im Diskurs der unmittelbaren Nachkriegszeit nach dem Ersten Weltkrieg. Die Stellung der Frauen wurde durch die Not des Krieges verändert. Ihnen wurden in den Kriegsjahren Aufgaben auferlegt, die eine größere Selbständigkeit und ein größeres Selbstvertrauen mit sich führte. Auf diese neue Stellung in der Gesellschaft wollten die Frauen nach dem Krieg nicht mehr verzichten (vgl. Kap. 5. 1.7 und 5.4.9). Eine stärkere Position der Frau zwingt explizit dazu, die Position des Mannes in Frage zu stellen.

5.3.5 Frau im Diskurs

Wie das Männerbild, so ist auch das Bild der Frau in *Grigia* in verschiedene Bilder gespalten.⁴⁷⁹ Einerseits findet man das Bild der Heiligen Jungfrau, d.h. die ‚heilig‘ gehaltene, moralisch hochstehende, zivilisierte (Ehe)Frau mit der man eine Familie gründen kann (Femme sage). Andererseits gibt es die Femme fatale resp. die primitive Naturfrau, mit ihren tierischen Trieben und ihrer natürlichen Sexualität. Diese ist spannend und interessant, stellt aber immer eine Gefahr dar, weil sie so exotisch und daher unbe-

⁴⁷⁸ Dieses existenzielle Problem, das Bewusstwerden der eigenen Sterblichkeit durch das Kind, ist ein literarisches Motiv, das auch in anderen Werken anfangs des 20. Jahrhunderts vorkommt. Vgl. z.B. Thomas Mann (2000): *Tristan. Novelle*. Stuttgart: Reclam, 49 und Franz Kafka (1975). *Die Sorge des Hausvaters*. In: *Sämtliche Erzählungen*. Hrsg. von Paul Raabe. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 139–140.

⁴⁷⁹ Vgl. Pohle 1998: 14.

rechenbar ist. Bettina Pohle erinnert daran, dass diese Frau einen tiefen sozialen Status besitzt und nennt als Beispiel

die bäurische, sonnenverbrannte Landfrau [...] mit einem vitalen Animalismus [...], [die] höchstens in der außerehelichen Affäre gesucht wurde, im eigenen Haus hingegen als Bedrohung der bestehenden Machtverhältnisse gesehen wurde.⁴⁸⁰

Mit einer solchen bäurischen, sonnenverbrannten Landfrau, nämlich Grigia, kann Homo sich seinen eigenen animalischen Trieben hingeben, wie er es nie gegenüber seiner Gattin gewagt hätte. Der Diskurs entspricht völlig dem *Moraldiskurs* des zerfallenen Habsburger Reiches. Eheschließungen fanden zwischen Familien statt, wobei nicht die Gefühle entscheidend waren, sondern Stand, Name, Eigentum. Erfahrungheit in Fragen der Sexualität suchte man (Mann) in vorehelichen oder außerehelichen Verhältnissen.⁴⁸¹ Stefan Zweig sagt zum Zustand in der damaligen Gesellschaft:

in dieser ungesund stickigen, mit parfümierter Schwüle durchsättigten Luft sind wir aufgewachsen. Diese unehrliche und unpsychologische Moral des Verschweigens und Verdeckens war es, die wie ein Alp auf unserer Jugend gelastet hat.⁴⁸²

Demzufolge gehören Standesehe und Sexualverhalten auch in *Grigia* zu völlig verschiedenen Diskursen, wie das z.Z. der Doppelmoral der Jahrhundertwende um 1900 Konvention war. Das klassische Bild der heiligen Familie – Mann, Frau, Kind – ist als unzerstörte Einheit vorhanden, denn als Gattin und Mutter steht die Ehefrau Homos beinahe ‚göttlich‘ außerhalb der Wirklichkeit, in der sich Homo befindet. Grigia ihrerseits bleibt als einfaches Naturwesen rätselhaft exotisch.

Es blieb immer etwas Grauen vor der Natur in diesem Eindruck enthalten, und man darf sich nicht darüber täuschen, daß die Natur nichts weniger als natürlich ist: sie ist erdig, kantig, giftig und unmenschlich in allem, wo ihr der Mensch nicht seinen Zwang auferlegt. Wahrscheinlich war es gerade das, was ihn an die Bäuerin band, und zur anderen Hälfte war es ein nimmermüdes Staunen, weil sie so sehr einer Frau glich. (Musil 1972: 234.)⁴⁸³

⁴⁸⁰ Pohle 1998: 29.

⁴⁸¹ Vgl. z.B. Pohle 1998: 28–32.

⁴⁸² Zweig 1996: 90.

⁴⁸³ Kursivierung von U.U.

Das Grauen, das diese *Graue* beim ‚zivilisierten‘ Mann hervorruft, macht den Diskurs der Doppelmoral explizit. Der zivilisierte Mensch der 1920er Jahre lebt in einer Welt voller Zwänge, die sein Leben bestimmen und ihn gleichzeitig der Natur entfremden. Sich fremd fühlen, Entfremdung, ist das Lebensgefühl der Zeit, das sich bei vielen Autoren der 1920er Jahre nachlesen lässt. So verlor denn auch Homo, aufgewachsen in der Welt der Doppelmoral, gegenüber den selbstsicheren, freimütigen Bergbäuerinnen „fast die Führung“ (Musil 1972: 228). Die Nachkriegszeit mit ihren zerstörten, veralteten Rollenbildern musste neue Modelle und Wege suchen.

5.3.6 Anthropologischer Diskurs

Der gesellschaftliche Umbruch in den Spuren der Industrialisierung und Urbanisierung, der im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die Lebensformen für große Bevölkerungsschichten auf materieller, sozialer und ideologischer Basis veränderte, weckte das Bewusstsein, dass traditionelle Gesellschaftsformen im Begriff standen zu verschwinden. Es wurde nun eine Aufgabe für die Wissenschaft, solche gefährdeten Lebensformen zu dokumentieren und das Wissen über sie für die Nachwelt zu bewahren. Dabei entstanden die neuen Forschungsfelder der Anthropologie, die Artefakte des Alltags, wie Inventare, Arbeitsgeräte und Kleidung, in musealen Sammlungen zusammenführten und durch schriftliche Dokumentation, z.B. alter Festtraditionen oder traditioneller Arbeitsvorgänge, festhielten.

Gleichzeitig wuchs, im Zuge der sich ausbreitenden Weltherrschaft durch Kolonialisierung, das Interesse an exotischen Völkern und deren fremden Kulturen. Diese neuen Forschungsfelder waren allgemein populär und interessierten über die eigentlichen Wissenschaftler hinaus breite Bevölkerungsschichten, was u.a. eine rasch steigende Zahl an populärwissenschaftlichen Zeitschriften beweist.⁴⁸⁴ Robert Musil kommentiert in diesem Sinne fremde Kulturerscheinungen der einheimischen Kultur wie folgt:

⁴⁸⁴ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 1: 687 und Bd. 17: 997.

Wenige Eisenbahnstunden vor den Toren der Zivilisation fängt ein Land der kernigen Kuriosa an, das uns durch die Naivität der Versuche, es zum Vorbild zu machen, unverstündlich geblieben ist; unsere heimischen Primitiven sind uns fremder als die der Südsee.⁴⁸⁵

Viele Abschnitte der Musilschen Erzählung *Grigia* lesen sich wie wissenschaftliche Dokumentationen von im Verschwinden begriffenen Lebensformen oder wie Forschungsberichte über eine fremde Kultur. Aus ethnographischem Blickwinkel beschreibt der Autor die Lebenswelt der Bergbevölkerung, deren materielle Lebensform und das Dorf. Die Wissenschaftlichkeit der Beschreibung wird z.B. deutlich in der Beschreibung der Bauart für Abtritte. Dieser normalerweise tabuisierte Ort wird hier explizit hervorgehoben, was das Interesse für die Alltagswelt der Menschen diskursiv hervorhebt. Eine explizite Nennung dieses Ortes ist auch für literarische Werke ungewöhnlich: „[...] so meinte man sich in ein vorweltliches Pfahldorf zurückversetzt, denn die Häuser standen mit der Talseite alle auf hohen Balken, und ihre Abtritte schwebten über dem Abhang.“ (Musil 1972: 225.) Hier geschieht gleichzeitig ein abwertender *Kulturvergleich*, der die beschriebene Kultur als primitiv resp. vorweltlich darstellt. Die Entdeckung der Pfahlbauten⁴⁸⁶ um die Mitte des 19. Jahrhunderts war ein diskursives Ereignis, das überall in Europa großes Aufsehen erregte und das Forschungsfeld der Urgeschichte völlig veränderte. Die Art und Weise, wie die Bergbevölkerung baut, wird hier kulturell auf die gleiche Stufe gestellt, wie die der Pfahlbauer der Urgeschichte. Dieser Vergleich setzt allerdings konventionelles Verstehen voraus. Das diskursive Ereignis, das die archäologische Entdeckung Mitte 19. Jahrhundert ausgelöst hatte, hat u.a. das Alltagswissen verändert und damit auch das, was möglich ist zu sagen. Dieses Wissen wurde als Konvention in den Interdiskurs aufgenommen. Um 1920 weiß jeder, wie eine Pfahlbauersiedlung aussieht. Die Bauart braucht nicht näher beschrieben zu werden. Hier verschränkt sich die Diskursanalyse mit der Intertextualität, da der Begriff *Pfahlbauten* als sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheit (vgl. Kap. 4.1.2 – Kontextbedeutung) fungieren und dadurch beim Rezipienten unmittelbar mit einer bestimmten Kultur und einer zeitlichen Epoche in Verbindung gesetzt werden kann.

⁴⁸⁵ Musil 1981b: 1171.

⁴⁸⁶ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 13: 36.

Der anthropologische Diskurs der Erzählung enthält Darstellungen über *Hab und Gut* der Menschen: „Da gab es billige polierte Schränke, [...] aber manchmal war ein Kochgeschirr da, aus dem schon zur Zeit Martin Luthers gegessen worden sein mochte.“ (Musil 1972: 226.) Auch die bäuerliche Tracht wird detailliert beschrieben und historisch bewertet:

braune [...] Wollkittel [...] mit handbreiten roten, blauen oder orangenen Borten, und die Tücher [...] gekreuzt über die Brust [...] durch irgend etwas in den Farben oder deren Verteilung wiesen sie weit in die Jahrhunderte der Altvordern zurück. Das war viel älter als Bauertrachten sonst. (Musil 1972: 227.)

Es werden *Arbeitsgeräte* dokumentiert, doch außer den traditionellen Geräten werden moderne Errungenschaften wie „Fliegenpapier [und] Wachstuch“ (Musil 1972: 233) als Beweise für den Kontakt mit der zivilisierten Welt erwähnt. Die Heuernte wird zu einer wissenschaftlichen Dokumentation eines *Arbeitsprozesses*:

[...] die Heuernte kam [...]. Das Heu war schon gemäht und getrocknet, mußte noch gebunden und die Bergwiese hinaufgeschafft werden. [...]. Das Mädels formt [...] auf jede nur erdenkliche Weise ein riesiges Bündel. Kniert sich hinein und zieht mit beiden Armen das Heu an sich. Legt sich [...] auf den Bauch über den Ballen und greift vor sich an ihm hinunter. Legt sich ganz auf die Seite und langt nur mit einem Arm, soweit man ihn strecken kann. Kriecht mit einem Knie, mit beiden Knien hinauf. [...] Endlich schiebt sie ihren ganzen Körper unter das mit einem Strick umschlungene Bündel und hebt sich mit ihm langsam hoch. Das Bündel ist viel größer als das bunte schlanke Menschlein, das es trägt [...]. (Musil 1972: 237.)

Ein wichtiges Feld innerhalb der anthropologischen Forschung im beginnenden 20. Jahrhundert war die **somatische Anthropologie**, d.h. das naturhistorische Wissen über die „Charaktere der Menschheit“.⁴⁸⁷ Sie untersuchte vor allem sog. „Rasseneigentümlichkeiten, [...] Schädel- und Skelettbau, [...] Proportionen der Gliedmaßen, [...] Farbe und Beschaffenheit der Haut, Haare und [...] des Auges“.⁴⁸⁸ Aus diesen Faktoren heraus beurteilte man sodann die „Fragen [...] nach seinen [des Menschen] Beziehungen zu den nächstverwandten Tieren; [...] ob ein genetischer Zusammenhang zwischen diesen [...]

⁴⁸⁷ Vgl. Brockhaus 1908. Bd. 1: 686.

⁴⁸⁸ Brockhaus 1908. Bd. 1: 686.

bestehe“.⁴⁸⁹ Dieses Forschungsfeld war zusammen mit der *Eugenik*⁴⁹⁰ (der Erbgesundheitslehre) anfangs des 20. Jahrhunderts sehr populär und allgemein als wissenschaftlich akzeptiert. In Wien war es Julius Tandler, der in den 1920er Jahren von den Ideen der Eugenik fasziniert war und diese zum Vorbild für die öffentliche Sozialpolitik machte.⁴⁹¹ In *Grigia* lautet der Diskurs der somatischen Anthropologie u. a.:

[...] so hing der Blick bei den Augen heraus und die Lippen blieben offen stehn; es [das Weib] trat in die Reihe, und auf das Zeichen begannen diese stillgewordenen Tiere hintereinander langsam [...] ein Bein vor das andre bergan zu setzen. (Musil 1972: 226.)

[...] die Bauernart zu essen [...]; sie kauen langsam, schmatzend, [...] so tanzen sie auch. Schritt um Schritt [...]. (Musil 1972: 236.)

[...] eine [...] Bäurin, die einen Schädel wie eine Aztekin hatte [...]. (Musil 1972: 239.)

[...] das scharfe Wilddiebsgesicht mit den dunklen jägerlistigen Augen [...]. (Musil 1972: 240.)

Spätestens in den 1930er Jahren führten diese Wissenschaftsbereiche zu verheerenden Folgen. Musil konnte diese noch nicht voraussehen. Sie sind uns heute jedoch durch das historische Fazit des Nationalsozialismus nur allzu bekannt. Im Diskurs des fortschreitenden 20. Jahrhunderts wurde der Begriff Eugenik resp. somatische Anthropologie zur sozio-kulturell determinierten Kommunikationseinheit, vergleichbar mit dem Begriff Auschwitz (vgl. Kap. 4.1.2).

Die **Linguistische Ethnographie** gehört zu den ältesten Gebieten der anthropologischen Forschung. Sprachkundler untersuchten schon früh den Zusammenhang zwischen Sprache und kulturellen Äußerungen.⁴⁹² Die primitive Sprache der Bergbevölkerung beschreibt Musil mit Hilfe von direkten Zitaten, denen er oft eine Erläuterung folgen lässt. Rätselhafte Ausdrücke werden zum Teil etymologisch erklärt:

Die Nos, sagte sie etwa, und statt Bein der Schenken. Der Schurz war die Schürze. [...] ‚I glock an bei Ihm‘ [...] Das waren so Worte [...], etwas angeleglichen der Gegenwart schon durch die Weite der Wanderschaft, [...] Einmal sagte

⁴⁸⁹ Brockhaus 1908. Bd. 1: 686.

⁴⁹⁰ DUW 1996: 467.

⁴⁹¹ Vgl. Tweraser 1998: 17.

⁴⁹² Vgl. Brockhaus 1908. Bd. 6: 271.

ihm Grigia [...]: ‚Denken tut er was ganz andres, i seh’s im eini‘, [...] ‚ah, das is an extrige Sküß‘. Er fragte sie, was das heißen solle, aber sie wollte nicht mit der Sprache heraus, [...] bis er soviel aus ihr herausfragen konnte, um zu erraten, daß hier vor zweihundert Jahren auch französische Bergknappen gelebt hatten, und daß es einmal vielleicht excuse geheißen habe. (Musil 1972: 236.)

Diese Erläuterungen der exotischen Sprache der Bergbevölkerung verweisen gleichzeitig auch immer wieder auf den gebildeten Status des zivilisierten Protagonisten Homo. Er versteht z.B. hier den Zusammenhang mit der französischen Sprache. Solche fortlaufend auftauchenden Verweise auf die geschulte Zivilisation kennzeichnen ebenfalls die effektiven Aussagen zur **Kulturkommunikation** resp. zu Kulturvergleichen, die konventionelles Verstehen voraussetzen. Die Frauen „gingen wie Japanerinnen“ (Musil 1972: 228) und wenn sie sich ausruhten, so setzten sie sich auf den Boden und „zogen die Knie hoch wie die Neger“ (Musil 1972: 228) oder sie lagen „auf ihren Heuhügeln wie Michel Angelos Statuen in der Mediceerkapelle zu Florenz“ (Musil 1972: 238). Alle diese Vergleiche, insbesondere letzterer, gehören zum Bildungsdiskurs der zivilisierten Stadtkultur. Mit Hilfe dieses konventionalisierten Bildungsdiskurses wird dessen Gegensatz, die naive und primitive Kultur der Bergbevölkerung, dargestellt und immer wieder historisch zurück bezogen. Die Zugehörigkeit zu diesem Diskurs wird explizit durch die Aussage gestärkt, dass die aus der Fremde zurückgekehrten Männer „nicht den scharfen Geist der Zivilisation“ (Musil 1972: 226) mit sich gebracht haben. So schildert Musil die gesellschaftliche Situation im Jahr 1926 explizit auch in nichtfiktionalen Texten (vgl. Zitat oben⁴⁹³).

5.3.7 Diskurs des Krieges als Tabu

Wie die bisher dargestellten Diskurse zeigen, spiegelt die Erzählung *Grigia* deutlich das Lebensgefühl und das Bewusstsein der 1920er Jahre wider. Zu diesem Lebensgefühl gehörte auch das Vergessenwollen des eben durchlebten Krieges, das in Verschweigen resultierte. Dieses Vergessen- und Verschweigenwollen, eine Tabuisierung des Krieges, ist mehrmals diskursiv spürbar in Musils Erzählung. Eine solche diskursiv implizierte

⁴⁹³ Musil 1981b: 1171.

Tabuisierung finden wir im dem rätselhaften Satz: „– nein, es war nicht Abenteuersucht, sondern ein aus dem Himmel niederfahrendes Messer, ein Würgengel, Engelswahnsinn, der Krieg?“ (Musil 1972: 233.) Der Kampf auf Leben und Tod, Töten und Sterben werden als Diskurs über den Tod einer Fliege rekonstruierbar:

Von einem der vielen Fliegenpapiere, die von der Decke herabhingen, war vor ihm eine Fliege heruntergefallen und lag vergiftet am Rücken, mitten in einer jener Lachen [...]. Als aber der Tod kam, faltete die Sterbende ihre sechs Beinchen ganz spitz zusammen und hielt sie so in die Höhe, dann starb sie in ihrem blassen Lichtfleck am Wachstum wie in einem Friedhof von Stille, der nicht in Zentimetermaßen und nicht für Ohren, aber doch vorhanden war. (Musil 1972: 233.)

So kommt das Trauma des Krieges implizit zum Vorschein. Krieg als nichtdiskursives Ereignis, ständig fühlbar als Untertext, tritt hier an die Oberfläche. Die Nichtdiskursivität wird bewusst gemacht. „Töten, und doch Gott spüren; Gott spüren, und doch töten?“ (Musil 1972: 234.) Auch diese Aussage gilt dem Tod der Fliege, vermittelt jedoch das Ohnmachtgefühl der Menschen gegenüber dem Kriegserlebnis und verstärkt die Nichtdiskursivität dieses Themas. Dass hier eine Nichtdiskursivität des Krieges resp. Krieg als Tabu, beschrieben wird, bestätigt auch eine bestehende Analyse von Musils Kurzgeschichte *Das Fliegenpapier*.⁴⁹⁴ Mit dem Untertitel „Notsignale auf dem ‚Fliegenpapier‘“ schreibt Ewout van der Knaap über „Musils Vergleiche von Fliegen als Kriegsoffer“⁴⁹⁵ und konstatiert u.a.:

als Musil 1913 das Fliegenpapier beobachtet, verfügte er, der ausgebildete Offizier, noch nicht über eine überwältigende Kette von Bildern vom Schlachtfeld. Das mit Gift getränkte Papier ist eine unbesiegbare Macht, und die Fliegen, die ‚wie gestürzte Aeroplane‘ daliegen, sind Opfer einer Kriegslist des Menschen.⁴⁹⁶

In der Zeit zwischen dem Entstehen des *Fliegenpapiers* und *Grigia* liegt der Erste Weltkrieg und Musil hat inzwischen diese ‚überwältigende Kette von Bildern vom Schlachtfeld‘ (vgl. oben) miterleben müssen. Er besitzt jetzt diese Bilder, die als tabui-

⁴⁹⁴ Musil 1981a: 476–477.

⁴⁹⁵ Knaap 1998: 167.

⁴⁹⁶ Knaap 1998: 167.

sierte Bilder zwar nichtdiskursiv verbleiben, aber im Sterben der Fliege doch rekonstruierbar werden.

5.3.8 Zusammenfassung der Diskurse in Musils *Grigia*

Der in *Grigia* rekonstruierbare Diskurs der Macht ist der Diskurs des Geldes und des zivilisierten Mannes. Er steht über dem ungebildeten Primitiven und fühlt sich als Gott. Gespalten wie das Männerbild ist auch das Frauenbild, das geteilt ist in das Bild der heiligen Jungfrau und der gefährlichen Naturfrau, die durch ihre Naivität eine Gefahr darstellt. Die Doppelmoral des aufgelösten Habsburger Reiches hat ihre diskursive Macht noch nicht verloren.

Begriffe der Naturwissenschaft werden interdiskursiv u.a. zur ästhetischen Beschreibung der Umwelt verwendet, während eine nähere Beschreibung des Lebens der Bevölkerung sich liest als seien sie wissenschaftliche Spezialdiskurse der Anthropologie. Hier sind es vor allem die diskursiven Formationen der Eugenik, die dem heutigen Rezipienten als historischer Diskurs auffallen. Ein konventionelles Verstehen wird beim vergleichenden Diskurs der Kulturkommunikation vorausgesetzt. Dabei verschränken sich die Diskurse oft intertextuell, da immer wieder sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheiten, wie z.B. die Namen Farrar, Rothschild, Medici und Michel Angelo, auftauchen, die beim Leser ganze Felder kultureller Wissensbestände wachrufen. Auch das typische Lebensgefühl der 1920er Jahre, mit seinen amerikanischen Einflüssen und mit seinem allgemeinen Gefühl der Entfremdung wird durch effektive Aussagen als Diskurs rekonstruierbar, während das Trauma des Krieges als nicht-diskursives Ereignis tabuisiert ist, aber trotzdem diskursiv durchbricht.

5.4 DISKURSE IN DER HISTORISCHEN ERZÄHLUNG

DIE FRAU DES RICHTERS VON ARTHUR SCHNITZLER

Die dieser Arbeit hauptsächlich zu Grunde liegende Erzählung Schnitzlers *Die Frau des Richters*, die in den vorausgehenden Kapiteln bereits unter verschiedenen Aspekten betrachtet worden ist und einleitend in Kap. 2.4 paraphrasiert wurde, soll nun ebenfalls aus der diskursanalytischen Perspektive untersucht werden.

Die primäre diskursanalytische Perspektive dieser Erzählung ist die Perspektive der Entstehungszeit, also der Jahre um 1920. Welche typischen Diskurse der Entstehungszeit können aus *Die Frau des Richters* rekonstruiert werden? Wie in Kap. 3.2.2 dargestellt, ist die Erzählung eine historische Erzählung und versucht explizit eine andere Zeit darzustellen als die Gegenwart ihrer Entstehung. Aus diesem Grunde soll eine zweite diskursanalytische Perspektive den Blick auch auf mögliche Diskurse der erzählten Zeit richten. Gibt es in dieser historischen Erzählung Schnitzlers auch Aussagen, die bereits der archäologischen Schicht des ausgehenden 18. Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende 1800 zugeschrieben werden können resp. dem Wissensstand, den Konventionen und den damals geltenden Ideologien entsprechen, so dass sie als geltende Wahrheit hätten akzeptiert werden können?

Diese Diskursanalyse soll also parallel auf zwei verschiedenen archäologischen Ebenen nach sprachlichen Artefakten suchen und die effektiven Aussagen, die sprachlich manifestierten Diskurse im Schnitzlerschen Text, in ihre jeweilige Diskurswelt hineinzustellen versuchen. Bei diesem Vergleich zwischen zeitlich verschiedenen Diskursebenen sollen Brüche im Denken, Verstehen und historischen Wissen sichtbar werden. Es gilt also, mögliche Anachronismen zum Vorschein zu bringen. Welche diskursiven Brüche zwischen den Zeitebenen konnte oder wollte Schnitzler nicht umgehen (z.B. durch das ihm bekannte historische Fazit)? Gibt es Brüche im Diskurs der 1920er Jahre?

Auf der Suche nach Diskursen der verschiedenen Zeitebenen soll sich zeigen, ob wirklich nur die effektiven Aussagen betrachtet werden können oder ob dabei auch Interpre-

tation eine Rolle spielt. Interpretation resp. hermeneutische Betrachtungen sollten, den Ideen Foucaults entsprechend, bei streng diskurstheoretischer Vorgehensweise vermieden werden (vgl. Kap. 5.1.2). Bei der praktischen Arbeit mit (literarischen) Texten zeigt sich jedoch, dass eine solche ahermeneutische Vorgehensweise kaum möglich ist. Die Rekonstruktion von Diskursen wird trotz ihrer Positivität immer schon durch das Suchraster des Rezipienten beeinflusst (vgl. Kap. 5.1.6). Dabei ist nicht immer klar erkennbar, wie groß der Anteil des hermeneutischen Einflusses wirklich ist. Durch die diachrone Gegenüberstellung der diskursiven Formationen soll dieser Anteil sichtbar gemacht werden. Der Begriff der *Hermeneutik* resp. der *Interpretation* wird hier in weitester Bedeutung als eine *Sinnkonstruktion* benutzt,⁴⁹⁷ als eine Auslegung, wie ein Text verstanden werden kann oder sollte. Nach Peter J. Brenner wird die Textauslegung dabei zu einer *Weltauslegung*, die den Text interpretatorisch in einen vorgegebenen Kulturzusammenhang hineinstellt.⁴⁹⁸

5.4.1 Autorintention

Arthur Schnitzler sieht seine historisch gestalteten Protagonisten explizit in Verbindung mit seiner eigenen Lebenswelt. In einem Brief an Wassermann 1924 kommentiert er dies folgendermaßen:

Wenn es selbst eine ‚abgetane‘ Welt wäre, – wäre sie darum ein minder würdiges Objekt für den Dichter? Wenn er Menschen, Geschehnisse von 1789, von 1520 gestalten und schildern darf, gerade hinsichtlich der Menschen von 1914 oder 1920 sollte es ihm verwehrt sein? [...] Ob eine Welt abgetan ist, mag am Ende der Historiker entscheiden [...]; unseres Amtes ist es das Gegenwärtige zu bewahren, das Versunkene heraufzubeschwören und das Zukünftige – aber ich will nicht um des Rhythmus willen eine Beiläufigkeit sagen.⁴⁹⁹

In diesem Sinne betrachtet auch Felix W. Tweraser die Spätwerke Schnitzlers, die beinahe alle in eine historische Zeit zurückverlegt sind und konstatiert, dass diese alle eine verborgene Kritik an ihrer Zeit enthalten und daher immer analog zu ihrer Entstehungs-

⁴⁹⁷ Vgl. z.B. Arnold & Detering 1996: 666, 670 (Glossar).

⁴⁹⁸ Vgl. Brenner 1998: 322.

⁴⁹⁹ Schnitzler 1984: 371.

zeit gelesen werden müssen, als Spiegel für das Österreich, das sich aus den Trümmern der alten Monarchie herauszuheben versuchte.⁵⁰⁰

The genre of historical drama allowed Schnitzler the freedom to suggest a critique of contemporary Austria by referring to analogous constellations in the past.⁵⁰¹

Folglich versucht also der Autor eine Analogie zur Vergangenheit darzustellen, um seine Gegenwart kritisch zu betrachten (vgl. Kap. 3.2.1). Doch seine Kritik ist eben eine verborgene Kritik, die nicht ohne interpretative Rezeption einfach hervortritt. Das konstatiert auch Schmidt-Dengler über die Spätwerke des Autors: „Schnitzler selbst scheint seine Texte so gebaut zu haben, dass eine direkte Bezugnahme auf Zeitergebnisse ihnen keineswegs abzulesen ist.“⁵⁰² Effektive Aussagen, die unmittelbare Zeitzeichen sind, wie sie z.B. bei Musils *Grigia* vorkommen (vgl. Kap. 5.3), sind daher in *Die Frau des Richters* kaum zu erwarten. Die folgende Diskursanalyse soll nun zeigen, ob trotzdem die diskursive Lebenswelt des Autors rekonstruiert werden kann, so wie dies in den Beispielanalysen von Kleist (Kap. 5.2) und Musil (Kap. 5.3) möglich ist. Sie soll zeigen, wie stark eine jeweilige Einbettung in die zwei vorgegebenen Zeitebenen (erzählte Zeit, Zeit des Entstehens) die Rekonstruktion der Diskurse beeinflusst und welche Brüche dabei zum Vorschein kommen.

5.4.2 Schnitzlers Lebenswelt als Interdiskurs im Werk

Eine Episode aus den autobiographischen Erinnerungen Schnitzlers berichtet, wie sein Vater im Tagebuch des knapp 17-jährigen Arthurs über dessen Liebesabenteuer liest und ihn zur Strafe

mit sich ins Ordinationszimmer (nahm) und [...] die drei großen gelben Kaposischen Atlanten der Syphilis und der Hautkrankheiten zu durchblättern (gab), um hier die möglichen Folgen eines lasterhaften Wandels in abschreckenden Bildern kennenzulernen.⁵⁰³

⁵⁰⁰ Vgl. Tweraser 1998: 29, 151.

⁵⁰¹ Tweraser 1998: 29.

⁵⁰² Schmidt-Dengler 1985: 171.

⁵⁰³ Schnitzler 1981: 86. Zu *Kaposischen Atlanten* siehe Schnitzler 1981: 346, Anm. 86.

Auf diese Weise wurde sich Arthur Schnitzler schon in jungen Jahren den Gefahren der Syphilis bewusst, der Krankheit, die „als die symbolische Krankheit“⁵⁰⁴ der Zeit um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert bezeichnet wird. Die Syphilis griff um 1900 infolge der sexuellen Doppelmoral stark um sich und stellte ein großes medizinisches Problem dar, mit dem sich Schnitzler, Jahre nach der Bekanntschaft durch die Bücher seines Vaters, intensiv beschäftigte. Als Abteilungsarzt für Hautkrankheiten und Syphilis am Wiener Allgemeinen Krankenhaus studierte er speziell syphilitische Erkrankungen an Rachen und Kehlkopf.⁵⁰⁵ Die Krankheit und ihre Folgen waren demnach ständig im Bewusstsein Schnitzlers und kommen auch thematisch immer wieder in seinem Werk vor. So spricht denn auch Richter Adalbert in *Die Frau des Richters* vom üblen „Lebenswandel“ des jungen Fürsten und „der abscheulichen Krankheit [...], die man mit gutem Grund die ‚Franzosen‘ nenne“ (Schnitzler 1996: 88). Dies ist eine effektive Aussage, die ohne weiteres in die Lebenswelt und -zeit Schnitzlers passt und zur Diskurswelt der Zeit des Erzählens gehören kann.

Die Syphilis ist jedoch schon seit Jahrhunderten bekannt und gefürchtet. Ihre Bezeichnung als die „Franzosen“ resp. die „Franzosenkrankheit (Morbus gallicus)“⁵⁰⁶ geht schon auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurück, wo sich diese Krankheit im französischen Heer stark verbreitete. Die Aussage kann somit auch als diskursive Formation der erzählten Zeit rekonstruiert werden, denn auch um 1800 war die Krankheit berüchtigt und gefürchtet. Ein wirksames Heilmittel dagegen war damals noch längst nicht bekannt. Den Krankheitserreger entdeckte man erst 1905,⁵⁰⁷ d.h. zu Lebzeiten Schnitzlers, und erst dieses neue Wissen ermöglichte allmählich eine effektive Behandlung, so dass die Krankheit langsam ihre Gefährlichkeit verlor und ihre Diskursivität abzunehmen begann.⁵⁰⁸

⁵⁰⁴ Scheible 1986: 24.

⁵⁰⁵ Vgl. Weinzierl 1998: 22.

⁵⁰⁶ Brockhaus 1908. Bd. 15: 548.

⁵⁰⁷ Brockhaus 1908. Bd. 15: 547.

Aus dem Wortlaut der Aussage selbst lassen sich keine Schlüsse auf den Zeitpunkt der Erwähnung schließen. Die Tabuisierung der Krankheit – sie wird ja nicht beim richtigen Namen genannt, sondern als ‚die Franzosen‘ umschrieben – ist als Interdiskurs nicht zeitlich festlegbar, sondern als im Volksmund geläufiger und verständlicher Interdiskurs beider Zeitebenen zu betrachten. Hier erweist sich somit das diskursive Umfeld, das jeweils betrachtet wird, als ausschlaggebend für die zeitliche Einreihung. Die Aussage kann daher verschiedenen archäologischen Ebenen als diskursive Formation zugeschrieben werden und stellt keinen Bruch zwischen der erzählten Zeit und der Zeit des Entstehens dar, sondern repräsentiert eher eine Kontinuität im Wissen und Verstehen. Sie unterliegt damit auf beiden Zeitebenen denselben Konventionen dessen, was und wie etwas gesagt werden konnte. Auf beiden Zeitebenen konnte man sich ‚mit gutem Grund‘ vor dieser Krankheit fürchten. Zu der Stereotypie des ‚Französischen‘ als Synonym für Sittenlosigkeit, mit Paris als Zentrum, vgl. auch Kap. 3.2.2.2.

Die berufliche Weiterentwicklung führte Schnitzler bald zur Psychoanalyse und weckte sein allgemeines Interesse für „die psychologische Durchdringung des Seelenlebens“.⁵⁰⁹ Ulrich Weinzierl sagt dazu:

Kein Schriftsteller, weder in Österreich noch im Ausland, wurde und wird in so engem Zusammenhang mit Sigmund Freud gesehen wie Arthur Schnitzler – die ‚Doppelgänger‘-Metapher begleitet und verfolgt ihn als postumer Schatten.⁵¹⁰

Die Einsicht in das Seelenleben der Menschen verwaltet Schnitzler nicht nur als Arzt am Patienten. Er lässt diese Einsicht immer wieder in seiner Dichtung zum Vorschein kommen. Sie erscheint somit auch diskursiv in *Die Frau des Richters*, denn wie der Arzt, so hat auch der Richter einen Beruf, der „Einblick in andere menschliche Seelen erfordert“ (Schnitzler 1996a: 113).

⁵⁰⁸ Im 21. Jahrhundert ist die Diskursivität der Krankheit nahezu verblasst. Hier besteht ein eindeutiger Bruch in dem was für uns heute möglich ist zu denken, zu unseren Konventionen und dem Wissen vor hundert Jahren.

⁵⁰⁹ Balzer & Mertens 1990: 358.

⁵¹⁰ Weinzierl 1998: 63.

Die Doppelgängermetapher (vgl. Zitat oben und Kap. 2.1) bestätigt die Theorie, dass in der bestehenden Ordnung die allgemeinen Voraussetzungen da waren, damit z.B. die Freudschen Ideen auf der Ebene des positiven Unbewussten allgemein akzeptiert werden konnten. Sie passten in die bestehende Ordnung der Dinge und lagen in „Koexistenz“⁵¹¹ mit anderen gesellschaftlichen Entwicklungen und anderen effektiven Aussagen (vgl. Kap. 5.1.1).

Freuds Theorien über das Unbewusste führten zu einer allgemeinen Verunsicherung des Menschen. Das Bild des Menschen von sich selbst war nun nicht mehr einheitlich, sondern gespalten. Diese Persönlichkeitsspaltung stellte die herkömmliche Auffassung von *normal* und *abnormal* in Frage. Was ist gesund und was krank? Die Grenzen wurden fließend und unscharf, denn die menschliche Seele pendelt leicht hin und her zwischen diesen Begriffen. Viele, darunter auch Musil, kamen zur Einsicht, „dass geisteskrankes Verhalten nur ein Extremfall des normalen ist“,⁵¹² konstatiert Gerd Müller. Die Protagonisten in der Erzählung *Die Frau des Richters* stellen oft ihre eigene oder die Normalität ihres Gegenspielers in Frage; einige Beispiele:

[...] da er mit Händen und Füßen um sich schlug, sich überhaupt gebärdete wie ein Wütender, [...] (Schnitzler 1996a: 97.)

Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn. Gefahren überall – es war, um toll zu werden. (Schnitzler 1996a: 105.)

[...] und was er sich zu eigenem Staunen fast wie einen, der gar nicht er selber war, sagen hörte, [...] (Schnitzler 1996a: 115.)

Und so stürzte er, von seiner Angst völlig um alle Besinnung gebracht, [...] (Schnitzler 1996a: 128.)

Adalbert, mit einemmal wie gefällt, brach zusammen. Auf dem Boden liegend, wimmerte er eine Weile vor sich hin, plötzlich brüllte er auf wie ein wildes Tier. (Schnitzler 1996a: 131.)

Diese veränderte Auffassung von *normal* resp. *abnormal*, die in Freuds Theorien der Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert kulminierte, zeichneten sich jedoch schon hundert Jahre früher ab, nämlich als die medizinische Wissenschaft anfang, sich für das *Was?*, *Wie?* und *Warum?* in der Sprache der sog. Wahnsinnigen zu interessieren.⁵¹³

⁵¹¹ Foucault 1995: 184.

⁵¹² Müller 1971: 199.

⁵¹³ Vgl. Foucault 1993: 9.

Diese beginnenden Veränderungen in der Betrachtungsweise der Geisteskranken fällt mit Veränderungen des medizinischen Diskurses um 1800 im Allgemeinen zusammen, „eine Veränderung, die Gegenstände [...], Techniken der Beobachtung, des Aufspürens des pathologischen Herdes, der Registrierung auftauchen ließ“⁵¹⁴ (vgl. Kap. 5.1.1). Setzt man die oben zitierten Aussagen über das unnormale Benehmen Adalberts nicht bewusst in die Zeit von Freuds Lehre und Schnitzlers Autorschaft, wird die Zugehörigkeit zum Diskurs kaum mehr so eindeutig, denn auch die Protagonisten bei Kleist zweifeln immer wieder an ihrer Normalität und haben Angst, sie selbst oder andere würden den Verstand verlieren. In *Die Marquise von O...* findet man z.B. Aussagen wie:

Sie [...] hielt sich für verrückt [...]. (Kleist 1968: 100.)

[...] und das augenblicklich, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. (Kleist 1968: 101.)

„Komm, [...]“, sagte Frau von G..., die für ihren Verstand zu fürchten anfing. [...] die Marquise sagte, daß sie wahnsinnig werden würde, [...]. (Kleist 1968: 102.)

[...] der ihn für seiner Sinne völlig beraubt hielt, [...]. (Kleist 1968: 106.)

Ich werde wahnsinnig werden, [...]. (Kleist 1968: 116.)

Das zeigt, dass schon zu Kleists Zeit die Grenzen zwischen geistig normal und krank fließend waren. Der Vergleich zwischen den Aussagen bei Schnitzler und Kleist deutet somit auf keinen wirklichen Anachronismus im Interdiskurs der Protagonisten hin. Es lässt sich kein Bruch im konventionellen Verstehen von normalem resp. abnormalem Benehmen, der Vorstellung von Wahnsinn und Normalität, zwischen den zwei Zeitebenen feststellen. Es ist ganz rezeptionsabhängig, welchem Diskurs die Aussagen zugeordnet werden.

Wichtige Themen für Schnitzler waren *Traum* und *Traumdeutung*. Er notierte selbst über 600 seiner eigenen Träume im Tagebuch,⁵¹⁵ da er ihnen immer eine große Bedeutung zusprach. Oft versuchte er, seine Träume selbst zu deuten und verarbeitete sie immer wieder dichterisch in seinen Werken. Dies tat er parallel zur Zeit der Erscheinung von Freuds Werk *Traumdeutung* und nicht etwa in dessen Folge,⁵¹⁶ was ebenfalls

⁵¹⁴ Foucault 1995: 242.

⁵¹⁵ Weinzierl 1998: 80.

⁵¹⁶ Vgl. Weinzierl 1998: 65.

zu der Metapher *Doppelgänger* beitrug. Schnitzler beschäftigte sich dabei u.a. mit der Frage: Was ist Traum und was Wirklichkeit?

So sind denn auch für den Richter Adalbert in *Die Frau des Richters* die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit nicht immer deutlich: „Für einen Augenblick war ihm, als sei alles, was sich seit gestern abend begeben, doch nur ein böser Traum gewesen und nicht mehr.“ (Schnitzler 1996a: 132.) In Reflexion auf die Entstehungszeit der Erzählung können des Richters Zweifel dem typischen Diskurs dieser Zeit, mit ihrem typischen Psychologisieren, zugeschrieben werden. Als Aussage ohne diesen typischen Zeitbezug, kann sie jedoch auch zum Interdiskurs einer völlig anderen Zeitebene gerechnet werden. Die Aussage selbst trägt keine deutliche Spur einer bestimmten Zeitebene. Eine Rekonstruktion als historischer Diskurs ist nur interpretativ zu erreichen, durch eine Einbettung in einen vorgegebenen Kulturzusammenhang (vgl. oben), d.h. durch einen gesteuerten Blick durch die Leserbrille. Mit obgenannter Interpretation stellt sich hier demnach die Frage, ob dem Autor das eingangs zitierte Unterfangen, „das [...] Gebiet des Psychologismus“⁵¹⁷ zu verlassen (vgl. Kap. 2.3), doch nicht ganz gelungen sei, dass also Schnitzler trotz allem auch in *Die Frau des Richters* dem Psychologismus treu geblieben ist.

5.4.3 Gesellschaft im Diskurs

Wie oben in Kap. 2.5.1 dargestellt wurde, war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in ganz Europa eine unruhige Zeit. Arbeitslosigkeit, soziale Unruhen, Streiks und Inflation sind Stichworte dafür. Unter dem Eindruck der Russischen Revolution kämpften in den neu gebildeten Staaten, die als Demokratien zu fungieren versuchten, sozialdemokratische und kommunistische Ideologien gegen Konservatismus und Reaktion. In Wien litt man in den 1920er Jahren stark unter diesen sozialen Unruhen, denn die Streiks und Demonstrationen arteten z.T. in Gewalttätigkeiten aus. Es bildeten sich paramilitärische Organisationen rechter und linker Gruppierungen, die sich gegenseitig bekämpften und die die wirtschaftlich schwache, sog. Rumpfrepublik, mehrmals an den Rand eines

⁵¹⁷ Schnitzler 1984: 784.

Bürgerkrieges führten.⁵¹⁸ Der Diskurs der allgemeinen Unzufriedenheit, der sozialen Unruhen, des politischen (Un)Willens mit dem Ruf nach Umsturz und Revolution lässt sich in *Die Frau des Richters* folgendermaßen lesen:

[...] es (fehlte) auch hier nicht an Unzufriedenen und Aufmuckern [...].
(Schnitzler 1996a: 77.)

Und unvermittelt erklärte er den Tag als nicht mehr fern, an dem das Schloß Karolslust [...] und manches andere Schloß von ähnlicher Bestimmung spurlos vom Erdboden verschwunden sein werde – und nicht diese Schlösser allein. [...] mit einem Geruch von Blut und Brand. (Schnitzler 1996a: 85.)

„Aber es könnte wohl sein, daß mein Wort auch von hier aus ins Weite dränge und sich an meinem Spruch eine Fackel entzündete, die über ganz Deutschland leuchtete.“ (Schnitzler 1996a: 93.)

„Ich erkläre jedes Verbot als unsinnig“, sagte Tobias, „durch das zugunsten eines Mächtigen die Freiheit von tausend Geknechteten willkürlich beschränkt wird. Und ich erkenne eine Welt nicht an, in der dem einen unbeschränkte Gewalt verliehen ist zu befehlen, und hunderttausend andere verdammt sind, ihm zu gehorchen [...].“ (Schnitzler 1996a: 99.)

„Deine Gefährten will ich kennenlernen, die gleichen Sinnes sind mit mir und mit dir, daß wir uns gemeinsam beraten alle, was zu tun, um das Unrecht und die Schmach aus der Welt zu schaffen und die Tyrannen zu stürzen.“ (Schnitzler 1996a: 125.)

„Und wenn einer den Anfang machen sollte mit den Dingen, die doch einmal geschehen müssen, daß Ordnung, Gerechtigkeit und Gleichheit geschaffen werde in der Welt – ich glaube wohl, daß ich der Richtige gewesen wäre, es zu tun.“ (Schnitzler 1996a: 130.)

Die hier zitierten effektiven Aussagen der sozialen Unzufriedenheit und der Aufforderung zur Revolution können ohne weiteres dem Diskurs der Jahrhundertwende um 1900 und den politischen Kämpfen bis in die Nachkriegsjahre um 1920 (u.a. auch der Russischen Revolution) zugeschrieben werden. Tweraser konstatiert:

the central theme of *Die Frau des Richters* is the struggle of the forces of revolution and change against those of reaction and continuity. This struggle became one of the defining political debates of the Austrian First Republic.⁵¹⁹

⁵¹⁸ Vgl. Bracher 1992: 140, 141.

⁵¹⁹ Tweraser 1998: 52.

Die effektiven Aussagen über die soziale Unzufriedenheit sind aber *nicht* explizit *nur* als Diskurs vor und nach der Zeit des Ersten Weltkrieges (re)konstruierbar. Als Ausdruck für den Kampf gegen konservative, reaktionäre Kräfte können sie ebenso als diskursive Formationen der Französischen Revolution, der Revolutionskämpfe um 1848 oder des aufkommenden Marxismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts rekonstruiert werden. Eine Zuschreibung zu einer dieser Zeitebenen ist unbedingt leser- resp. kontextabhängig. Auf beiden untersuchten Zeitebenen gibt es, wie festgestellt, ‚Unzufriedene und Aufmuckerer‘, beide sind vom ‚Geruch nach Blut und Brand‘ geprägt und von sozialer ‚Aufruhr‘ durch den Kampf gegen die ‚Gewaltherrschaft‘ erschüttert. Auf beiden Zeitebenen zeichnet sich eine Polarisierung von verschiedenen Gesellschaftsschichten ab, die sich jeweils als ‚Gleichgesinnte‘ sammeln. In der historischen Erzählung haben diese effektiven Aussagen somit die Funktion, die Geschichte in die Zeit der Französischen Revolution einzubetten. Die autorbedingte, naheliegende Analogie zum 20. Jahrhundert wird erst vom jeweiligen Leser impliziert, der das historische Fazit der verschiedenen Zeitebenen kennt und ein allgemeines Wissen über den Text und den Autor von *Die Frau des Richters* besitzt.

Ein eingehendes Studium der jeweiligen ideologischen Hintergründe und Ziele – Französische Revolution, Marxismus, Russische Revolution – kann möglicherweise vorhandene Brüche im Diskurs erscheinen lassen. Dabei wären die revolutionären Schriften und Reden der verschiedenen Perioden als Spezialdiskurse näher zu untersuchen und die jeweiligen Ziele zu analysieren. Nur aus dem Interdiskurs der Protagonisten allein lassen sich die Brüche nicht erkennen. Daher liest sich dieser Diskurs einerseits als Zeitzeichen in der historischen Erzählung, andererseits (durch Leserinterpretation) auch als Zeitzeichen der Entstehungszeit.

Die Aussage, „daß Ordnung, Gerechtigkeit und Gleichheit geschaffen werde“ (Schnitzler 1996a: 130; vgl. oben), erinnert stark an die bekannte Devise der Französischen Revolution: ‚Liberté, Égalité, Fraternité‘ – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – obwohl sie nicht wortgleich ist. Ihre Zusammensetzung und die teilweise wörtliche

Übereinstimmung lässt sie als sozio-kulturell determinierte Kommunikationseinheit⁵²⁰ (vgl. Kap. 4.1.2) fungieren. Es läge demnach nahe, diese Devise dem Diskurs des 18. Jahrhunderts, also dem Diskurs der erzählten Zeit, zuzuordnen. Liegt aber nicht gerade hier durch die ausgetauschten Begriffe ein Bruch vor?

Das Wissen im 20. Jahrhundert über die Wirren und Folgen der Französischen Revolution zeigt uns, dass es – falls man überhaupt von Zielen sprechen kann – kaum das erste Ziel der Französischen Revolution war, ‚Ordnung‘ zu schaffen. Es war hingegen eines der Hauptziele der Regierungen nach dem Ersten Weltkrieg, wieder Ordnung ins Leben der Menschen und der Staaten zu bringen. Diese Textstelle kann als möglicher Bruch zwischen den Diskursen der zwei Zeitebenen gesehen werden, als ein Anachronismus, mit dem *Die Frau des Richters* diskursiv in die 1920er Jahre platziert werden kann.

5.4.4 Fazit der Geschichte

Der junge Herzog Eberhardt XVII., der eigentlich ein moderner Fürst sein möchte und etliche Erneuerungen anstrebt – „die Institution der Gartenmägdelein [...] denke ich abzuschaffen, wie es noch mit manchem anderem in diesem Lande geschehen wird“ (Schnitzler 1996a: 117) – verfällt schlussendlich doch wieder in die herkömmlichen Lebensgewohnheiten seiner Vorfahren und „ward binnen kurzer Frist ein Fürst von ganz ähnlicher Art, wie seine Ahnen es gewesen“ (Schnitzler 1996a: 134). Die Reaktion gegen die revolutionären Kräfte, die starke Macht der Gewohnheit, die Althergebrachtes bewahren und aufrechterhalten will, überlebt. Die Traditionen erweisen sich als stärker und die Reformen werden vergessen. Das ist weitgehend das historische Fazit der Französischen Revolution und der Veränderungsarbeit der reformfreundlichen Fürsten in Deutschland um 1800. Der Diskurs kann demnach als historischer Diskurs einer Zeit mit Distanz zur eigentlichen, unmittelbaren Revolutionszeit rekonstruiert werden (vgl. Kap. 2.5.2). Dank dieses historischen Fazits sind sich die reaktionären Kräfte ihrer Macht bewusst und fühlen sich kaum bedroht, denn der Verlauf der Geschichte beweist,

⁵²⁰ Vgl. Holthuis 1993: 133.

dass sie stärker sind. Zu diesem Phänomen konstatiert Hayden White: „It is only from *our* knowledge of the *subsequent* history [...] that we can presume to rank events in terms of their world historical significance [...].“⁵²¹ Daher braucht auch Schnitzlers Fürst Eberhardt XVII. keine Angst vor Tobias zu haben. Er ist sich seiner Stärke bewusst, wenn er sagt:

„Dergleichen Subjekte sind nicht ernst zu nehmen. Zum mindesten bedeuten sie nichts für sich allein. Vereint mit vielen ihresgleichen und innerhalb einer aufgeregten Masse können sie wohl Unheil stiften, aber hierzulande besteht wenig Gefahr, daß die Ansichten, die der närrische Mensch [...] zum besten gab, bei meinen wohlgesinnten Untertanen irgendwelchen Widerhall fänden.“ (Schnitzler 1996a: 114.)

Wie in Kap. 3.2.2 dargestellt wurde, kann der Zeitpunkt der Rückkehr des Fürsten aus Paris auf die Zeit vor dem Ausbruch der Französischen Revolution (1789) festgelegt werden. Es ist daher unwahrscheinlich, dass Eberhardt oder seine Zeitgenossen obige Rede schon so hätten halten können. Kleists Zeitgenossen hingegen, nach der Jahrhundertwende 1800, wussten bereits wie schwer es ist, traditonelles Denken zu verändern und wie stark die reaktionären Kräfte dadurch sind. Das Fazitwissen, das Schnitzler und seine Zeitgenossen besaßen, umfasste inzwischen auch andere revolutionäre Einbrüche. Mit diesem Wissen betrachtet Schnitzler die sozialen Strukturen im neuen Österreich mit seinem völlig veränderten Gesellschaftssystem und konstatiert, wie wenig sich die Nachkriegsgesellschaft wirklich gewandelt hat:

Eine gewisse soziale Umschichtung – bei uns in Österreich in höchst bescheidenem Maße – hat sich vielleicht vollzogen; aber wo ist in Wirklichkeit ein Zusammenbruch, [...] wo die geringste Wandlung im ideellen Sinn zu bemerken?⁵²²

Weder der Krieg noch die neue Staatenbildung haben die sozialen und geistigen Verhältnisse tiefgreifend verändern können. „Für Schnitzler war [auch] die Revolution von 1918/1919 ein [...] Umsturz, der nur Oberflächenphänomene wie die Staatsform, nicht

⁵²¹ White 1981: 9, 10. (Kursivierung bei White.) Zum Problem der retrospektiven Bedeutungserklärung in der Geschichtsschreibung vgl. auch White 1990: 56.

⁵²² Schnitzler 1984: 371.

aber die Menschen geändert hatte“,⁵²³ wie das schon gut hundert Jahre früher der Fall gewesen war. Weinberger kommentiert: „In the end, only power counts, and both Adalbert and Klenk, law and revolution, are shown to be flawed and therefore ineffective advocates of enlightenment.“⁵²⁴

Das Wissen über den Verlauf der Geschichte braucht die zeitliche Distanz und ist daher ein Anachronismus in der erzählten Zeit. Hier besteht also ein Bruch zwischen dem, was in der erzählten Zeit möglich war zu wissen resp. zu denken, und dem Wissen zur Zeit der Entstehung der Erzählung. Bei näherer Betrachtung wird dieser diskursive Bruch jedoch nicht durch die Positivität der effektiven Aussagen selbst rekonstruierbar, sondern erst durch das Interpretieren des Gesagten in Zusammenhang mit dem gleichen Fazitwissen, das schon der Autor besaß.

5.4.5 Historischer Missgriff ? – Handel und Gewerbe im Diskurs

Auf seiner Visitation im „Landstädtchen Karolsmarkt“ (Schnitzler 1996a: 76) hat „der Herzog [...] einige Handwerker aufgesucht; so einen Goldschmied, dem er ein paar Schmuckstücke abgekauft“ (Schnitzler 1996a: 103) hat. Kann diese Aussage als historischer Missgriff des Autors aufgefasst werden?

Nach Sabine Barnowski-Fecht galt die Goldschmiede im 18. Jahrhundert als ein „typisches Residenzstadthandwerk“.⁵²⁵ Es ist daher kaum anzunehmen, dass in dem ‚Landstädtchen Karolsmarkt‘ ein solcher Handwerker tätig gewesen sein kann, der dem Fürsten hätte Schmuck verkaufen können. Karolsmarkt lag nur etwa zweieinhalb bis dreieinhalb Wagenstunden von der Residenzstadt entfernt (vgl. Schnitzler 1996a: 76). Außerdem konnte der Markt für Goldschmuck in Karolsmarkt kaum sehr groß sein. Betrachtet man die Tatsache, dass die allgemeine Geschichtsschreibung „den Sigmaringern [...] eine wirtschaftliche und infrastrukturelle Rückständigkeit und eine bis in

⁵²³ Perlmann 1987: 161. Vgl. auch Magris 1966: 239–244.

⁵²⁴ Weinberger 1989: 261.

⁵²⁵ Barnowski-Fecht 1999 [online]: 75.

die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg anhaltende Dominanz der Landwirtschaft“⁵²⁶ zuschreibt, erscheint die Aussage leicht als ein Bruch im konventionellen Verstehen im Bereich von Handel und Gewerbe. Die Selbstverständlichkeit, dass man überall beinahe jede Ware kaufen kann, ist eine Denkform, die sich erst im Laufe des 19. und speziell des 20. Jahrhunderts herausbilden konnte und entspricht somit nicht den Konventionen der erzählten Zeit.

5.4.6 Historischer Missgriff? – Schule im Diskurs

Schule, Schulhaus, Unterrichtsstunde und *Pause* zwischen den Schulstunden sind Ausdrücke, die im 20. Jahrhundert ohne Weiteres den Normen entsprechen und eine durchgehend konventionelle Verwendung im Interdiskurs haben. Ein konventioneller Gebrauch dieser Begriffe um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist jedoch nicht ebenso selbstverständlich. Wir können aus *Die Frau des Richters* folgendes erfahren: „In der Pause zwischen zwei Schulstunden, ließ sich Adalbert einfallen, dem Freund [...] zum Ankauf von Brot und Wurst ein paar Silbergroschen anzubieten [...]“ (Schnitzler 1996a: 80.)

Mit Hilfe der implizierten historischen Angaben in der Erzählung (vgl. Kap. 3.2.2) kann man berechnen, dass Adalbert und Tobias um 1750 zusammen zur Schule gegangen sein müssten. Damals waren jedoch Schulen, Unterricht und Schullehrer oder Schulhaus noch keine Selbstverständlichkeiten. Eine allgemeine Schulpflicht „für ganz Preußen [wurde erst] durch das Generallandschulrecht Friedrichs II. [...] 1763“⁵²⁷ eingeführt, doch

sind Friedrichs II. Pläne zur Einrichtung eines obligatorischen Elementarschulwesens ohne gravierende Auswirkungen geblieben. [...] [D]ie Schulgesetzgebung [...] schrieb für alle Kinder vom fünften bis zum dreizehnten Lebensjahr die Schulpflicht vor. [...] Doch der Erlass wurde nicht allzu ernstgenommen, da es an guten Lehrern fehlte und die Eltern, die für die Kinder das Schulgeld bezahlen mußten, zumeist zurückhaltend reagierten.⁵²⁸

⁵²⁶ Landratsamt Sigmaringen 2003 [online].

⁵²⁷ Brockhaus 1908. Bd. 14: 647.

⁵²⁸ Mandrou 1992: 258.

Schon im frühen 17. Jahrhundert wurden vereinzelt die ersten Forderungen an eine allgemeine Schulpflicht laut, trotzdem „(zeigte) (d)ie tatsächliche Situation ein weniger erfreuliches Bild“.⁵²⁹ Vor allem in ländlichen Verhältnissen hatte man Schwierigkeiten, die Kinder regelmäßig in der Schule zu behalten und in den Städten bereiteten nicht zuletzt Unterrichtsräume und Lehrermangel Schwierigkeiten. „Die meisten Gemeinden besaßen noch kein eigenes Schulgebäude [...]. Waren Schulräume vorhanden, dann boten sie häufig genug ein Bild völliger Verwahrlosung.“⁵³⁰ Diesem trostlosen Bild zum Trotz, beginnt Karl Eberhardt XVII. seinen Besuch gerade im Schulhaus, denn

[...] in die Gerichtsstube (drang) die Kunde, daß der junge Herzog in Karolmarkt [...] eingetroffen und vor dem Schulhause abgestiegen sei, wo er nun einer Unterrichtsstunde beiwohnte. (Schnitzler 1996a: 94.)

Kann das ‚wirtschaftlich und infrastrukturell rückständige‘, ländliche Karolmarkt (vgl. oben) tatsächlich ein Schulhaus aufweisen, dem der Fürst seinen ersten Besuch abstaten würde? Die Erzählung gibt keinen Aufschluss darüber, welche Art von Schule der Fürst besucht. Eine ‚Volksschule‘, die jedem Kind offen stand ist ein Produkt des späten 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts und verdankt ihre Entwicklung vor allem der Arbeit Humboldts.⁵³¹ Ein Gymnasium in der Residenzstadt Sigmaringen wurde erst „1818 vom Fürsten“⁵³² gegründet. Ein anderes Problem der Schulen im 18. Jahrhundert waren die Lehrer.

Eine besondere Qualifikation der Schulmeister wurde nicht gefordert [...]. Wer sich zum Lehrer berufen fühlte (Theologen ohne Pfarrstelle, Studenten ohne Abschluß, Handwerker, abgedankte Soldaten u.a.), wurde [...] angenommen.⁵³³

Der Bildungsstand der Lehrer verbesserte sich nur allmählich. Erst als man um die Mitte des 18. Jahrhunderts anfang Schullehrerseminarien zu gründen,⁵³⁴ wurde die Situation besser. In *Die Frau des Richters* erfahren wir, „daß der Herzog [...] sich jetzt

⁵²⁹ Kiesel & Münch 1977: 68.

⁵³⁰ Kiesel & Münch 1977: 68.

⁵³¹ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 14: 636 und Mueller-Vollmer 1990: 74, 75.

⁵³² *Brockhaus* 1908. Bd. 14: 970.

⁵³³ Kiesel & Münch 1977: 69.

⁵³⁴ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 14: 636.

eben in der Kirche aufhalte, [...] um sich von dem Schullehrer, der als geschickter Organist bekannt war, auf der Orgel vorspielen zu lassen“ (Schnitzler 1996a: 103). Dem Diskurs der erzählten Zeit gemäß entspräche eher, dass ein Mann der Kirche, mit theologischer Ausbildung oder ein ausgebildeter Organist, sich als Schullehrer beschäftigte. In vorliegendem Fall ist es gerade umgekehrt und der Schullehrer wird als geschickter Organist charakterisiert.

In *Die Frau des Richters* erfährt der Leser weiter, dass Tobias „durch den frühen Tod des Schlossermeisters [seines Vaters], der die Seinen vermögenslos zurückgelassen“ (Schnitzler 1996a: 79), plötzlich in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist. Diese Schwierigkeiten trennten ihn sozial immer mehr von Adalbert. Daher ist es erstaunlich, dass Tobias immer noch zur Schule gehen kann, denn „(d)ie an den Unterrichtsbesuch gebundene Einrichtung eines Schulgeldes war für die Unterschichten kaum erschwinglich.“⁵³⁵ Wir erfahren explizit, dass Tobias kein Geld zum „Ankauf von Brot und Wurst“ (Schnitzler 1996a: 80, vgl. oben) hat, aber über ein Schulgeld erfährt der Leser nichts. Nichts weist auf eine Tabuisierung dieses Themas hin. Ein Schulgeld kommt auch implizit nicht zum Vorschein und verbleibt daher nichtdiskursiv. Die explizit finanzielle Notlage der Mutter von Tobias hat keine Folgen für seinen weiteren Schulbesuch, aber „(i)n der Schule [...], soweit es Tobias überhaupt beliebte, sie zu besuchen, wollte er immer weniger gut tun“ (Schnitzler 1996a: 81). Der finanzielle Wert der Schule ist also für Tobias gering, im Gegensatz zu seinen sozialen Problemen. Eine finanzielle Aufopferung mütterlicherseits für ein eventuelles Schulgeld wird nicht erkennbar, obwohl „Witwen“ zu der Gruppe „Hilflose aller Art“⁵³⁶ gezählt wurden und nicht selten betteln gehen mussten.

Schulbesuch und Schulhaus konventionalisiert als Norm, sowie das Fehlen jeglichen implizierten Schulgeldes, können als historischer Missgriff des Autors aufgefasst werden. Auch die Aufwertung der Berufskompetenz des Lehrers und dessen gesellschaftlicher Stellung als Autorität ist kaum der erzählten Zeit gemäß – das Freundschaftsver-

⁵³⁵ Kiesel & Münch 1977: 68.

⁵³⁶ Kiesel & Münch 1977: 59.

hältnis zwischen Adalbert und Tobias war „in den Augen der Lehrer [...] eine unfäßbare, jedenfalls höchst beklagenswerte Verirrung“ (Schnitzler 1996a: 81). Die vollständige Konventionalisierung des Schulbesuchs für Jugendliche um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ohne finanzielle Not der Mittellosen und mit ausgebildeten (kompetenten) Lehrkräften an festgelegtem Ort (einem Schulhaus), der einer Visitation des regierenden Fürsten standgehalten hätte, entspricht nicht der sozialen Realität der erzählten Zeit. Es entspricht aber der sozialen Realität des Autors um 1920 und kann daher dem Interdiskurs zur Zeit der Entstehung von *Die Frau des Richters* zugeordnet werden.

Die Abweichung von der historischen Wirklichkeit obgenannter Aussagen unterstreicht die Fiktivität des Textes. Der Autor hält sich hier nicht an Tatsachen. Er befindet sich mit diesen Textstellen nicht in der Diskurswelt des erzählten Geschehens um die Mitte resp. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sondern geht von seiner eigenen Diskurswelt aus. Die hier aufgezeigten historischen Fakten haben für den Verlauf der Erzählung keine eigentliche Bedeutung. Das kann der Grund sein, warum der Autor diesen veränderten Konventionen, diesen historischen Missgriffen, keine größere Aufmerksamkeit geschenkt, sondern sie für seine fiktive Erzählung verwendet hat.

5.4.7 Diskurs der Macht

Foucault weist darauf hin, dass sich gemäß des „juridisch-philosophischen Denken[s] des 16. und 17. Jahrhunderts [...], das Problem der Macht auf das Problem der Souveränität beschränkt hat“,⁵³⁷ dass jedoch Machtbeziehungen eigentlich „(z)wischen jedem Punkt eines gesellschaftlichen Körpers, zwischen einem Mann und einer Frau, in einer Familie, zwischen einem Lehrer und seinem Schüler, zwischen dem der weiß und dem der nicht weiß verlaufen“.⁵³⁸ Er spricht also von „der Allgegenwart der Kräfteverhältnisse“.⁵³⁹ Daher ist jeder Diskurs Ausdruck von Macht und Machtrelationen, entweder in Form des herrschenden Diskurses, der Konventionen oder als Gegendiskurs (vgl. Kap. 5.1.3). In diesem Sinne gibt es in *Die Frau des Richters* Machtbeziehungen

⁵³⁷ Foucault 1978: 109.

⁵³⁸ Foucault 1978: 110.

⁵³⁹ Foucault 1978: 113.

zwischen allen Protagonisten. Die Machtbeziehungen verlaufen nicht nur einseitig von oben nach unten, d.h. vom Souverän (dem Fürsten) zu seinen Landsleuten oder vom Richter zu den Angeklagten, sondern antagonistisch, wie z.B. zwischen den Eheleuten Agnes und Adalbert (vgl. Kap. 5.4.8 und 5.4.9), zwischen den Freunden Tobias und Adalbert, zwischen Vater und Sohn („Karl Eberhard XVI. [und] Karl Eberhardt XVII. [sic!]“ – Schnitzler 1996a: 76 und 134), Schwiegervater und Schwiegersohn (Bürgermeister und Adalbert) und zwischen Bruder und Schwester (Tobias und seine Zwillingsschwestern). Auch zwischen Frau Agnes und Tobias besteht ein Machtverhältnis resp. ein Machtkampf und zwischen dem Richter und dem Fürsten Eberhardt XVII. (vgl. Kap. 5.4.8). Außerdem kann man einen Machtkampf zwischen den abendlichen Wirtshausgästen und der sozialen Realität des täglichen Lebens sehen. Auf diese Weise tritt ein Netz von Macht und Gegenmacht zum Vorschein, in das alle verstrickt sind. Jeder ist darin gefangen und jeder kämpft darum, seine eigene Machtstellung zu behalten oder zu stärken. Im Folgenden sollen einige dieser Machtrelationen und ihre Stellung im Diskurs untersucht werden.

5.4.7.1 Fürst Karl Eberhardt XVII.

Die Macht des jungen Fürsten ist die ‚juridisch-philosophisch‘ grundlegende Macht des Souveräns, die vorgegeben ist (vgl. oben). In diesem Sinne handelt Karl Eberhardt XVII. und übt seine Macht resp. Übermacht aus, denn er ist derjenige, der das unbegrenzte Recht zu sprechen hat. Er repräsentiert die institutionalisierte Macht resp. die geltende Norm (vgl. Kap. 5.1.3). Es steht ihm daher frei zu erlassen,

„[...] daß es wieder streng verboten ist, sich auf hundert Schritt Entfernung dem Schlößchen zu nähern, und daß keiner im Umkreis des Jagdgebietes sich mit einer Waffe zeigen darf[.]“ (Schnitzler 1996a: 89.)

Im Zeichen seiner Macht visitiert und inspiziert er Schule, Gericht und Ämter und lässt sich nach Lust und Laune auf der Kirchenorgel vorspielen (vgl. Schnitzler 1996a: 94, 95 und 103). Als souveräner Repräsentant der Macht kümmert er sich kaum um Gesetzgebung und juristische Rechtsprechung, daher richtet er sich auch nicht nach dem Urteil, das der Richter Adalbert Wogelein, Amtsrichter in Karolsmarkt, über Tobias Klenk

verhängt hat: „Gefängnis in der Dauer von einem Jahr und nachheriger Landesverweisung“ (Schnitzler 1996a: 101). Über das geltende Rechtssystem hinaus⁵⁴⁰ bestimmt der Souverän frei über Tobias und ändert das Urteil nach momentaner Eingebung.

Der Herzog hat Tobias, ohne Wissen des Richters, unmittelbar nach der Verurteilung auf freien Fuß setzen lassen (vgl. Schnitzler 1996a: 116). Bei seinem nächsten Zusammentreffen mit ihm versucht er jedoch eine gewisse Kontrolle zu behalten und will ihn zum Jagdgehilfen machen (vgl. Schnitzler 1996a: 128). Da sich jedoch Tobias nicht beugen will, scheint es dem Fürsten angebracht, ihn nicht länger in seiner unmittelbaren Nähe zu dulden. Er verweist ihn kurzerhand des Landes (vgl. Schnitzler 1996a: 130). – Auf diese Weise lässt sich der Diskurs des *aufgeklärten Absolutismus* im ausgehenden 18. Jahrhundert (der erzählten Zeit) rekonstruieren, wo „(d)er Souverän nicht nur ein Begnadigungsrecht, sondern auch ein Strafverschärfungsrecht“⁵⁴¹ hatte und sich „Macht auf das Problem der Souveränität beschränkt“.⁵⁴² Betrachtet man jedoch die Art der verschiedenen ‚Urteile‘ des Herzogs näher, erscheint sein zweites Urteil nicht unbedingt der erzählten Zeit gemäß:

„Ihr aber, Tobias Klenk, [...] da ihr doch zu nichts Besserem taugt, *Euch aber Jagen Spaß zu machen scheint*, so wollt’ ich Euch im Schloß Karolslust als Jagdgehilfe *in Dienst nehmen*. Dies aber merkt wohl, daß ihr dort *unter strenger Hut und Aufsicht* stehen und die geringste Auflehnung oder Nachlässigkeit aufs strengste zu büßen haben würdet.“ (Schnitzler 1996a: 128.)⁵⁴³

Statt als Teil der willkürlichen Machtverfügung des absolutistischen Herrschers, kann diese Verfügung als ein moderner Urteilsspruch angesehen werden. Eigentlich bestraft der Fürst damit den Angeklagten nicht wirklich, sondern er versucht ihn zu *resozialisieren*. Im ausgehenden 18. Jahrhundert war die Bedeutung der Strafe als abschreckendes Beispiel für die Umwelt ebenso groß wie die eigentliche Bestrafung des Schuldigen.⁵⁴⁴ Foucault spricht dabei von der „*Regel der Nebenwirkungen*“, ⁵⁴⁵ durch welche

⁵⁴⁰ Vgl. Friedrich & Niehaus 1999: 204.

⁵⁴¹ Friedrich & Niehaus 1999: 205.

⁵⁴² Foucault 1978: 109. Vgl. auch Foucault 1977: 100, 101.

⁵⁴³ Kursivierungen von U.U.

⁵⁴⁴ Vgl. Foucault 1977: 145, 146.

⁵⁴⁵ Foucault 1977: 121. (Kursivierung bei Foucault.)

„(d)ie Strafe sich am stärksten bei jenen auswirken (muß), welche die Untat *nicht* begangen haben“.⁵⁴⁶ Daher ist eine Strafe ideal, solange sie auch einen Rückfall verhindern kann, wenn sie „minimal (ist) für den, der sie erleidet [...], und maximal für den, der sie sich vorstellt“.⁵⁴⁷ Des Fürsten Vorschlag, Tobias in Dienst zu nehmen, kann keine abschreckende Wirkung auf die Umwelt der erzählten Zeit ausgeübt haben. Sie fordert eher auf, das Vergehen nachzuahmen.

Die um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufkommende Idee der Strafanstalt, in der den sog. „Arbeitsscheuen die universale Pädagogik der Arbeit“⁵⁴⁸ beigebracht werden sollte, hatte nicht die Aufgabe, einzelne Individuen zu resozialisieren. Ihre Aufgabe bestand darin, die Unkosten der Gefängnisse durch Einkünfte aus der Arbeit der Gefangenen zu decken und die Zahl der „Landstreicher“ und „Taugenichtse“⁵⁴⁹ zu reduzieren. „Diese [...] Pädagogik wird beim faulen Subjekt den Geschmack an der Arbeit wiederherstellen; sie wird es in ein System von Interessen hineinzwingen, in welchem die Arbeit mehr Vorteile bringt als die Faulheit“,⁵⁵⁰ vermerkt Foucault dazu.

Im Laufe der gesellschaftlichen Veränderungen, speziell der zunehmenden Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, verlagerten sich die Interessen der rechtsausübenden Institutionen rasch in Richtung einer besseren „Kontrolle der Produktivkraft [...]. Die Arbeitsdisziplin, die Schuldisziplin, die Militärdisziplin, überhaupt alle Existenzdisziplinen waren technische Erfindungen jener Epoche“.⁵⁵¹ Damit wurde die Erhaltung oder Zuordnung von nützlicher Arbeitskraft immer mehr zur Methode des Strafvollzugs. Mit Hilfe der so erhaltenen neuen Arbeitskraft strebte man u.a. danach, die Arbeiterlöhne niedrig zu halten.⁵⁵² Um die Jahrhundertwende 1900 erreichte die zunehmende Bedeutung von Körper und Medizin einen Höhepunkt. Eine allgemeine Verkörperlichung,

⁵⁴⁶ Foucault 1977: 121. (Kursivierung von U.U.)

⁵⁴⁷ Foucault 1977: 121.

⁵⁴⁸ Foucault 1977: 157.

⁵⁴⁹ Foucault 1977: 156, 157.

⁵⁵⁰ Foucault 1977: 157.

⁵⁵¹ Foucault 1976: 70.

⁵⁵² Vgl. Foucault 1977: 157.

Psychologisierung und Psychiatrisierung⁵⁵³ führte zu einer „Politik des Körpers“⁵⁵⁴ (vgl. Kap. 5.1.1 – Bio-Macht), die auch eine veränderte Einstellung gegenüber Angeklagten und möglichen Strafformen nach sich zog. War ein Dieb im 19. Jahrhundert noch allgemein ein schlechter Mensch, veränderte sich die Perspektive in die Richtung, den Schuldigen als Opfer zu sehen. Unter dem Motto: er stiehlt, „weil er arm ist“,⁵⁵⁵ wird Strafe zu einer Form von Therapie. Der ‚Schuldige‘ wird somit ‚Gegenstand einer Wissenschaft‘⁵⁵⁶ und wird einer Behandlung unterzogen. Er soll damit möglichst resozialisiert und als individuelles Mitglied der Gesellschaft wieder produktiv resp. nützlich gemacht werden.

Auf diese Weise kann der Versuch des Fürsten, Tobias in seine Dienste zu nehmen, ihm eine Arbeit zu geben, zu der er anscheinend taugt und die ihm sogar Spaß machen würde, als ein Urteilsspruch ins diskursive Feld des 20. Jahrhunderts eingereiht werden und kann als Bruch im Diskurs der erzählten Zeit gelesen werden.

5.4.7.2 Tobias Klenk

Die Stellung Tobias' im Machtsystem der Gesellschaft ist, wie die Stellung des Souveräns, vorgegeben. Sie gründet sich auf dem stereotypen Bild eines *Verdächtigen*. Er war ein „meist [...] abwesende[r], übel beleumundete[r] Einwohner von Karolsmarkt“ (Schnitzler 1996a: 97). Als Subjekt „mit üblem Leumund [und] mit schlechtem Lebenswandel“⁵⁵⁷ gehört Tobias automatisch zu jenem Teil der Bevölkerung, der im Gegensatz zu den *anständigen* Leuten als unzuverlässig betrachtet wird. Er galt allgemein „(a)ls der verwegenste Schwätzer im Fürstentum, ja überhaupt als ein bedenklicher Geselle“ (Schnitzler 1996a: 77).

⁵⁵³ Foucault 1976: 79.

⁵⁵⁴ Foucault 1977: 132.

⁵⁵⁵ Foucault 1976: 37.

⁵⁵⁶ Foucault 1977: 129.

⁵⁵⁷ Friedrich & Niehaus 1999: 206.

Die verdächtigen Leute sind gekennzeichnet durch einen unregelmäßigen Alltag, große Mobilität bei geringer Arbeitsbereitschaft, Aufenthalt auf öffentlichen Plätzen zur Unzeit mit unerwarteten Verhaltensweisen.⁵⁵⁸

Genau so wird Tobias dargestellt, denn ein unregelmäßiger Alltag prägt sein Leben: Er „erschien in gemessenen Abständen [...] in seinem Heimatsort [sic!], ohne daß man je gewußt hätte, woher und warum“ (Schnitzler 1996a: 78). Was man über sein Leben erfahren kann, zeugt von großer Mobilität und geringer Arbeitsbereitschaft, denn er war

weit herumgekommen, hatte [...] an verschiedenen Universitäten studiert und randaliert, später – niemand wusste [...] auf welchen Kriegsschauplätzen – als Soldat gefochten, [...] war [...] als Reisebegleiter oder Hofmeister umhergezogen und in allerlei mehr oder minder ehrenvolle Händel verwickelt gewesen [...]. (Schnitzler 1996a: 78.)

Zudem wird Tobias auch noch im „herzogliche[n] Revier, kaum hundert Schritte weit vom eingefriedeten Park [...] mit einer Jagdflinte im Arm“ (Schnitzler 1996a: 96, 97) angetroffen, d.h. „er hält sich auf öffentlichem Platz mit unerwarteter Verhaltensweise auf“ (vgl. oben) und verstößt dabei gegen den Erlass des neuen Souveräns (vgl. 5.4.7.1).

Die a priori Einteilung der Menschen in ‚Anständige‘ und ‚Verdächtige‘ auf Grund ihres Lebenswandels geht historisch weit in die Vergangenheit zurück⁵⁵⁹ und kann dem moralisch-ethischen Diskurs zugeordnet werden, dessen grundlegende Struktur sich im Laufe der Zeit kaum verändert hat. Trotz gesellschaftlicher Veränderungen, veränderter Strafmethoden und veränderter Einstellung zum jeweiligen Delinquenten, ist die Darstellung des Lebenswandels resp. Lebenslaufs, eine „für das Strafrecht unverzichtbare[...] Kategorie“.⁵⁶⁰ Der Autor Arthur Schnitzler bedient sich dieses überzeitlichen bzw. zeitlosen Diskurses als erzähltechnisches Mittel, um seinen Protagonisten Tobias von vornherein als suspekter Figur darzustellen. Schon als Schüler war er „ungebärdig[...] und leichtfertig[...]“ (Schnitzler 1996a: 80), während sein Gegensatz, Adalbert Wogelein, schon damals „ein musterhaft sanfter und fleißiger Schüler“ (Schnitzler 1996a: 80) war.

⁵⁵⁸ Naucke 1981: 297; zitiert nach Friedrich & Niehaus 1999: 208.

⁵⁵⁹ Vgl. Friedrich & Niehaus 1999: 206.

⁵⁶⁰ Friedrich & Niehaus 1999: 208.

Richter Adalbert gehört mit seinem explizit vorbildlichen Lebenswandel zu den ‚anständigen‘ Leuten, denn wir erfahren u.a., dass Adalbert „in seinem Geburtsort das Richteramt an(trat), das er mit genügendem Anstand und getreu nach dem Buchstaben des Gesetzes verwaltete“ (Schnitzler 1996a: 82) (vgl. Kap. 5.4.8 – Amt und Würden). Bei näherer Betrachtung übertreffen jedoch Adalbert Wogeleins staatsfeindliche Reden (effektive Aussagen) im Wirtshaus bei weitem die Reden Tobias’.

(D)afür aber gab es einen, der [...] sich [...] zuweilen zu noch schlimmeren und gefährlicheren Äußerungen, ja bis zu Prophezeiungen und Drohungen zu versteigen pflegte, wie man sie nicht einmal von Tobias Klenk zu hören gewohnt war. Und dieser einer war wunderlicherweise kein anderer als der Richter in Karolsmarkt, Adalbert Wogelein [...]. (Schnitzler 1996a: 79.)

Die Macht des moralisch-ethischen Diskurses mit der institutionalisierten Macht des Richters verhindert jedoch, dass Adalbert sich ‚verdächtig‘ macht. Im Gegenteil, er wird vom Herzog gelobt:

‚Ich finde es sehr lobenswert von Euch, Herr Richter, daß ihr es nicht verschmäht, Euch mit solchen Subjekten, wenn sich’s so fügt, an einen Tisch zu setzen. Nur auf solche Weise gewinnen Menschen, deren Beruf Einblick in andere menschliche Seelen erfordert, Kenntnisse und Erfahrungen, die ihnen sonst leicht versagt bleiben.‘ (Schnitzler 1996a: 113.)

Der hier dargestellte, nicht zeitgebundene moralisch-ethische Diskurs, mit seiner a priori Einteilung der Menschen in ‚Anständige‘ (Richter) und ‚Verdächtige‘ (Tobias), kann wegen seiner Allgemeingültigkeit sowohl dem Diskurs der erzählten Zeit als auch dem Diskurs zur Zeit der Entstehung von *Die Frau des Richters* zugeordnet werden. Die Gegenüberstellung des a priori verdächtigen Tobias’ mit dem a priori anständigen Richter, die, wie sich zeigt, nicht unbedingt berechtigt ist, kann auch als Kritik des Autors an der unveränderten Moralauffassung der Nachkriegsjahre *interpretiert* werden. Diese Kritik kann als Gegendiskurs des Autors zum herrschenden Machtdiskurs zur Zeit des Entstehens von *Die Frau des Richters* verstanden werden, ohne gleichzeitig mit dem Diskurs des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu brechen. Die institutionalisierte Macht schützt ihre Mitglieder und lebt mit ihren eigenen Wahrheiten. Trotz einem im

20. Jahrhundert aufkommenden Gegendiskurs durch veränderte kulturelle Kompetenz, können diese konventionalisierten Vorurteile noch nicht überwunden werden. Zur Erinnerung kann hier auch darauf hingewiesen werden, dass ein entsprechender moralisch-ethischer Diskurs in der Analyse von Musils *Grigia* rekonstruiert werden konnte (vgl. Kap. 5.3.4 und 5.3.5). Bei Musil ist es die a priori primitive Landbevölkerung, die der a priori zivilisierten Stadtbevölkerung moralisch als unterlegen gilt. Die Macht liegt auf der Seite der urbanen Institutionen wie Schule, Gesundheitswesen, Amtswesen und Regierung.

5.4.7.3 Patriarchat und Ständegesellschaft

In der Erzählung *Die Marquise von O...* von Heinrich von Kleist erscheint die Standeszugehörigkeit als expliziter Machtfaktor (vgl. Kap. 5.2.3). Die dargestellte Gesellschaft in Schnitzlers *Die Frau des Richters* unterscheidet sich strukturell nicht von der Kleistschen Ständegesellschaft, sondern ist standesgemäß aufgeteilt in Adel, „Bürger und Bauer[n]“ (Schnitzler 1996a: 84). Die Macht, die über Tobias' Schicksal verfügt, die souveräne Macht des Herzogs und die amtliche Macht des Richters (vgl. oben), wird jedoch nicht durch den jeweiligen Standesunterschied, sondern durch konventionalisierte juristische, politische und moralische Machtbefugnisse begründet. Es ist also *nicht* die gesellschaftliche Stellung von Tobias an sich, die problematisiert wird, sondern sein daraus resultierender Lebenswandel. Die Ständegesellschaft wird jedoch grundsätzlich durch die Reden über soziale Unruhen und durch die Aufforderung zur Revolution in Frage gestellt. Die Problematisierung dieser Frage in Kap. 5.4.3 stellt dar, wie kontextabhängig die revolutionären Aussagen der Protagonisten sein können, und wie der daraus rekonstruierte Diskurs je nach Leserkompetenz und Kontext in verschiedenen Zeitebenen eingereicht werden kann.

Das gleiche gilt für die in *Die Frau des Richters* dargestellte Ständegesellschaft, die als nichtdiskursive Konvention sowohl als Diskurs des 18. wie des 19. Jahrhunderts rekonstruiert werden kann. Der zu Schnitzlers Lebzeiten relativ neue Stand der Arbeiter und Angestellten fehlt im dargestellten Gesellschaftsbild. Da jedoch die verschiedenen

Standeszugehörigkeiten kaum explizit diskursiv werden, sondern, wie erwähnt (vgl. oben – Kap. 5.4.3), eher eine erzähltechnische Funktion haben, kann dieser Mangel nicht als ein Bruch gegen den Diskurs der Entstehungszeit von *Die Frau des Richters* betrachtet werden. Die Grundstrukturen einer in Stände aufgeteilten Gesellschaft waren um 1920 noch immer als Wahrheiten, Wissen und mögliche Norm im Bewusstsein der Bevölkerung resp. des Autors und somit im Interdiskurs präsent.

Das Patriarchat, das in Kleists *Die Marquise von O...* den Diskurs der Macht vordefiniert (vgl. Kap. 5.2.3), existiert auch in Schnitzlers *Die Frau des Richters*. Hier ist es vor allem die ‚quasi institutionalisierte Mätressenwirtschaft‘⁵⁶¹ des Souveräns (vgl. Kap. 5.4.9), die sich dieser patriarchalischen Macht bedient und sie explizit ausübt. Im übrigen ist jedoch die Stellung der Männer im Diskurs kaum mehr die patriarchalische Machtstellung, die ihr Kleist noch zuschreibt. Wieweit hier Brüche in den jeweiligen Zeitebenen und Diskursen vorliegen, wird in Kap. 5.4.8 und Kap. 5.4.9 näher untersucht.

5.4.7.4 Geld und Macht

In der Beispielanalyse von Musils *Grigia* erweist sich der Machtdiskurs der 1920er Jahre als ein Diskurs des Geldes (vgl. Kap. 5.3.3). Die Nachkriegswirtschaft der 1920er Jahre wird dabei mit amerikanischen Mitteln finanziert (vgl. Musil 1972: 224). Mit Hilfe dieser Mittel erlangt die Geschäftsleitung einen beinahe göttlichen Status. Unter dem Schlagwort *Amerikanismus* (vgl. Kap. 5.3.3) werden aber nicht nur Aktiengesellschaften gegründet, die Goldbergwerke wieder erschließen wollen (vgl. Musil 1972: 223), auch Literatur und Kultur werden zum industriellen Produkt.

In diesem kulturellen und literarischen Kontext kann man versuchen, diesen typischen Diskurs der 1920er Jahre – Amerika und Geld – als historisches Apriori auch in Schnitzlers *Die Frau des Richters* zu finden. Dabei entdeckt man folgende effektive Aussage: ‚(A)ls Adalbert [...] von dem Schacher (sprach), den sie [die Fürsten] mit

⁵⁶¹ Vgl. Kiesel & Münch 1977: 62.

ihren eigenen Landeskindern trieben, indem sie sie als Soldaten nach Amerika verkauften [...].“ (Schnitzler 1996a: 84.) Auf diese Weise sind Amerika und Macht des Geldes als verinnerlichte Gedankenmuster, als konventionalisierte Norm diskursiv auch in *Die Frau des Richters* vorhanden. Dies ist jedoch eine Diskurs(re)konstruktion, die eindeutig durch Interpretation zustande kommt. Nur mit Hilfe der dargestellten synchronen Intertextualität kann diese Aussage als diskursive Formation der Entstehungszeit von *Die Frau des Richters* in den Fluss des Wissens dieser Zeit eingereiht werden. In der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges erschien Amerika den Europäern einerseits als „gefäßige Konsumgesellschaft“,⁵⁶² die mit ihrem nicht zu stillenden Dollarhunger eine Gefahr für andere Völker ausmachte, andererseits sah man die amerikanische Massengesellschaft als vitales Zeichen für eine notwendige Veränderung der Gesellschaft in Europa.⁵⁶³ In Verbindung mit den 1920er Jahren löst das Wort *Amerika* unmittelbare Assoziationen zum Amerikanismus jener Zeit aus.

Die Aussage über den Soldatenverkauf wurde bereits in Kap. 4.2.2 diachron intertextuell näher untersucht und analysiert. Dabei konnten nachweisbare historische Fakten und literarische Bezüge zu Schiller nachgewiesen werden. Es zeigt sich also, dass die oben zitierte effektive Aussage als diskursive Formation dem ausgehenden 18. Jahrhundert (der erzählten Zeit) zugeordnet werden sollte. Ohne interpretative Leserbrille gehört die Aussage in ihrer Positivität zum Diskurs der erzählten Zeit.

5.4.8 Mann im Diskurs

Der Mann in der patriarchalischen Gesellschaft des bürgerlichen Wiens im ausgehenden 19. resp. beginnenden 20. Jahrhundert (vgl. Kap. 2.5.1 und 5.3.4) brauchte eine angemessene finanzielle und soziale Stellung, um eine Ehefrau, Kinder und einen repräsentativen Haushalt zu versorgen. Eine solche Stellung erreichte er meist erst nach jahrelanger Arbeit und Erfahrung. Daher waren die Männer oft schon mittleren Alters, bevor sie überhaupt an eine Ehe denken konnten. So heiratete auch Adalbert „(i)m Alter von

⁵⁶² Weyergraf & Lethen 1995: 638.

⁵⁶³ Vgl. Weyergraf & Lethen 1995: 639.

dreißig Jahren“ (Schnitzler 1996a: 82) eine Frau, die kaum mündig geworden war und sich mit ihren ‚kindlichen Augen‘ oft benahm ‚wie ein kleines Kind‘ (vgl. Schnitzler 1996a: 89) (siehe dazu mehr in Kap. 5.4.9). Dieses Ungleichgewicht trägt zu vielen Konflikten bei, sind doch die Unterschiede zwischen den jeweiligen Ehepartnern allzu groß. Weder intellektuell, finanziell noch moralisch gab es die Möglichkeit einer Gleichstellung oder Gleichwertung. Alfred Doppler sagt dazu, dass nach Meinung Schnitzlers alle gesellschaftlichen Verhaltensweisen durch Schilderungen des Verhältnisses zwischen Mann und Frau innerhalb einer solchen bürgerlichen Ehe dargestellt werden können⁵⁶⁴ und weist darauf hin, dass

(b)is zur Jahrhundertwende in den Werken Schnitzlers die Frau meist das Wesen (ist), an dem der Mann leidet, [...] nach den Regeln der gesellschaftlichen Konvention [...]. Die Frau erscheint [...] als ein gefährlicher, nicht ganz unbedenklicher Besitz, der Ehebruch folgerichtig als Besitzstörung, die nach dem geltenden Ehrenkodex im Duell geahndet werden muß.⁵⁶⁵

Doch nach 1900 begann „Schnitzler (sich) in einem für die damalige Literatur ungewöhnlichen Maß mit der sozialpsychologischen Situation der Frau zu beschäftigen“⁵⁶⁶ und gab damit Veränderungen in der Gesellschaft Ausdruck. Sein Interesse galt vor allem der sich verändernden Moralauffassung, mit ihrer Notwendigkeit, das traditionelle Bild des Mannes resp. der Frau zu ändern.

Duell oder Selbstmord waren um die Jahrhundertwende 1900 die einzigen denkbaren Mittel zur Ehrenrettung eines sich beleidigt fühlenden Mannes, doch spätestens nach dem Ersten Weltkrieg haben diese Mittel ihren Wert völlig verloren. Der Ehrenkodex, bei Schnitzler unzählige Male in den verschiedensten Varianten behandelt,⁵⁶⁷ musste nun durch etwas Neues ersetzt werden. Infolgedessen erwägt der Richter in der Erzählung nie, sich mit dem Fürsten zu duellieren, wie das der Protagonist in dem 1905 erschienenen *Zwischenspiel*⁵⁶⁸ noch tut, und nur ein einziges Mal geht Adalbert der Gedanke an Selbstmord kurz durch den Kopf:

⁵⁶⁴ Vgl. Doppler 1990: 97. Vgl. auch Doppler 1985: 44.

⁵⁶⁵ Doppler 1990: 97. Ebenso Doppler 1985: 44.

⁵⁶⁶ Doppler 1990: 99. Ebenso Doppler 1985: 46.

⁵⁶⁷ Vgl. z. B. *Leutnant Gustl*; erschienen 1900. (Schnitzler 1996b: 9–42.)

⁵⁶⁸ Vgl. Schnitzler 1994: 65–68.

Er schlich zur Tür [...] und versperre sie, ohne recht zu wissen warum, dann ließ er sich auf den Stuhl niedersinken, [...] krampfte das Tischtuch zwischen den Händen, [...] und stöhnte vor sich hin mit verglasten Augen. Er griff nach einem Tafelmesser, ließ es in den Fingern hin und her spielen, dachte, daß er am klügsten daran täte, sich den Hals abzuschneiden, und wußte doch, daß er zu solcher Kühnheit nie und nimmer geschaffen war. (Schnitzler 1996a: 119.)

Aus der Sicht von 1920 erscheint ein Selbstmord mit Hilfe eines Tafelmessers lächerlich, weil beinahe unmöglich. Mit Perspektive auf das 18. Jahrhundert wäre ein solcher Gedanke jedoch nicht gänzlich unmöglich, konnte doch ein Tafelmesser aussehen wie unsere Vorschneidmesser heute. Hier besteht also ein Bruch im Interdiskurs der verschiedenen Zeitebenen, denn die allgemeine Vorstellung eines Tafelmessers hat sich im Laufe der Zeit verändert. Wieweit sich der Autor das Bild des Tafelmessers bewusst zeitgemäß oder anachronistisch bedient hat, ist ungewiss. Betrachtet man jedoch die weiteren Situationen, in die er Adalbert stellt (vgl. unten) und in denen er ihn immer lächerlicher macht, ist eher davon auszugehen, dass Schnitzler das Verstehen des Tafelmessers als unmögliche Waffe für einen Selbstmord, d.h. die Lächerlichkeit des Gedankens, implizieren wollte. Er würde sich somit also im Diskurs der 1920er Jahre aufhalten und gegen den möglichen Diskurs um 1800 brechen. Dieser mögliche Bruch ist äußerst rezeptionsabhängig, da das Wissen des Lesers entscheidet, ob er die Selbstmordgedanken als glaubwürdig oder nur als lächerlich verstehen will oder kann.

Das neue Weltbild der Nachkriegszeit um 1920 brauchte also auch ein neues Bild vom Mann. Dieses Bild entstand jedoch nicht von einem Tag auf den anderen, sondern musste auf den Ruinen des ungültig gewordenen alten Bildes geschaffen werden. Das herkömmliche Bild vom Mann ohne Ehrgefühle war nicht schmeichelhaft. Doppler charakterisiert ihn folgendermaßen:

[Der Ehemann] erfüllt tadellos seine Berufspflichten, seine Korrektheit reicht bis an die Grenze der Lächerlichkeit, seine Selbstlosigkeit nimmt die Form der Schrulligkeit an. In einer fragwürdigen Biederkeit hält er die Lüge, wenn sie den Zusammenhalt einer Familie zu ermöglichen scheint, für so verehrenswürdig

wie die Wahrheit. Verschweigen und Verdrängen scheinen ihm bürgerliche Tugenden zu sein.⁵⁶⁹

„Lächerlichkeit, Schrulligkeit, Biederkeit“ sind somit Eigenschaften, die dem Manne zugeschrieben werden, wenn er seine Ehre verliert und nicht mehr jede Situation beherrscht: „Wo der Mann [...] der Ehefrau unterliegt und nicht ‚Herr der Lage‘ bleibt, wird er zur Karikatur.“⁵⁷⁰ Genau dies ist der Fall beim Richter, er wird eindeutig zur Karikatur:

[Agnes] lauschte [...] den Worten ihres Gatten, der in losem Schlafrock, mit schiefer Perücke, die Stiefel in der Hand schwingend seiner ersten Prophezeiung noch andere und wildere folgen ließ [...]. (Schnitzler 1996a: 85.)

Er stand mit offenem Munde da und lallte etwas [...]. (Schnitzler 1996a: 86.)

Adalbert zögerte. Mit den Augen suchte er nach einer Waffe oder nach einem Ding, das dafür gelten konnte. Er griff nach einem Bügeleisen [...]. (Schnitzler 1996a: 121.)

Zusammen mit dem psychologischen Diskurs (vgl. unten), der hauptsächlich durch die Figur des Mannes resp. des Richters, die Verwischung der Grenzen zwischen Normalität und Wahnsinn darstellt, löst obgenanntes lächerliche Bild definitiv das herkömmliche Bild des Mannes auf – er sucht eine Waffe und ergreift das Bügeleisen. Das Bügeleisen ist ein Symbol für Weiblichkeit. Das traditionelle Bild des ehrenhaften, respektablen, jede Situation beherrschenden und bestimmenden Mannes existiert hier nicht mehr. So wird denn Richter Adalberts Ehre, trotz des einen flüchtigen Gedankens an Selbstmord, nie eigentlich diskursiv. Ein einziges Mal versucht er bewusst seine Würde zu bewahren. Es ist ein Unterfangen, das ebenso sinnlos erscheint wie die vagen Selbstmordgedanken:

Agnes (wollte), wie sie es manchmal halb scherzend zu tun pflegte, selbst die Perücke vom Haupte ihres Gatten entfernen. Er ließ es sich nicht gefallen und behielt sie, als gälte es, Würde zu bewahren, auf dem Kopf. (Schnitzler 1996a: 106.)

⁵⁶⁹ Doppler 1990: 119.

⁵⁷⁰ Pohle 1998: 97.

Das hier rekonstruierte Bild des Mannes Adalbert entspricht dem allgemeinen Bild eines Mannes ohne Eigenschaften.⁵⁷¹ Als ‚Männer ohne Eigenschaften‘ bezeichnet auch Bogdal die Männer Europas der 1920er Jahre und konstatiert:

Die Sicherheit und Identität, die ihnen das autoritäre System des Kaiserreichs, [...] durch äußeren Zwang und strenge Verhaltensregeln gegeben hatte, existiert nicht mehr. Identität ist in einer ‚offenen‘ Gesellschaft [...] nur durch Persönlichkeitsentwicklung zu erlangen.⁵⁷²

Adalbert erlebt keine Persönlichkeitsentwicklung, seine Männerrolle ist und verbleibt explizit schwach – lächerlich. In *Die Frau des Richters* gehören „Amt und Würden“ (Schnitzler 1996a: 119, 120) eindeutig zusammen, doch hilft auch diese durch den Beruf festgelegte, diskursive Würde dem Richter Adalbert nicht, eine stärkere Persönlichkeit zu entwickeln. Er schwankt ständig hin und her (vgl. Kap.6.3.1) und verbleibt eigenschaftslos. Der oben zitierte Satz, mit Hinweis auf die ‚schiefe Perücke‘ Adalberts (vgl. Schnitzler 1996a: 85), verbindet *Die Frau des Richters* – wie in Kap. 4.2.1 näher untersucht – intertextuell mit Kleists Richter Adam. Diese Aussage kann daher je nach Leserinterpretation als synchroner Interdiskurs der erzählten Zeit oder als anachronistischer Diskurs rekonstruiert werden. Synchron zur erzählten Zeit erscheint die Aussage, falls man sie in den Interdiskurs dieser Zeit einreicht, als etwas, das damals konventionell möglich war zu sagen. Eine Aussage, die dem Denken und Wissen der Jahrhundertwende 1800 als effektive Aussage glaubwürdig zugeschrieben werden kann. Heinrich von Kleists *Der zerbrochene Krug* ist ein Beweis dafür, dass man in den Jahren 1802 bis 1808 (Anfang der Arbeit bis Uraufführung)⁵⁷³ wirklich so sagen konnte. Doch erscheint die Aussage als anachronistisch, wenn man davon ausgeht, dass Schnitzler das Werk Kleists als Vorbild (Referenztext, vgl. Kap. 4.2.1 – ‚anachronistische Erinnerung an Literatur‘) benutzt hat, denn dazu braucht es eine gewisse zeitliche Distanz. Es ist also erneut die Einstellung des Lesers, die den Diskurs zeitlich einordnen lässt. Hier besteht kein Bruch im Diskurs, aber der Diskurs hat sich verschoben, ein

⁵⁷¹ Vgl. Musil 2000.

⁵⁷² Bogdal 1999: 92.

⁵⁷³ Vgl. Kleist 1996: 863 und 866.

Interdiskurs um 1800 wird durch den literarischen Kanon der Klassik interdiskursiv in einem literarischen Text der 1920er Jahre verarbeitet und trägt dadurch zu einer Kontinuität im allgemeinen „Fluss von Wissen durch die Zeit“⁵⁷⁴ bei.

Zum schwachen Männerbild Adalberts gehört ebenfalls, dass er, 33-jährig, noch immer an einem Jugendtrauma leidet, das ihm sein „Altersgenosse und einstiger Schulkamerad“ (Schnitzler 1996a: 79) Tobias und dessen zwei damals 15-jährige Schwestern zugefügt haben. Nach dem frühen Tod von Tobias' Vater entwickelte sich die Freundschaft der beiden Jugendlichen zu einem problematischen Verhältnis, das nicht nur „harmlosen Spaß, sondern auch gelegentliche Bosheit und Tyrannei“ (Schnitzler 1996a: 80) von Tobias' Seiten gegen Adalbert bedeutete, der sich diese Launen „beinahe mit Lust [...] gefallen ließ“ (Schnitzler 1996a: 80). Das problematische Verhältnis kulminierte, als Tobias Adalbert unter Schlägen zwang, Tobias' gerade 15-jährige Zwillingsschwestern zu küssen. „Noch aber spürte er die brennenden Lippen der Mädchen auf den seinen“ (Schnitzler 1996a: 81), als Tobias ihm schon „bei Gefahr schwerer Prügelstrafe“ (Schnitzler 1996a: 81) verbot, sich in nächster Zeit

vor ihm und den Schwestern blicken zu lassen, – worauf sich Adalbert, vom Gelächter der Geschwister verfolgt, im zwiespältigen Nachgefühl eines bittersüßen Erlebnisses um die nächste Ecke davonschlich. (Schnitzler 1996a: 81.)

Die hier aufgezeigten effektiven Aussagen lassen den Diskurs einer „psychische[n] Fehlentwicklung männlicher Sozialisation“⁵⁷⁵ rekonstruieren. Aus der Zeit seiner Adoleszenz trägt der ‚Held‘ Adalbert Wogelein somit eine traumatische Störung mit sich, die im Weiteren in der Erzählung nicht eigentlich zum diskursiven Ereignis wird, sondern in Form von ständigen Andeutungen nichtdiskursiv als Störung im Verhältnis zwischen den Ehepartnern impliziert wird. Hier folgen einige Beispiele dazu:

Adalbert rollte die Augen, drehte das Polster ohne jede Ursache zweimal in der Luft umher, ehe er sein Haupt darauf bettete, und wandte sich an Agnes mit der höhnischen Gegenfrage, ob sie ihn für einen Mann oder eine Memme halte, worauf er, den einen Arm wie zur Abwehr jeder Erwiderung vor sich

⁵⁷⁴ Jäger 1993: 155.

⁵⁷⁵ Bogdal 1999: 62.

hinstreckend – ohne Agnes eines weiteren Blickes zu würdigen, die Decke über sein Kinn zog und abgewandten Angesichts rascher einschief, als Agnes nach einem so gewaltigen Leidenschaftsausbruch erwartet oder nur für möglich gehalten hätte. (Schnitzler 1996a: 85.)

[...] als Adalbert [...] sich [...] in den Sessel zurücklehnte, Agnes an sich heranzog und ehelichen Zärtlichkeiten nicht abgeneigt schien, gab sie sich schon der Hoffnung hin, den Gatten [...] gänzlich zu Hause halten zu können.

Doch in einem Augenblick, da sie es am wenigsten erwartete, erhob er sich mit einem verschlagenen Lächeln, als habe er die arglose Gattin absichtlich in Sicherheit gewiegt; [...] sich an ihrer Enttäuschung weidend, fast ohne Gruß ergriff er Hut und Stock und war mit einem Male aus der Tür. (Schnitzler 1996a: 86.)

Doch als er sich endlich an ihrer Seite hinstreckte, schien Agnes zu seiner Enttäuschung schon in tiefen Schlaf versunken [...]. Und so schief sie noch weiter, als am nächsten Morgen Adalbert erwachte, sich erhob, vernehmlich räusperte [...] – und schief immer noch als er endlich das Haus verließ und die Türe nicht ohne Geräusch hinter ihm zufiel.

Bald nach seinem Weggehen verließ auch Agnes das Haus [...]. (Schnitzler 1996a: 89.)

Ja, sie atmete beinahe auf, als Adalbert bei Eintritt der Dämmerung doch das Haus verließ, und sie war entschlossen, wann immer und wie lärmend er auch nach Hause zurückkehren sollte, sich fest schlafend zu stellen. (Schnitzler 1996a: 91.)

In seiner Interpretation von *Die Frau des Richters* geht Gerrekens sogar so weit, von einer „nicht vollzogenen Ehe als verdeckte Grundlage“⁵⁷⁶ der Erzählung zu spekulieren und führt dabei auch die Kinderlosigkeit Agnes' als Beweis an⁵⁷⁷ (vgl. Kap. 5.4.9). Ob diese Interpretation zutreffend ist oder nicht, soll an dieser Stelle nicht näher untersucht zu werden. Die effektiven Aussagen des Zusammenlebens von Agnes und Adalbert zeigen deutlich den Diskurs der sexualpsychologischen Lehren Freuds und der Schaffensperiode Schnitzlers (vgl. Doppelgängermetapher, Kap.2.1 und 5.4.2). Es ist unser eigenes Leser- und Fazitwissen, das uns die Aussagen unmittelbar als Folge des Jugendtraumas erkennen lässt. Die Lehren Freuds gehören inzwischen zum konventionalisierten Denken des 20. Jahrhunderts. Aus der Positivität des Textes geht für den heutigen Leser deutlich hervor, dass Adalberts Verhalten gegenüber seiner Ehefrau

⁵⁷⁶ Gerrekens 1997: 37.

⁵⁷⁷ Vgl. Gerrekens 1997: 36.

gehemmt ist. Die Aussagen zeugen von Tabuisierungen und Fehlverhalten, die auch Reaktionen bei Agnes hervorrufen. Mit Hilfe unseres Wissens über den Spezialdiskurs der Psychologisierung und das Bild der richterlichen Ehe können wir den Diskurs einer Pathologisierung der männlichen Psyche in Form eines Jugendtraumas (re)konstruieren. Hier ist eindeutig ein Bruch im Denken zwischen den beiden untersuchten Zeitebenen, denn erst um die Jahrhundertwende 1800 begann sich die „Medizin des Sexes von der allgemeinen Medizin des Körpers“⁵⁷⁸ zu lösen. Die Gedankensphäre, das akzeptierte Weltwissen mit den notwendigen a priori Bedingungen für effektive Aussagen dieser Art, wie sie Schnitzler hier macht, entspricht nicht der Ebene der erzählten Zeit. Dieser Vorgang ist erst im Diskurs der Jahrhundertwende um 1900 und des 20. Jahrhunderts signifikant. Eine entsprechende Traumatisierung und ihre Folgen hätte z.B. Kleist nicht so psychologisierend darstellen können.

Die allmähliche Trennung zwischen Sex und Körper führte erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer vollständigen „Autonomisierung des Sexes gegenüber dem Körper“.⁵⁷⁹ Erst nun begann man Abweichungen des Sexuallebens als krankhaft zu untersuchen. Das neue Wissen führte zum Studium von Perversionen, passte zusammen mit den zeitgleich aufkommenden Ideen der Eugenik (vgl. Kap. 5.3.6) und war mit den neuen Theorien über ‚Entartung‘ vereinbar.⁵⁸⁰ Foucault betrachtet infolgedessen die „Psychoanalyse am Ende des 19. Jahrhunderts [... als] Bruch, den sie gegenüber dem System der Entartung vollzogen hat.“⁵⁸¹ Der hier dargestellte Weg des veränderten Wissens, des veränderten Diskurses der Medizin und der Sexualität zeigen, dass Schnitzler das Denken seiner Zeit hier nicht ‚rückgängig‘ machen wollte oder konnte. Er hat auch hier das „in Mißkredit geratene Gebiet des Psychologismus“⁵⁸² (vgl. Kap. 2.3) nicht verlassen, sondern verblieb eindeutig im Diskurs des beginnenden 20. Jahrhunderts.

⁵⁷⁸ Foucault 1999: 141.

⁵⁷⁹ Foucault 1999: 142.

⁵⁸⁰ Vgl. Foucault 1999: 142.

⁵⁸¹ Foucault 1999: 143.

⁵⁸² Schnitzler 1984: 784.

5.4.9 Frau im Diskurs

Um die Jahrhundertwende 1900 war das Bild der Frau traditionell gespalten in ein ‚göttliches‘ und ein ‚gefährliches‘ Bild (vgl. Kap. 5.3.5 und 5.4.2). Das Leben der ‚göttlichen‘ Frau war geprägt von der gesellschaftlichen Einrichtung ‚Familie‘. Alles, was das öffentliche Leben betraf, wurde durch den Mann bestimmt. Er trug die volle Verantwortung auf allen Gebieten des Lebens außerhalb der Familie und des Haushaltes. Die Frau hatte die Aufgabe, sich um das Häusliche zu kümmern. Alle ihre Energie galt dem Mann, den Kindern und dem Aufrechterhalten eines repräsentativen Haushaltes. Diese autoritäre Arbeitsteilung war zwar auch in der patriarchalischen Ständegesellschaft Kleists konventionelle Norm (vgl. Kap. 5.2.3). Die Polarisierung des weiblichen Geschlechtes war aber noch nicht in gleichem Maße interdiskursiv, wie das zur Jahrhundertwende um 1900 durch die Doppelmoral der Fall wurde. Um 1900 sollte die Ehefrau, im Gegensatz zum Ehemann mittleren Alters mit gesicherter Stellung, dem Idealbild der noch formbaren, naiven Unschuld entsprechen. Dieses Idealbild war eine möglichst junge, noch ‚unverdorbene‘ Frau, die direkt aus der Obhut ihrer Eltern den Ehestand einging. Es war eine Kindfrau, die der Ehemann noch frei nach seinen eigenen Wünschen formen konnte.⁵⁸³

Die Regel war, dass sich etwa 40jährige, lebenserfahrene Männer mit 20jährigen, bewusst kindlich gehaltenen jungen Mädchen verheirateten, d.h., dass die Vätergeneration die Töchtergeneration heimführte und die jungen Mädchen aus der Obhut der leiblichen Väter lediglich in die Obhut der Stellvertreter-Väter überwechselten. Das Tauschgeschäft funktionierte auf der Basis von Soll und Haben: Jugendliche Unberührtheit für materielle Sicherheit, sexuelles Urheberrecht für lebenslänglichen Versorgungsanspruch.⁵⁸⁴

So konkret beschreibt Renate Möhrmann die Situation der Frau innerhalb der um 1900 bestehenden bürgerlichen Ehekonventionen. Diesem hier beschriebenen Bild der Kindfrau entsprechen die effektiven Aussagen über die Ehefrau des Richters Adalbert Wogelein:

⁵⁸³ Vgl. Pohle 1998: 14, 30 und 39.

⁵⁸⁴ Möhrmann 1988: 103.

Agnes lag da mit kindlichen, offenen Augen und hörte ruhig zu, fast wie eine wißbegierige Schülerin dem Lehrer, ohne einen Zweifel zu verraten oder gar einen Widerspruch zu wagen. [...] und rollte sich unter der Decke zusammen wie ein kleines Kind, das von einer Fliege im Schlummer gestört worden ist. (Schnitzler 1996a: 89.)

[Sie war] die Tochter des Stadtapothekers und Bürgermeisters [...], ein stilles, heiteres, wohlgebildetes Geschöpf, das dem gelehrten Gatten in Treue und Achtung anhing, ihm sein [...] kleines Haus sowie die Wirtschaft in bestem Stand erhielt und unbeirrt in Herz und Sinnen dahinlebte, wie tausend andere Bürgerstöchter, die in engem Kreise ohne Ahnung einer weiteren und größeren Welt und ohne Sehnsucht nach ihr aufgewachsen sind. Noch war die Ehe mit Nachkommenschaft nicht gesegnet; [...] und von den Männern, besonders den unvermählten, hielt sie sich möglichst fern, da Adalbert es nicht gerne sah, wenn irgend jemand dem zarten, hübschen Wesen, *das nun einmal ihm gehörte*, allzu freundliche Augen machte oder allzu angenehme Dinge sagte, wie das junge Männer, auch ohne jede unehrbare Absicht, nun einmal nicht lassen können. (Schnitzler 1996a: 82.)⁵⁸⁵

„Adalbert“, rief sie und sah ihn mit angstvollen Augen an. Doch glaubte er in ihren Blicken etwas wie Bewunderung zu lesen [...]. (Schnitzler 1996a: 92.)

Meinst du wirklich, sein Gruß galt meiner Jugend, meinem Blondhaar und glatten Gesicht? (Schnitzler 1996a: 107.)

Die Jugendlichkeit von Agnes wird sogar zum diskursiven Ereignis, als sie dem Fürsten gegenübersteht, der ausbricht: „Heute morgen, als ich vorüberfuhr, hielt ich Euch für ein junges Mädchen.“ (Schnitzler 1996a: 111.) Auf diesem Gegensatz, erfahrener Mann – unerfahrene Frau, gründete sich also die gesellschaftliche Doppelmoral der Jahrhundertwende um 1900. Voreheliche und außereheliche Beziehungen der Männer waren dabei allgemein akzeptiert, ja erwünscht. Die dazu dienenden Frauen wurden jedoch nicht geheiratet. In *Die Frau des Richters* wird die ‚primitive Naturfrau‘ (vgl. Kap. 5.3.5) vertreten durch die Magd:

Die Magd machte große Augen, dann fing sie blöde an zu schluchzen. Adalbert trat näher auf sie zu. Da sie zu jammern nicht aufhörte [...] und wie er sie so immer näher an sich heranzog [...] wandelte sich seine ungeheure Wut, wie es ihm nicht zum erstenmal geschah, zu brünstiger Erregung [...]. (Schnitzler 1996a: 131, 132.)

⁵⁸⁵ Kursivierung von U.U.

Ohne Bedenken lebt Adalbert seine animalischen Triebe an der ‚animalischen‘ Frau aus, „noch ehe sie oder er selber wußten, daß es Liebkosungen waren, die sie von ihm zu leiden hatte“ (Schnitzler 1996a: 132).

Wie oben gezeigt, ist die standesgemäße Vortrefflichkeit der idealen Ehefrau Agnes explizit diskursiv. Dieses Bild wird einzig dadurch etwas getrübt, dass das gesellschaftlich definierte höchste Ziel der Frau – die Mutterschaft – noch nicht erreicht ist (vgl. Schnitzler 1996a: 82). Mutterschaft als höchstes Ziel der Frau, wurde in den 1920er Jahren wieder ein neu aktualisiertes, gesellschaftliches Idealbild. Der Krieg hatte einen Geburtenrückgang mit sich gebracht und viele Menschenleben gekostet. Die nachfolgende Wirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit drängte die Frauen zurück in ihre traditionelle Rolle, aus der sie durch den Krieg herausgetreten waren. Kinder gebären wurde zur nationalen Ehrensache.⁵⁸⁶ Aber auch die Lehren Freuds machten geltend, dass es der höchste Wunsch der Frau sei, einen Sohn zu gebären⁵⁸⁷ und die katholische Kirche ihrerseits verteidigte strengstens das Verbot der Empfängnisverhütung.⁵⁸⁸ Agnes erfüllt dieses gesellschaftlich auferlegte Wunsch- und Idealbild schlussendlich doch noch, denn sie bringt im Laufe der Jahre zwei Söhne zur Welt (vgl. Schnitzler 1996a: 134). Auch wenn sie dazu unkonventionelle Mittel gebraucht, verbleibt sie in dieser Hinsicht innerhalb der traditionellen Frauenrolle.

Nach dem traditionellen Bild der Frau in der Moderne entspricht Agnes, wie oben dargestellt, ganz dem Bild der Kindfrau, die zur Ehefrau erzogen wird. Doch es zeigt sich bald, dass sich dieses Bild verändert. Zwischen Agnes als Kindfrau/Ehefrau und dem ihr gesellschaftlich gesetzten Idealbild als Mutter verschieben sich die Perspektiven und das ursprüngliche Bild stimmt plötzlich nicht mehr. Die Frau Agnes bricht aus ihrer traditionellen Rolle aus. Sie führt nun einen Gegendiskurs (vgl. Kap. 5.1.3) zur konventionellen Ehe, gegen ihre Stellung als Besitz des Mannes. Sie versucht sich zu emanzipieren, selbst über ihr Leben zu bestimmen und entschließt sich dadurch, nach der Doppelmoral der Männer zu leben. Agnes Befreiungsversuch ist eine sexuelle

⁵⁸⁶ Vgl. Anderson & Zinsser 1995: 240, 241.

⁵⁸⁷ Vgl. Anderson & Zinsser 1995: 253, 254.

⁵⁸⁸ Vgl. Anderson & Zinsser 1995: 243.

Befreiung, denn sie wünscht sich vom „Herzog als Gartenmädlein erwählt zu werden“ (Schnitzler 1996a: 117). Sie bricht mit dem Tabu, nach dem die Frau nicht selbst über ihre Sexualität bestimmen kann und vertritt eine im beginnenden 20. Jahrhundert veränderte Sexualmoral, wo Themen wie „freie Liebe [und] sexuelle Lust“⁵⁸⁹ öffentlich diskutiert werden konnten. Gleichzeitig bestätigt sie damit aber auch die traditionelle Auffassung über die Gefährlichkeit der Frau als irrationales, latentes Geschöpf, gegen das der rationale Mann ständig ankämpfen müsse, denn die Frau sei „das Naturhafte, Unbezähmbare, Wilde“.⁵⁹⁰ Dieses bedrohliche Bild gibt Anlass, dass jede Frau von Eltern und Ehemann ständig bewacht und be/gehütet werden muss. Bettina Pohle sagt dazu: „Die Imaginationen bedrohlicher Weiblichkeit gelangen um die Jahrhundertwende in Europa zu einem Höhepunkt.“⁵⁹¹ In genau diesem Sinne ist Agnes gleichzeitig Kindfrau, Ehefrau (Femme sage) und Femme fatale und daher bedrohlich für die Männergesellschaft.

Im Diskurs des beginnenden 20. Jahrhunderts spiegelt die Entwicklung von Agnes gleichzeitig wiederum die Schwäche Adalberts wider. Seine traditionelle Aufgabe wäre, sie im „Erziehungsprozess von Ehe und Ehemann gesellschaftsfähig“⁵⁹² zu machen, wozu er sich als zu schwach erweist (vgl. Kap. 5.4.8). Die Fluchtaktion von Agnes ist somit nicht nur eine Befriedigung ihrer eigenen Erwartungen, sondern ebenso sehr „eine Bestrafung ihres Mannes wegen seines Versagens“⁵⁹³ und kann als Teilursache ihres Gegendiskurses betrachtet werden.

Die Nachkriegsjahre um 1920 erlaubten die Rückkehr zum traditionellen Frauenbild nur bedingt (vgl. oben – Mutterschaft). Der Krieg, die veränderten Lebensbedingungen und ein neues Bewusstsein der Frauen von sich selbst schlossen dies aus. Der Gegendiskurs von Agnes in Form ihres wachsenden Selbstbewusstseins lässt sich aus folgenden Aussagen rekonstruieren:

⁵⁸⁹ Anderson & Zinsser 1995: 236.

⁵⁹⁰ Pohle 1998: 38, vgl. 39.

⁵⁹¹ Pohle 1998: 15.

⁵⁹² Pohle 1998: 38.

⁵⁹³ Kluge 1982: 330. Vgl. dazu auch Bogdal 1999: 64.

[...] da nickte Agnes zwar zustimmend, wie sie es gewohnt war, schüttelte auch wie bedauernd ihr blondes Haupt, aber gerade als Adalbert [...] einen Augenblick im Reden innehielt, wagte sie einen ersten leisen Einwand. (Schnitzler 1996a: 84.)

„Warum bist du so zornig. Adalbert?“ fragte sie und wunderte sich, daß sie immer weniger Angst vor ihm verspürte. (Schnitzler 1996a: 88.)

[...] Agnes [...] die sich in ihrem Schweigen immer weiter von ihm [dem Richter] zu entfernen schien [...]. (Schnitzler 1996a: 114.)

Diese effektiven Aussagen formen einen Diskurs des Erwachens der Frau als Individuum. Agnes' Emanzipation kulminiert, als sie ihren Mann schließlich demonstrativ verlässt. – „Der Feminismus entstand, als Frauen die Ungerechtigkeit ihrer Lage erkannten und sich weigerten, sie weiter zu dulden.“⁵⁹⁴ Genau das geschieht mit Agnes:

Und mit einer Stimme, die so fern und fremd für Adalbert klang [...] erwiderte Agnes: „So wünsche ich mir denn [...], so erbitt ich mir, [...] unverzüglich an irgendeinen andern sichern Ort gebracht zu werden, um auch nicht eine Stunde länger in diesem Hause, an der Seite dieses Mannes, der mein Gatte war, weiterleben zu müssen. (Schnitzler 1996a: 116, 117.)

Aus heutiger Perspektive erreichte Agnes mit ihrer Flucht nie eine wirkliche Emanzipation, denn sie verblieb innerhalb der von den Männern definierten Frauenrolle. Ihr Gegendiskurs bestätigt den herrschenden Machtdiskurs (vgl. Kap. 5.1.3, 5.1.7 und 5.2.6). Zu den Aufgaben der Frauenbewegungen um die Jahrhundertwende 1900 und danach (Entstehungszeit von *Die Frau des Richters*) gehörte die Suche nach neuen, selbstdefinierten Rollenbildern. Schlagwörter wie sexuelle Freiheit, Solidarität mit anderen Frauen und Wahlrecht waren Arbeitsfelder dieser Bewegungen.⁵⁹⁵ Aus dieser Perspektive gesehen war die Selbstbestimmung von Agnes trotzdem revolutionär, denn sie nahm sich soziale und sexuelle Freiheit, lebte tagsüber als ehrbare Ehefrau im Hause ihres Gatten und nachts als Geliebte des Herzogs auf dessen Schloss. Der weibliche Gegendiskurs stellt hier die patriarchalische Macht in Frage, denn Agnes benutzt Sex eindeutig als Machtmittel.⁵⁹⁶ Der Gegendiskurs macht es möglich, dass sich der beste-

⁵⁹⁴ Anderson & Zinsser 1995: 474.

⁵⁹⁵ Vgl. Anderson & Zinsser 1995: 387–393 und 455–460.

⁵⁹⁶ Vgl. Tweraser 1998: 56.

hende, traditionelle Diskurs doch allmählich verändern konnte (vgl. Kap. 5.1.3), dass herkömmliche Gesellschaftsstrukturen sich zu verändern begannen und Unkonventionelles möglich wurde:

Und alle, Agnes, ihr Gatte, ihr Vater, der Bürgermeister, und ganz Karolsmarkt fanden sich rascher in den Lauf der Dinge, als irgendeiner am [sic!] dem Tage hätte prophezeien dürfen [...]. (Schnitzler 1996a: 134.)

Die so rekonstruierten Diskurse entsprechen ohne Zweifel dem Diskurs der 1920er Jahre. Betrachtet man jedoch dieses Bild der Frau im diskursiven Umfeld der Jahrhundertwende um 1800 (erzählte Zeit) kann man konstatieren, dass die effektiven Aussagen, die den hier angeführten Diskurssträngen des 20. Jahrhunderts zugeschrieben werden, z. T. auch in den Fluss des Wissens der erzählten Zeit eingereiht werden können. Die Heirat zwischen reifem Mann und kindlicher Frau war auch auf dieser Zeitebene nichts Ungewöhnliche Auch Kleists Protagonistinnen entsprechen oft diesem Bild. Das Bild der Marquise von O... (vgl. Kap. 5.2) entspricht noch immer dem Bild einer Kindfrau, obwohl sie schon Mutter zweier Kinder und seit drei Jahren Witwe ist (vgl. Kleist 1968: 86). Auch hier findet man das antike, dichotomisierte Bild der Frau – Madonna und Hure –, das eine ständige Gefahr für die Männer darstellt. Kleists Marquise von O... ist sowohl „die Schändliche! [...] die verschmitzte Heuchlerin!“ (Kleist 1968: 109), als auch ein „Engel“ (Kleist 1968: 112) und ein „Schwan“ (Kleist 1968: 96). Dieses für die Männer gefährliche Doppelbild wurde allerdings in der Zeit des Jugendstils der Jahrhundertwende um 1900⁵⁹⁷ neu stilisiert und extrem symbolisiert. Es gehört zum Bild der sich verändernden Geschlechterrollen zur Zeit der Moderne (vgl. Kap. 5.1.7). Kirche und Staat sowie erbrechtliche Interessen bestimmten auch um 1800, dass Mutterschaft die Hauptaufgabe der Ehefrau sei. Ihre Pflicht war es, die Kontinuität der Familie zu sichern (vgl. Kap. 5.2).

Das eheliche Verhältnis zwischen Mann und Frau war [zu Anfang des 19. Jahrhunderts] dementsprechend kaum durch erotische Zuneigung [...] charakterisiert, sondern trug als Institut zur Wahrnehmung der häuslichen sozialen Pflichten allenfalls das Signum distanzierter freundlichen Umgangs. [...] Eine Geliebte

⁵⁹⁷ Vgl. z.B. Oosterhoff 2000: 141; Jäger 1999: 138; Bublitz, Paderborner Projekt bis 1999 [online]; Pohle 1998: 15.

nahm man in der Regel nicht zur Ehefrau. Erotik besaß einen Stellenwert fast nur in der außerehelichen Liebe, die der Adel als exklusives Standesvorrecht (Mätressenwirtschaft) quasi institutionalisierte.⁵⁹⁸

Für einen Fürsten waren somit außereheliche Kinder keine Ausnahme, sondern bestätigten eher eine allgemeine Regel, denn damit bewies ein Herrscher seine männliche Kraft und seine Machtstellung in der Gesellschaft. „Karl Eberhardt XVII. [...] bekam im Laufe der Jahre drei eheliche und sieben uneheliche Kinder, deren erstes von Agnes war [...]“ (Schnitzler 1996a: 134). Er entspricht damit dem Bild der Fürsten zur Zeit des Absolutismus, die auch „den Glanz des fürstlichen Hauses nicht besser erhöhen zu können (glaubten), als wenn sie Mätressen hielten.“⁵⁹⁹ Das Schwängern einer Frau gilt grundsätzlich als symbolischer Beweis für Männlichkeit und gehört zu den wichtigsten „kulturelle(n) Leitbilder(n) des Mannseins“.⁶⁰⁰ Die anfängliche Kinderlosigkeit von Agnes, die durch den Fürsten aufgehoben wird, bestätigt somit zusätzlich das Bild des schwachen Ehemannes Adalbert, während der Ehestand und die Tatsache, dass der Vater regierender Fürst ist, Agnes vor den Repressalien der Gesellschaft verschont, vor denen sich z.B. Kleists Marquise fürchten muss (vgl. Kap. 5.2.3).

Aus der genealogischen Stammtafel der Hohenzollern-Sigmaringen (vgl. Kap. 3.2.2.2) kann man ersehen, dass z.B. Fürst Karl Friedrich (1724–1785) zehn Kinder hatte, von denen nur drei namentlich in die Stammtafel aufgenommen wurden.⁶⁰¹ Es ist nicht anzunehmen, dass die sieben nicht mit Namen erwähnten Kinder außereheliche Kinder waren, doch zeigt es, dass die Bedeutung für die Weiterführung des Standes die gesellschaftliche Stellung der Kinder bestimmte. Aus diesem Grunde wurden „die schon in ihrer Jugend wieder gestorbenen oder sonst für die Geschichte und Genealogie des Hauses unwichtigen Nachkommen [...] meist nicht mit aufgeführt“.⁶⁰² Auch die beiden Kinder von Agnes erreichen keine gleichwertige Stellung in der Gesellschaft. Nach dem ersten Sohn, dessen tatsächlicher Vater der Fürst war,

⁵⁹⁸ Kiesel & Münch 1977: 62.

⁵⁹⁹ Kiesel & Münch 1977: 27.

⁶⁰⁰ Bogdal 1999: 64.

⁶⁰¹ Vgl. *Brockhaus* 1908. Bd. 9: 255, Tafel IV.

⁶⁰² *Brockhaus* 1908. Bd. 9: 254.

wurde dem Richter [...] noch ein zweiter Sohn geboren, der es aber in seinem ferneren Leben nicht zu gleichem Ansehen brachte, wie sein älterer Bruder, der um die Wende des Jahrhunderts die Würde eines Oberstallmeisters am Hofe zu Sigmaringen bekleidete. (Schnitzler 1996a: 134.)

Diese effektive Aussage entspricht den Normen und Konventionen des 18. Jahrhunderts und kann als Teil des Interdiskurses der erzählten Zeit rekonstruiert werden. Es ist gerade die Tatsache, dass Agnes ‚Gartenmägdelein‘ des Fürsten wird, nicht die Geliebte irgend eines beliebigen Mannes, die eine Rekonstruktion des Diskurses als Diskurs der 1920er Jahre problematisch macht und ihn *anachronistisch*, unzeitgemäß für die Zeit des Textentstehens, erscheinen lässt. Auffallend für das Bild der Frau in *Die Frau des Richters* ist allerdings ihre Initiativkraft, ihre *aktive* Rolle im Streben nach eigener Erfüllung und dem aktiven Ausbruch aus ihrer Ehe. Traditionell ist der Frau eine *passive* Rolle zugeschrieben. Eine aktive Frau erweckt Misstrauen und Angst, was beim Mann zu Abwehrreaktionen führt. Weder die Normen und Konventionen der erzählten Zeit um 1800 noch um 1900 entsprachen einem aktiven Frauenbild.⁶⁰³ Den moralischen Diskursen dieser Zeitebenen entsprechend benimmt sich Agnes unweiblich. Jenneke A. Oosterhoff konstatiert zu diesem Thema in ihrer Arbeit zu Arthur Schnitzlers Werk *Doktor Gräsler, Badearzt*.⁶⁰⁴

Gräsler fürchtet [...] ihr tatkräftiges und entschiedenes, für damalige Verhältnisse recht unweibliches Verhalten. Nicht nur ergreift sie eine Initiative, die sonst nur Männern vorbehalten ist, sondern darüber hinaus spricht sie offen über Fragen der Sexualität.⁶⁰⁵

Diese Schlussfolgerung bezieht sich auf die Protagonistin Sabine, die Gräsler einen Eheantrag gemacht hat und ihn dadurch endgültig vertreibt, könnte aber ohne weiteres für die Protagonistin Agnes in *Die Frau des Richters* gelten. Bemerkenswert ist dabei, dass Agnes' Aktivität den Fürsten offenbar nicht vertreibt, und dass ihr spektakulärer Normbruch im Verlauf der weiteren Erzählung nicht zum diskursiven Ereignis wird. Der Fürst aber nützt die weibliche Initiative aus, um seine eigene Macht gegenüber dem

⁶⁰³ Vgl. z.B. Gutt 1978: 23.

⁶⁰⁴ Erstmals erschienen 1914.

⁶⁰⁵ Oosterhoff 2000: 217.

Richter zu entfalten (vgl. Kap. 5.4.8). Sex erweist sich nicht nur im Privaten, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene als ein Machtfaktor.⁶⁰⁶

Eine aktive Rolle, gerade in Fragen der Sexualität, ist traditionell einzig dem Mann vorbehalten. „Um die vom Sexus drohende Gefahr zu bannen, begnügt man sich mit der Domestizierung des weiblichen Triebes“,⁶⁰⁷ konstatiert Barbara Gutt und weist dabei auf führende Autoritäten aus der Philosophie und Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hin, wie z. B. Nietzsche, Darwin und Weininger, die der Frau „soziale Inferiorität [... wegen], biologische[r] und geistige[r] Minderwertigkeit“⁶⁰⁸ zusprachen. Gerade hier lag das Arbeitsfeld der um 1900 aufkommenden emanzipatorischen Frauenbewegungen, die auf den verschiedensten Ebenen der Gesellschaft um juristische, politische, sexuelle und geistige Gleichberechtigung zu kämpfen begannen.⁶⁰⁹ Der Diskurs der Frau in *Die Frau des Richters* weist hier also einen Bruch gegen den Diskurs der erzählten Zeit auf. Die Aktivität der Frau bricht mit den Normen der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und sie bricht auch mit den Normen und Konventionen des 19. Jahrhunderts. Hingegen wurden diese traditionellen Normen und Konventionen im Laufe des 19. Jahrhunderts explizit diskursiv. Durch den aufkommenden Gegendiskurs der emanzipatorischen Frauenbewegungen und den politischen sowie wirtschaftlichen Veränderungen wurden bestehende Normen und Konventionen immer mehr in Frage gestellt und eine allmähliche Veränderung wurde möglich. Die spätestens durch den Ersten Weltkrieg zu wirtschaftlicher und sozialer Aktivität gezwungenen Frauen weigern sich, wieder passiv zu werden. In diesem Sinne ist Agnes' Initiative Teil der veränderten Normen der Nachkriegszeit und des Diskurses der 1920er Jahre.

An dieser Stelle muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass das hier dargestellte, gesellschaftlich normierte Bild der passiven Frau im 18. und 19. Jahrhundert für die *bürgerliche* und *adelige* Frau gilt. Es entspricht dem Frauenbild der hohen Stände und der Frau in der kanonisierten Literatur der deutschen Klassik. Die gesellschaftlich

⁶⁰⁶ Vgl. Tweraser 1998: 56.

⁶⁰⁷ Gutt 1978: 19.

⁶⁰⁸ Gutt 1978: 19.

⁶⁰⁹ Vgl. Gutt 1978: 16.

schlechter gestellten Frauen und das Frauenbild in der Literatur am Rande des Kanons beweisen, dass Frauen auch schon im 18. Jahrhundert ihre Sexualität aktiv als Machtmittel eingesetzt haben. Eine solche Frauenfigur findet man z.B. in Friedrich Maximilian Klingers (1752–1831) *Prinz Seidenwurm*,⁶¹⁰ wo die leichtfüßige Colombine, Frau des Kammerheizers, stolz zu ihrem Mann, den sie zum Hahnrei gemacht hat, sagt: „Die Hörner machen dir Ehre Herr Bengel! [...] Wenn ich meine Ehre weggebe, so geb ich sie so hin, daß mirs noch Ehre macht.“⁶¹¹ Die soziale Stellung Agnes' (oder der Marquise von O...) entspricht nicht dem Status der Colombine. Durch ihre unterschiedliche Stellung in der Gesellschaft befinden sie sich auch in verschiedenen Diskurswelten. Ihre jeweilige Welt des Wissens, der Konventionen, Normen und Tabus ist nicht vergleichbar.

In der Erzählung *Die Frau des Richters* brechen beide ehelichen Protagonisten, Adalbert und Agnes, mit ihren traditionellen Rollenbildern. Der sich immer mehr als schwach bloßstellende Mann weckt die Stärke der Frau, wobei die zunehmende Sicherheit der Frau ihrerseits eine steigende Verunsicherung des Mannes nach sich zieht. Diese Verunsicherung kann man in folgenden Aussagen lesen:

Doch nun war es ein anderer Gedanke, der ihn ganz plötzlich beunruhigte und schlimmer beinahe, als es die früheren getan: er mußte sich gestehen, daß er dem Wiedersehen mit Agnes geradezu mit Angst entgegensah. (Schnitzler 1996a: 105.)

Adalbert war totenblaß, und ein dünnes, leeres Lächeln verzerrte seinen Mund. Zu Agnes wagte er nicht einmal hinzusehen. (Schnitzler 1996a: 116.)

[...] er fühlte, wie ihr Blick durch ihn hindurchging wie durch einen Schatten, so daß er unwillkürlich an seinem Leibe auf und ab tastete, ob er überhaupt noch vorhanden und nicht eigentlich ein Gespenst geworden sei. (Schnitzler 1996a: 133.)

Die zentralen Begriffe der Moderne im 20. Jahrhundert, *Entfremdung und Verfremdung*, sind hier erkennbar. Die Ehepartner werden einander zunehmend fremder und erscheinen einander und sich selbst in einem immer wieder neuen Licht. Eine falsche

⁶¹⁰ Klinger 1978. (Ersterscheinung 1780; vgl. ebenda 65.)

⁶¹¹ Klinger 1978: 19.

Sicherheit zerfällt zu Unsicherheit und Fremdheit. Diese Entfremdung macht eine Verschiebung im Kräfteverhältnis zwischen Mann und Frau sichtbar, die im dynamischen Prozess von Diskurs und Gegendiskurs neue Normen sucht. Die Kompetenz des Möglichen (wer kann was sagen?) verändert sich resp. wird erweitert (vgl. Kap. 5.1.3).

5.4.10 Zusammenfassung der Diskurse in Schnitzlers *Die Frau des Richters*

Auf der Suche nach rekonstruierbaren Diskursen verschiedener Zeitebenen in der historischen Erzählung kann immer wieder festgestellt werden, dass die Leserinterpretation und das Lesewissen eine entscheidende Rolle spielen. Die Kontextualisierung der effektiven Aussagen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Realitäten ermöglicht oft eine Einreihung in beide historischen Diskurse, einerseits in den Diskurs der erzählten Zeit um 1800, andererseits in den Diskurs der Zeit der Entstehung um 1920.

Mit Hilfe unserer Kenntnis über Arthur Schnitzlers Arbeit als Arzt kann z.B. die Aussage über die Syphilis als medizinischer Diskurs und als Interdiskurs der Lebenswelt des Autors rekonstruiert werden. Eine Rekonstruktion, die auch auf Grund der Doppelmoral der Jahrhundertwende um 1900 und deren Folgen berechtigt ist. Aber tabuisierte Rede über die ‚Franzosen‘ kann auch als Interdiskurs der erzählten Zeit rekonstruiert werden. Eine Kontextualisierung von anderen effektiven Aussagen zeigt die Frage nach der Normalität resp. dem Wahnsinn und deren bzw. seinen Grenzen. Unser Autorwissen (Doppelgängermetapher) richtet das Suchraster auf die Psychologisierung des Menschen und die Psychoanalyse Freuds im Wien der Jahrhundertwende 1900 und steuert die Einreihung in den entsprechenden Diskurs dieser Zeit. Doch schon Kleists Protagonisten um 1800 zweifelten an ihrer Normalität und fürchteten in Wahnsinn zu verfallen. Das Gewerbe des Goldschmieds auf dem Lande und die konventionalisiert verwendeten Begriffe Schule, Schulhaus und Lehrer können jedoch als historische Missgriffe des Autors bezeichnet werden. Sie sind Anachronismen in der erzählten Zeit. Der Bruch im Diskurs ist durch die Konventionalität der Aussagen nicht unmittelbar zu erkennen.

Der für die erzählte Zeit typische Machtdiskurs des souveränen Fürsten wird anachronistisch durch seinen modernen Urteilsspruch. Sein Versuch, Tobias zu resozialisieren, entspricht einem Urteil, das durch die Auffassung des Täters als Opfer zustande kommt. Ein solches Urteil gehört zum Diskurs des 20. Jahrhunderts und bricht somit mit dem Diskurs des 18. und des 19. Jahrhunderts. Im Gegensatz dazu ist der in *Die Frau des Richters* rekonstruierbare ethisch-moralische Diskurs ein zeitloser Diskurs, der die Menschen a priori in Verdächtige und Anständige einteilt. Diese Einteilung stützt sich nicht nur auf den jeweiligen Lebenswandel, sondern ist in höchstem Grade institutionalisiert.

Für den Mann im Diskurs des ausgehenden 18. Jahrhunderts war Ehre ein explizit diskursiver Begriff. Ehrenbeleidigung führte normalerweise zum Duell oder zum Selbstmord. Ein Mann, dessen Ehre ungesühnt verletzt blieb, wurde zum Opfer der allgemeinen Lächerlichkeit. Das passiert mit Richter Adalbert. Er wird zur Karikatur. Die effektiven Aussagen können daher dem typischen Diskurs der erzählten Zeit zugeordnet werden. Sie können aber auch dem Diskurs des Autors zugeschrieben werden, denn gerade Schnitzler befasste sich immer wieder mit den Themen Ehre, Ehrverletzung, Duell und Selbstmord. Es ist also wiederum dem Rezipienten überlassen, das kulturelle Umfeld der diskursiven Formationen synchron, diachron resp. intertextuell zu rekonstruieren. Der Diskurs der Ehre in *Die Frau des Richters* ist nicht anachronistisch, er bricht nicht den Fluss des Wissens der erzählten Zeit und auch nicht mit den Konventionen Schnitzlers. Aber dieser Diskurs hatte zur Zeit des Entstehens von *Die Frau des Richters* durch veränderte gesellschaftliche Realitäten seine Funktion verloren und stand im Begriff sich allmählich zu verändern.

Ein eindeutiger *Bruch* mit dem Diskurs des 18. Jahrhunderts ist die psychische Fehlentwicklung Adalberts. Im Laufe der Lektüre von *Die Frau des Richters* erscheint die Relation zwischen dem Richter und seinem Freund Tobias unmissverständlich als traumatisch, und in dessen Folge versteht man auch das problematische Verhalten des Richters gegenüber seiner Frau. Eine solche Lesart ist nur durch das neue Wissen und die neue Denkart der psychologisierenden Epoche Freuds und Schnitzlers möglich. Es

ist ein Anachronismus in der erzählten Zeit. Dieser Diskurs der Psychologisierung kann aber nicht nur durch die Positivität der effektiven Aussagen rekonstruiert werden, sondern seine Wahrnehmung stützt sich auf das a priori Wissen des Lesers im 20. Jahrhundert und fordert insofern eine hermeneutische Rezeption.

Das Bild der Frau im Diskurs ist das dichotomisierte Bild der naiven Kindfrau und der gefährlichen *Femme fatale*. Dieses Frauenbild bestand schon im 18. Jahrhundert, wurde jedoch um die Jahrhundertwende bis in die 1920er Jahre durch den zunehmenden Einfluss der Frauen auf die Kultur⁶¹² und durch die herrschende Doppelmoral explizit diskursiv. Der Gegendiskurs der Frauen, die sich zu emanzipieren versuchten, stellte die Machtverhältnisse der Geschlechter in Frage, denn eine stärkere Frau schwächt die Machtstellung des Mannes. Der feministische Gegendiskurs ist typisch für den Anfang des 20. Jahrhunderts. Aber das dichotomisierte Frauenbild gab es auch zur Kleistzeit und der Gegendiskurs der Frau wurde auch damals als Gefahr für den Mann betrachtet. Der Gegendiskurs der Frau und ihr Bild im gesellschaftlichen Diskurs stellen soweit also keinen Bruch dar. Ein klarer *Bruch* wird jedoch durch die Aktivität Agnes' deutlich. Sie steigt bewusst aus ihrer traditionellen, passiven Frauenrolle heraus. Damit verändert sie mit ihrem Gegendiskurs die konventionellen Normen und bricht bestehende Tabus. Dieser Diskurs der Subjektwerdung der Frau ist typisch für die 1920er Jahre. Die aktive Frau ist ein diskursives Bild, das gegen die Diskurswelt um 1800 verstößt, denn diese Aktivität wird in *Die Frau des Richters* nicht zum diskursiven Ereignis, im Gegenteil, sogar Adalbert ist erstaunt, wie schnell das unerhörte Benehmen seiner Frau sich als nichtdiskursives Ereignis herausstellt.

⁶¹² Vgl. Jäger 1999: 138, 139 und Bublitz, Paderborner Projekt bis 1999 [online].

6 GESELLSCHAFTLICHER DISKURS UND SOZIALE ROLLEN

Im Verlauf der Arbeit hat sich gezeigt, dass es das kulturelle Umfeld, die gesellschaftlichen Realitäten, das historische Wissen und die Intertexte sind, die Diskurse in verschiedene zeitliche Ebenen einreihen lassen. Die Grenzen zwischen sozialer Realität und Diskurs sind oft recht unscharf. Es scheint, wie Baasner feststellt, dass „die Diskursanalyse letztlich wie eine literatursoziologische Inhaltsanalyse literarischer und nichtliterarischer Texte“⁶¹³ verfährt, wobei beachtet werden muss, dass die effektiven Aussagen immer auch auf einer nicht-sprachlichen Seite der sozialen Realität beruhen.⁶¹⁴ Geisenhanslüke weist darauf hin, dass

[...] neue [...] von der Soziologie beeinflusste Ansätze kritisch an Foucaults Theorie des Diskurses anknüpfen (konnten). Dazu zählen sowohl die von Pierre Bourdieu entwickelte Theorie des literarischen Feldes als auch die von Niklas Luhmann etablierte Systemtheorie.⁶¹⁵

Für die Erfassung der sozialen Realität wäre der theoretische Ansatz des Soziologen Pierre Bourdieu (1930–2002)⁶¹⁶ interessant (vgl. Kap. 5.1.8), denn er erkennt die Ideen Foucaults grundsätzlich an, distanziert sich jedoch mit seiner eigenen Theorie von dessen Diskursanalyse.⁶¹⁷ Die Theorie Bourdieus unterscheidet sich nach Hannelore Bublitz von der Foucaults dadurch, dass bei ihm „die Sozialbeziehungen des Sprechers / des Diskurses und die gesellschaftlichen Bedingungen der Produktion und Aneignung von Diskursen im Zentrum der Analyse von Aussagen / Diskursen“⁶¹⁸ stehen. Dabei arbeitet Bourdieu mit den Begriffen *soziales Feld* (Raum) und *Habitus*. Mit dem Begriff des Feldes teilt er die Gesellschaft in „unterschiedliche Bereiche von Politik, Wirtschaft, Religion und Kunst“⁶¹⁹ ein. Beim Habitus geht es um den Lebensstil der verschiedenen Klassen (z.B: herrschende Klasse, Mittelklasse/Kleinbürgertum, Werktätige) und die daraus folgenden Existenzbedingungen.⁶²⁰

⁶¹³ Baasner 1996: 134.

⁶¹⁴ Vgl. Fricke 1999 [online]: 8.

⁶¹⁵ Geisenhanslüke 2003: 121.

⁶¹⁶ Vgl. Bourdieu 2003 [online].

⁶¹⁷ Vgl. Geisenhanslüke 2003: 133.

⁶¹⁸ Bublitz 1999b: 105, Fußnote 134.

⁶¹⁹ Geisenhanslüke 2003: 133.

⁶²⁰ Vgl. Krauss 2001/2003 [online].

Bourdieu ist damit nicht nur für eine komplexe Ausarbeitung einer neuen soziologischen Theorie der Moderne verantwortlich. Als einer der einflussreichsten Theoretiker seiner Zeit hat er auch der Litera[t]urtheorie wesentliche Anstöße geben können.⁶²¹

Eine literaturtheoretische Analyse von *Die Frau des Richters* auf dieser Grundlage ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, da die umfassende Theorie Bourdieus völlig neue theoretische und analytische Ansätze erforderlich machte. Die soziale Realität der verschiedenen Zeitebenen wird stattdessen im Folgenden mit Hilfe der soziologischen Theorie Ralf Dahrendorfs (geb. 1929) betrachtet. Dahrendorfs Theorie der *sozialen Rollen* geht nicht von Foucaults Ideen aus, sondern ist eine relativ einfache, primäre soziologische Theorie. Sie soll die Analysen in Kap. 5 durch einen neuen Blickwinkel ergänzen.

Die Tatsache, dass jede Gesellschaft gewisse Forderungen an die in ihr lebenden Menschen stellt, beschreibt Dahrendorf mit den Worten: „Die Tatsache der Gesellschaft ist ärgerlich, weil wir ihr nicht entweichen können.“⁶²² Als Teil der Gesellschaft innerhalb des jeweils geltenden Gesellschaftssystems ist der Mensch gezwungen, gewisse sozial vorgegebene Rollen zu spielen, damit das Zusammenleben in der Gesellschaft fungieren kann. Der Einzelne steht daher in der Gesellschaft als „*homo sociologicus*, [...] als Träger sozial vorgeformter Rollen“⁶²³ und übernimmt ein Rollenverhalten, das er seinerseits weiterträgt und weitervermittelt. „Übernimmt und bejaht er die an ihn gestellten Forderungen, dann gibt der Einzelne seine unberührte Individualität zwar auf, gewinnt aber das Wohlwollen der Gesellschaft, in der er lebt.“⁶²⁴ Dieser Verlust an Individualität macht die ‚Tatsache der Gesellschaft ärgerlich‘.

⁶²¹ Geisenhanslüke 2003: 134.

⁶²² Dahrendorf 1977: 27.

⁶²³ Dahrendorf 1977: 20. (Kursivierung bei Dahrendorf.)

⁶²⁴ Dahrendorf 1977: 27.

6.1 Gesellschaft und Rollenmuster

Die Forderungen an den Einzelnen und seine sozialen Rollen verändern sich zusammen mit der Gesellschaft und die Gesellschaft verändert sich zusammen mit den Menschen. In historischer Sicht hat sich die Struktur des Rollenmusters in der Gesellschaft heterogenisiert. Eine *heterogene* Gesellschaft, wie z.B. die Industriegesellschaft des 20. Jahrhunderts, weist daher ein komplexeres System an sozialen Rollen auf, als eine *homogene* Gesellschaft, in der Einheiten wie Kirche–Staat, Familie–Arbeit noch nicht aufgesplittert waren.⁶²⁵

Da auch Foucault, wie Veyne es ausdrückt, „die Analyse einer diskursiven Praktik mit der Sozialgeschichte des Bürgertums verknüpft“,⁶²⁶ soll nun das Bild der sozialen Rollen bei Kleist und Schnitzler zeigen, ob ein Unterschied im Rollenspiel der Protagonisten auch in literarischen Werken der verschiedenen Zeitebenen festgestellt werden kann. Sind Schnitzlers Figuren in den sozialen Rollen der noch relativ homogenen Kleistzeit gefangen oder leben sie schon in einem pluralistischen Netz von vielen verschiedenen sozialen Rollen, das dem Gesellschaftssystem des 20. Jahrhunderts entspricht?

6.1.1 Soziale Rollen in historischer Perspektive

Das Bewusstsein, dass gesellschaftliches Zusammenleben ein Rollenspiel voraussetzt, kann in historischer Sicht schon bei Begriffsdefinitionen Ciceros gefunden werden. So bedeutet z.B. der Begriff *persona* für Cicero außer Person auch Charakter und Rolle.⁶²⁷ Dahrendorf weist historisch u.a. auf eine 1159 verfertigte Schrift von Johannes von Salisbury hin, in der dieser „Schauspiel als Metapher der Welt und des Lebens“⁶²⁸ definiert. Auch in Shakespeares *As You Like It* können wir lesen:

⁶²⁵ Vgl. Dahrendorf 1977: 30 und ebenda Fußnote 21.

⁶²⁶ Veyne 1992: 75.

⁶²⁷ Vgl. Dahrendorf 1977: 24.

⁶²⁸ Dahrendorf 1977: 23.

All the world's a stage,
 And all the men and women merely players.
 They have their exits and their entrances,
 And one man in his time plays many parts,
 His acts being seven ages. At first the infant,
 [...] Then the whining schoolboy [...],
 [...] And then the lover,
 [...] Then, a soldier,
 [...] And then the justice,
 [...] And so he plays his part.
 [...] Last scene of all,
 [...] Is second childishness [...].⁶²⁹

Dazu sagt Dahrendorf: „Shakespeares Metapher ist heute zum konstruktiven Grundprinzip der Wissenschaft von der Gesellschaft geworden. Der Einzelne und die Gesellschaft sind vermittelt, indem der Einzelne als Träger gesellschaftlich vorgeformter Attribute und Verhaltensweisen erscheint.“⁶³⁰ Das Rollenspiel des Theaters und das Rollenspiel des Menschen in der sozialen Gesellschaft unterscheiden sich jedoch dadurch, dass der Mensch seine Rollen nicht einfach ablegen, frei wählen oder frei verändern kann. Innerhalb der gesellschaftlichen Normen sind die Voraussetzungen und Bedingungen für die zu spielenden Rollen gegeben. „Soziale Rollen sind ein Zwang, der auf den Einzelnen ausgeübt wird [...] als eine Fessel [...] oder als ein Halt, der ihm Sicherheit gibt.“⁶³¹ Bei Shakespeares Metapher lösen sich die einzelnen sozialen Rollen noch sukzessiv ab. Der Mensch spielt jeweils *eine* Rolle, die von einer anderen abgelöst wird. Hier ist das Rollenbild, trotz seiner Vielfalt, noch äußerst homogen.

Indem sich die Gesellschaft und ihre Strukturen verändern, verändern sich auch die von der Gesellschaft vorgegebenen, normierten Rollen und Rollenerwartungen. Charakteristisch dabei ist, dass die Anzahl der verschiedenen Rollen, die jeder Einzelne spielt bzw. zu spielen hat, im Laufe der Zeit ständig zugenommen hat. Als Beispiel für eine Gesellschaftsentwicklung, die eine gesteigerte Differenzierung der sozialen Positionen, d.h. eine Pluralisierung der sozialen Rollen und dadurch auch veränderte Diskurse nach

⁶²⁹ Shakespeare 1998: 150–152.

⁶³⁰ Dahrendorf 1977: 26.

⁶³¹ Dahrendorf 1977: 36.

sich zog, finden wir die Trennung von Kirche und Staat zur Zeit der Französischen Revolution und die danach folgende industrielle Revolution. Durch die Säkularisierung und die Entwicklung der Industrie wurden Privat- und Berufssphäre immer mehr voneinander getrennt.⁶³² (Vgl. Kap. 2.5.2.) Dabei zogen nicht zuletzt auch ideologische Veränderungen und politische Polarisierungen neue Rede-/Denkweisen und Rollendefinitionen nach sich. Beispiele dafür sind Marx' Begriffe *Kapitalist* und *Arbeiterklasse*, *Grundbesitzer* und *Besitzloser*.⁶³³ Historische, politische und ökonomische Veränderungen, neue wissenschaftliche Erkenntnisse und neue Philosophien beeinflussen und verändern kontinuierlich oder unmittelbar rollenspezifische Diskurse und rollenspezifisches Verhalten.

Eine Rekonstruktion der sozialen Rollen und der Vernetzung des Einzelnen in verschiedene Rollen mit ihren rollentypischen Diskursen, sollte demnach zu verschiedenen Zeiten ein anderes Muster aufweisen. Die Anzahl der Rollen, die dem Einzelnen zu spielen auferlegt ist, kann Ausdruck für die Art der Gesellschaft sein, in der er lebt. Eine nachrevolutionäre, heterogene Industriegesellschaft sollte demnach ein breiteres Spektrum an sozialen Rollen für den Einzelnen aufweisen als eine vorindustrielle, homogene Gesellschaft.

6.1.2 Theoretischer Ansatz und Arbeitsbegriffe

Die Rollen, die ein Mensch zu spielen hat, gründen sich auf den verschiedenen sozialen *Positionen*, die er jeweils einnimmt. Solche Positionen sind z.B. die „Geschlechts- oder Alters-, Familien- oder Berufs-, National- oder Klassenposition“. ⁶³⁴ Diese Positionen unterscheiden sich grundsätzlich dadurch, dass sie einerseits „*zugeschriebene*“, andererseits „*erworbene Positionen*“⁶³⁵ sind. Als zugeschriebene Position gelten z.B. die Geschlechts- und Altersposition, die nicht gewählt werden können, während z.B. die Berufsposition meist eine erworbene Position ist, deren Wahl vom Einzelnen selbst

⁶³² Vgl. Dahrendorf 1977: 30 und ebenda Fußnote 21.

⁶³³ Vgl. Dahrendorf 1977: 27 und ebenda Fußnote 18.

⁶³⁴ Dahrendorf 1977: 27.

⁶³⁵ Dahrendorf 1977: 55. (Kursivierung bei Dahrendorf.)

beeinflusst werden kann. Dahrendorf macht hier aufmerksam auf die Tatsache, dass „Positionen von zugeschriebenen zu erworbenen werden (können) und umgekehrt“⁶³⁶ und führt als Beispiel die Erbmonarchie an, die trotz ihrer Stellung als Berufsposition eine zugeschriebene Position ist, oder die Nationalitäts- resp. Religionsposition, die von zugeschriebener zu erworbener Position wechseln kann.

Jede Position besteht aus „Mengen von *Positionssegmenten*“.⁶³⁷ Der Einzelne steht ausgehend von seiner jeweiligen Position immer in verschiedenen Beziehungen zu der umgebenden Gesellschaft. So ist beispielsweise die erworbene Position eines Lehrers aufgeteilt in Segmente wie: Lehrer – Schüler, Lehrer – Eltern, Lehrer – Vorgesetzter, Lehrer – Kollegen. Dementsprechend besteht jede Position aus verschiedenen sozialen Rollen und ist gewissen gesellschaftlichen Erwartungen unterworfen. Erwartungen, die verschieden streng sein können und als *Muss-, Soll- oder Kann-Erwartungen*⁶³⁸ abgestuft werden. Auf diese Differenzierung soll in der hier folgenden Analyse nicht näher eingegangen werden.

Jede Rolle hat ihren spezifischen Diskurs. Mit dem Rollenspiel spielt der Mensch seine Rolle(n) im jeweiligen Positionsegment, mit dem rollentypischen, gesellschaftlich vorausbestimmten Diskurs und bewegt sich zwischen den verschiedenen rollenspezifischen Diskursen hin und her. Bricht der Einzelne solche rollenspezifische, normierte Erwartungen der Gesellschaft, muss er mit *Sanktionen* rechnen, die je nach Art des Normbruchs oder der (un)erfüllten Erwartungen positiv oder negativ sein können.⁶³⁹ Er wird also belohnt oder bestraft. Veränderungen in der Art und Stärke der Sanktionen bei Normbrüchen deuten auf grundsätzliche Veränderungen der gesellschaftlichen Normen hin, was ebenso Veränderungen im Diskurs bedeutet.

⁶³⁶ Dahrendorf 1977: 55.

⁶³⁷ Dahrendorf 1977: 31. (Kursivierung bei Dahrendorf.)

⁶³⁸ Vgl. Dahrendorf 1977: 37–39.

⁶³⁹ Vgl. Dahrendorf 1977: 33 und 36.

6.2 Soziale Rollen um 1800 bei Heinrich von Kleist

Im Drama *Der zerbrochene Krug* von Heinrich von Kleist⁶⁴⁰ (vgl. Kap. 4.2.1) tritt die Figur des Richters als Hauptprotagonist hervor. Es zeigt sich unweigerlich, dass der Richter in jedem sozialen Zusammenhang immer als Richter auftritt, sowohl als Vorgesetzter des Schreibers als auch als Vorgesetzter seines Haushalts und natürlich in seinem Amt gegenüber dem Gerichtsrat Walter, gegen die Kläger und gegen die Angeklagten. Aber er handelt auch als Mann resp. Verführer, nämlich gegenüber Eve mit Hilfe seiner richterlichen Rollenfigur. Alle seine Beziehungen zur Gesellschaft sind somit Positionen ausgehend von der Position Richter. Er (miss)braucht seine erworbene berufliche Position, um sich Vorteile zu verschaffen:

Denn mit der schrecklichen Besorgnis eben,
 Quält' er mein Herz, und kam, zur Zeit der Nacht,
 Mir ein Attest für Ruprecht aufzudringen;
 Bewies, wie ein erlognes Krankheitszeugnis,
 Vor allem Kriegsdienst ihn befreien könnte;
 Erklärte und versicherte und schlich,
 Um es mir auszufertigen, in mein Zimmer:
 So Schändliches, ihr Herren, von mir fordernd,
 Daß es kein Mädchenmund wagt auszusprechen! (Kleist 1996: 178.)

Die erworbene Position des Richters ist stärker als seine zugeschriebene Position Mann, in der er schwach und lächerlich dasteht (vgl. Kap. 5.4.8), daher gebraucht Richter Adam in allen Lebenslagen den Amtsdiskurs. Er kompensiert seine schwache Stellung als Mann mit der starken Berufsstellung. Als Richter trägt er a priori den Status des respektierten, beinahe gefürchteten Gesellschaftsmitgliedes (vgl. Kap. 5.4.7.2). Er ist dadurch völlig in seiner Rolle als Richter gefangen. Da er aber offen gegen die Normen der sozialen Gesellschaft verstößt, die ihm spezifische Rollenerwartungen auferlegt, wird er mit negativen Sanktionen (vgl. Kap. 6.1.2) bestraft: „Von seinem Amt zwar ist er suspendiert, [...] / Doch [...] / Zur Desertion ihn zwingen will ich nicht.“ (Kleist 1996: 179.) – So lautet das Urteil des Gerichtsrats Walter über ihn.

⁶⁴⁰ Kleist 1996: 119–179.

Die zugeschriebene Position der Protagonistin Eve ist zeittypisch fürs ausgehende 18. Jahrhundert. Eve befindet sich in ihrer Rolle als Frau und Tochter resp. Jungfrau und muss sich dementsprechend diskursiv so verhalten. Sie muss ständig ihre Ehre, d.h. die von der Gesellschaft auferlegte Erwartung und Norm der Unschuld, verteidigen, sei es gegenüber ihrer Mutter, ihrem Verlobten, ihrem zukünftigen Schwiegervater oder gegenüber dem Gericht – d.h. dem Richter/Betrüger/Verführer Adam, dem Gerichtsrat Walter und dem Schreiber. Ihre gesellschaftliche Situation ist auf diese Jungfrauenrolle beschränkt und alles, was sie tut und sagt, wird dadurch bestimmt. Jede ihrer sozialen Positionen und die daraus hergeleiteten Positionensegmente, also alle ihre Beziehungen zur Gesellschaft, haben ihren Ausgangspunkt in ihrer zugeschriebenen Geschlechtsposition. Wenn Eve diese Rolle nicht erwartungsgemäß aufrechterhalten kann, wird sie von negativen Sanktionen bedroht. – Ihr Verlobter Ruprecht will die Verlobung aufheben, der Schwiegervater will sein Geld zurück und die Mutter will sie verstoßen. – Erst der Beweis ihrer Unschuld hebt die angedrohten Sanktionen wieder auf und lässt Eve in ihre Alltagswelt zurückkehren. Ihre Ehre resp. der vermutete Verlust ihrer Ehre, wird zum diskursiven Ereignis. Der Wert ihrer Person hängt konkret von ihrer expliziten Unschuld ab. Schon der a priori gegen sie gerichtete Verdacht droht ihr mit negativen Sanktionen. Die Macht des konventionalisierten Diskurses und die normierten Rollenerwartungen der Gesellschaft sind hier explizit verflochten.

Die anderen Figuren in *Der zerbrochene Krug* sind auch alle in ihren spezifischen Positionen, d.h. in ihren sozialen Rollen, gefangen – Eves Mutter, ihr Verlobter Ruprecht und ihr zukünftiger Schwiegervater. Sie alle handeln nach den sozialen Erwartungen der dargestellten Gesellschaft. Keiner kann sich aus seiner vorgegebenen, gesellschaftlich festgesetzten Rolle herausbegeben oder sie verändern. Das wird explizit klar bei der Sanktionierung Eves, bei der weder Mutterliebe noch Ruprechts Liebe stärker sind als die Musserwartungen der sozialen Gemeinschaft.

Alle Protagonisten in Kleists Drama *Der zerbrochene Krug* haben ein homogenes Rollenmuster. Die Zahl ihrer sozialen Positionen und der daraus hervorgehenden sozialen Rollen ist begrenzt. Grundsätzlich fungieren alle Figuren ausgehend von *einer*

Position, entweder ihrer zugeschriebenen oder ihrer erworbenen Position, von der aus sie ihre verschiedenen Beziehungen (Segmente) zur Umwelt aufbauen und pflegen. Es ist möglich, dass diese Analyse von *Der zerbrochene Krug* dadurch relativiert werden muss, dass Kleist sein Drama selbst auch in eine historische Zeit verlegt hat. Die Handlung spielt im ausgehenden 17. Jahrhundert, vermutlich im Jahr 1685.⁶⁴¹ Die Rollenmuster können dadurch noch stärker homogen dargestellt sein als für Kleists eigene Lebenswelt.

In Kleists Erzählung *Die Marquise von O...* (vgl. Kap. 4.2.1 und Kap. 5.2.) kann man ein ähnliches, relativ beschränktes Rollenmuster finden wie in *Der zerbrochene Krug*. Insbesondere die Frauenfiguren sind völlig auf ihre weiblichen, d.h. auf ihre zugeschriebenen Positionen beschränkt. Auch ihre erworbenen Positionen – Ehefrau und Mutter – gründen sich grundsätzlich auf die zugeschriebene Geschlechtsposition und die an diese gestellten sozialen Erwartungen. Dementsprechend handelt die Marquise in jeder Lebenssituation von ihrer Frauenrolle aus. Diese *soziale Position* ist bei ihr aufgeteilt in die Positionen: Frau – Tochter, Frau – Schwester, Frau – Gattin, Frau – Mutter und Frau – Dame von hohem Stand (erst Marquise, dann Gräfin). Diese verschiedenen Rollen zwingen sie, den gesellschaftlichen Erwartungen gemäß zu handeln und immer wenn sie nicht den Normen und Konventionen entsprechend handelt, wird sie durch negative Sanktionen bestraft.

Der patriarchalische Diskurs und der Diskurs der herrschenden Standesgesellschaft um 1800 (vgl. Kap. 5.2.3) zwingen die Marquise in ihre soziale Rolle hinein und machen diese Rolle für sie zur Norm, d.h., sie empfindet diese Rolle selbst nicht als Zwang, sondern versucht sie so gut wie möglich zu spielen. Das von ihr als am wichtigsten betrachtete Rollensegment, ihre Rolle als Mutter, bestimmt ihr Handeln und lässt sie erwartete negative Sanktionen ertragen. (Obwohl sie die Ursache, die sie in ihre Situation hineingebracht hat, nicht versteht – diese ist ihr aufgezwungen und unerklärlich – so versteht sie doch die daraus folgenden sozialen Konsequenzen.)

⁶⁴¹ Vgl. Sembdner 1994: 4.

Im Gegensatz zu den Frauenfiguren haben die Männerfiguren in *Die Marquise von O...*, außer der ihnen zugeschriebenen Position Mann, jeweils auch eine erworbene Position, d.h. eine berufliche Position. Der Graf F... ist Offizier und seine Bedeutung als solcher wird immer wieder explizit diskursiv (vgl. Kleist 1968: z.B. 88 und 94). (Vgl. Kap. 5.2.3 und 5.2.5.) Gegenüber der Marquise spielt er jedoch seine angeborene Rolle als Mann von hohem Stand (vgl. Kleist 1968: 87). Er wechselt somit bewusst zwischen seinen verschiedenen sozialen Rollen. Welche Rolle er im kritischen Moment der Belagerung spielt – im Moment des Gedankenstrichs (vgl. Kleist 1968: 87, siehe Kap. 4.2.1 und 5.2.1) – wird nicht explizit. Impliziert man an dieser Leerstelle eine tabuisierte Vergewaltigung, so sieht man, dass der standesbewusste Graf aus seiner sozialen Rolle herausfällt und nicht mehr dem Bild der a priori angenommenen, institutionalisierten Anständigkeit entspricht. Sein Verstoß gegen die soziale Rollenerwartung wird nicht sanktioniert, denn er bleibt anfänglich unbekannt und im weiteren Verlauf der Handlung tabuisiert.

Der Vater der Marquise spielt, ebenso wie der Graf, außer seiner ihm zugeschriebenen Position Mann mit den daraus erworbenen Rollen – Vater und Ehemann – seine erworbene Berufsrolle als Obrist und Verteidiger der Festung. In bedrängter Situation ist er gezwungen, einer der beiden Rollen den Vorrang zu geben. Damit bestätigt er explizit, dass seine zwei verschiedenen sozialen Positionen für ihn nicht in jeder Situation vereinbar sind und dass er zwischen ihnen bewusst wechselt: „Der Obrist erklärte gegen seine Familie, daß er sich nunmehr verhalten würde, als ob sie nicht vorhanden wäre; und antwortete mit Kugeln und Granaten.“ (Kleist 1968: 86.) Das Rollenbild in *Die Marquise von O...* entspricht somit ganz der um 1800 herrschenden patriarchalischen Gesellschaft und dem damals herrschenden Machtdiskurs des Patriarchates (vgl. Kap. 5.2.3). Der Mann hat außer seiner zugeschriebenen Position mindestens eine erworbene Position, mit der er der Gesellschaft gegenüber auftritt. Die Frau ist jedoch in ihrer zugeschriebenen Rolle als Frau sozial vorbestimmt und gewissermaßen begrenzt. Sie braucht die erworbene Rolle des Mannes als Verbindung zur Welt außerhalb der Familie (vgl. Kap. 5.2.6).

Auffallend in beiden Werken Kleists, dem Drama *Der zerbrochene Krug* und der Erzählung *Die Marquise von O...*, ist die spezielle, sozial starke Rolle der Familie. Die Familie tritt als Einheit auf und hat somit eine eigene soziale Position, von der aus sie Beziehungen (Segmente) zur Gesellschaft pflegt. Ein Familienmitglied, das diese Einheit gefährdet, muss daher ausgestoßen oder sonstwie negativ sanktioniert werden. – Die Mutter Eves droht ihre Tochter zu verstoßen und der Vater der Marquise verstößt zeitweise wirklich seine Tochter. Dabei hat der Begriff *Familie* jedoch eine relativ weite Bedeutung, da man noch vom Großhaushalt ausging in welchem Junge und Alte, Gesinde, Dienerschaft, Freunde und Besucher usw. als Mitglieder dieser Einheit aufgefasst wurden. Die Familie resp. der Haushalt war somit relativ offen gegenüber der Gesellschaft⁶⁴² und daher auch anfälliger für Kritik resp. negative Sanktionen. Insgesamt ist das Rollenmuster in *Die Marquise von O...* wie im Drama *Der zerbrochene Krug* in hohem Grad homogen. Die Anzahl der verschiedenen sozialen Positionen resp. der sozialen Rollen, die der Einzelne spielt oder zu spielen hat, ist beschränkt. Dabei werden die verschiedenen Rollen sukzessiv gespielt und bewusst voneinander getrennt. Das Rollenbild der Frau ist, wie zu erwarten war, homogener als das des Mannes.

6.3 Soziale Rollen um 1920 bei Arthur Schnitzler

Einleitend, in Kap. 6.1 und 6.1.1, stellte ich die Behauptung auf, dass historische, politische und ökonomische Veränderungen, neue wissenschaftliche Erkenntnisse und neue Philosophien soziale Rollenmuster verändern. Die gesellschaftlichen Rollen mit ihren rollenspezifischen Diskursen und ihrem rollenspezifischen Verhalten verändern sich zum Teil kontinuierlich, zum Teil plötzlich. Das veränderte Rollenverhalten bzw. Rollenmuster und speziell die Zahl der verschiedenen Rollen, die der Einzelne zu spielen hat, können somit als Ausdruck für die Art der jeweiligen Gesellschaft gesehen werden.

⁶⁴² Vgl. Kiesel & Münch 1977: 63, 64.

Welche Rollen lässt Arthur Schnitzler seine Figuren in der Erzählung *Die Frau des Richters* spielen? Lässt er sie in der erzählten, vorindustriellen Zeit mit ihrem klaren, einfachen Rollenmuster agieren (wie Kleist) oder bewegen sich Schnitzlers Figuren in einem weiteren sozialen Rollennetz, das mehr der heterogenen Zeit des Entstehens entspricht? Die Analyse der sozialen Rolle/n der Protagonistin Agnes, der Frau des Richters, zeigt eindeutig eine klare Beschränkung auf die zugeschriebene Position Frau. Diese Position bestimmt alle ihre Positionsegmente, d.h. ihre Beziehungen zur Umwelt: Agnes ist Tochter, Weib, Gemahlin, Verwandte, Jugendgespielin, Freundin und schließlich ‚Gartenmädlein‘ des Fürsten. In diesen verschiedenen Rollensegmenten bewegt sich Agnes innerhalb der dargestellten Gesellschaft um 1770 und ist gefangen im weiblichen Diskurs. Aus ihrer zugeschriebenen Position heraus erwirbt sie sich die Position der Ehefrau, des Gartenmädleins und der Mutter. Ihre grundlegende soziale Rolle wird dadurch nicht in Frage gestellt, nur pluralisiert.

Agnes' Ausbruch aus der Ehe ist ein *Bruch* in ihren Rollensegmenten. Vom Bild der Kindfrau und treuen Ehefrau verwandelt sie sich zur *Femme fatale*⁶⁴³ (vgl. Kap. 5.4.9). Dieser Bruch ist kein Bruch in ihrer zugeschriebenen Position Frau. Agnes bricht mit ihren konventionellen Rollen und sie bricht mit den sozialen Normen der dargestellten Zeit (vgl. Kap. 5.4.9 – aktive Frau). Ihr aktives Handeln, um die Rolle eines Gartenmädleins zu erlangen, entspricht nicht den sozialen Erwartungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts und sollte demnach negative Sanktionen hervorrufen. Solche Sanktionen bleiben jedoch aus. Man kann im Gegenteil konstatieren, dass sie für ihren Bruch der sozialen Erwartungen mehrfach positive Sanktionen erfährt. Ihre soziale Stellung in der Gesellschaft ist nicht gefährdet und sie wird aus keiner sozialen Gemeinschaft verstoßen⁶⁴⁴ (vgl. Kap. 6.2). Das Ausbleiben von negativen Sanktionen deutet auf wichtige Veränderungen der gesellschaftlichen Normen und Erwartungen hin und zeugt damit auch von Veränderungen im Diskurs.

⁶⁴³ Vgl. z.B. Pohle 1998: 14.

⁶⁴⁴ Vgl. Tweraser 1998: 62.

Agnes' Initiative, die eine Veränderung innerhalb ihrer Frauenrolle nach sich zieht, gleicht äußerlich durchaus der Initiative der Marquise in Kleists *Die Marquise von O...* Beide Erzählungen schildern eine Art Emanzipation der Frau, doch unterscheiden sich die Motive für die Initiativen grundlegend. Die Marquise brauchte ihre sozial kurzfristig abweichende Initiative, um die Erwartungen und Normen der Gesellschaft wieder zu erfüllen, d.h. um ihrem Kind einen Vater zu beschaffen und so innerhalb der bestehenden Gesellschaft wieder akzeptiert zu werden (vgl. Kap. 5.2.3), also negativen Sanktionen auszuweichen. Die Initiative von Agnes dagegen hat ihren Grund in persönlicher Unzufriedenheit resp. dem Wunsch nach Selbstbestätigung. Ihre Rolle passt dabei nicht mehr in die Zeit um 1800, sondern ist eher die Rolle der psychologisierten Frau des beginnenden 20. Jahrhunderts und der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit ihren veränderten Normen und Konventionen und ihrer Suche nach neuen Identitäten (vgl. Kap. 2.5.1).

6.3.1 Soziale Rollen des Richters Adalbert Wogelein

Bei der Figur des Richters Adalbert finden wir ein völlig anderes Rollenbild als die bisher angeführten. Adalbert befindet sich in einem Netz von verschiedenen Rollen. Außer seiner zugeschriebenen Position – Knabe, Jüngling, Mann – spielt er die erworbene Rolle als Familienoberhaupt (Ehemann), als Schwiegersohn, als Freund (Altersgenosse, ehemaliger Schulkamerad und Student), als Richter (Amtsperson, Respektperson) und als Stammtischbesucher. In jeder seiner Rollen benimmt er sich völlig verschieden und gebraucht deutlich andere Diskurse. Er wechselt oft von einer Rolle in die andere über. Als Richter spielt er einen regierungstreuen, gesetzestreuen Beamten, stets untätigst gegenüber dem Fürsten. Am Stammtisch führt er revolutionäre, regierungsfeindliche Reden und als Ehemann versucht er u.a. seine männliche Würde aufrechtzuhalten. Sein Problem wird jedoch, dass er die verschiedenen Rollen auf die Dauer nicht auseinanderhalten kann,⁶⁴⁵ und dass er selbst nicht weiß, welche Rolle er eigentlich wirklich spielen soll oder will. Er weiß, dass seine Rollen nicht alle

⁶⁴⁵ Vgl. dazu Dahrendorfs Begrifflichkeit des „*inter-role conflict[s]*“ (Dahrendorf 1977: 77).

miteinander vereinbar sind, dass er ihnen nicht gewachsen ist und trotzdem oder gerade darum verwirrt und verstrickt er sich immer mehr in sie.

Sollte er nicht unverzüglich Audienz nehmen beim Herzog und ihn aufklären, daß es mit ihm, dem Richter Wogelein, keineswegs so bestellt sei, wie man nach des Tobias Klenk Geschwätz und Gebaren wohl hätte vermuten dürfen? Daß er ein redlicher und treuer, wenn auch eigenwillig und mutig denkender Beamter des Herzogtums war, der sich in seinem Leben nichts Böses hatte zuschulden kommen lassen? (Schnitzler 1996a: 104.)

Richter Wogelein ist sich also dessen bewusst, dass sein verwickeltes Rollenspiel, bei dem er oft gegen die gesellschaftlichen Erwartungen und Normen verstößt, ihm negative Sanktionen einbringen kann. Seine Angst vor solchen Sanktionen verunsichert ihn in jeder seiner Rollen und dadurch wird sein Rollenspiel immer wirrer und falscher: Er verrät seinen Freund Tobias (vgl. Schnitzler 1996a: 127). Er verleumdet den Fürsten (vgl. Schnitzler 1996a: 123) und er versagt völlig in seiner Rolle als Ehemann (vgl. Schnitzler 1996a: 117). Die Grenzen zwischen den verschiedenen Rollen werden für ihn unscharf und er verstrickt sich in ein Netz aus Lügen. Doch trotz allen Normbrüchen des Richters bleiben negative Sanktionen beinahe völlig aus. Adalbert selbst erwartet:

Schmach und Schande [... und dass er] sich nun niemals wieder auf die Gasse wagen durfte, ein Gespött jedem Buben, jeder Magd, dem ganzen Volk von Karolsmarkt. Und auch in die Gerichtsstube nicht mehr, ins Wirtshaus nicht und nirgendshin, wo die Leute ihn kannten! Vorbei war es mit Amt und Würden, vorbei mit dem Aufenthalt an diesem Ort [...].

Mußte er denn nicht vor allem fort, um der Rache des Tobias Klenk zu entfliehen [...]? [...] Agnes, der Herzog und Tobias Klenk [...] – ihnen allen mußte er entfliehen. (Schnitzler 1996a: 119, 120.)

Keine dieser von Richter Adalbert erwarteten Sanktionen treffen ein. Es verändern sich hier somit nicht nur Art und Härte der sozialen Bestrafung, sondern diese bleibt ganz aus. Das deutet darauf hin, dass hier grundsätzliche Veränderungen der gesellschaftlichen Normen stattgefunden haben, und dass auch der moralische Diskurs sich verändert hat (vgl. Kap. 6.1.2). Die ausbleibende Reaktion kommt explizit wie folgt zum Vorschein:

Auf dem Weg zum Gerichte hin empfing er [der Richter] und erwiderte er, wie allmorgendlich, manchen Gruß, in dem kein Spott, keine Mißachtung, ja keinerlei Ahnung von dem Geschehenen sich zu verraten schien. In der Amtsstube wartete der Schreiber ganz wie gewöhnlich [...]; und ohne weiteren Verzug nahmen die Verhandlungen ihren Anfang und Fortgang wie jeden Tag. (Schnitzler 1996a: 133.)

Den Richter trifft also keine öffentliche Ächtung. Seine Ehefrau Agnes kehrt morgendlich ins richterliche Haus zurück und fungiert aus der Sicht der Öffentlichkeit als normale Hausfrau. Adalberts äußere Fassade bleibt erhalten und auch Tobias Klenk, der seinem Ansehen schaden könnte, verschwindet nun für immer aus seinem Leben (vgl. Schnitzler 1996a: 134). Der Fürst jedoch bestraft Adalbert spürbar:

Ihr dauert mich nicht; [...] so sollt Ihr wissen, daß ich von hier [...] geradewegs nach dem Schlosse Karolslust zu fahren gedenke, und daß Euer Weib heute [...] in meinem fürstlichen Bette schlafen wird [...]. (Schnitzler 1996a: 131.) (Vgl. dazu auch Kap. 2.4.)

[Von einer] Anstellung beim Reichsgericht in Wetzlar (war) nicht weiter die Rede [...]. (Schnitzler 1996a: 134.)

Die negativen Sanktionen des Fürsten treffen den Richter sowohl in seiner zugeschriebenen Position Mann als auch in seiner erworbenen Berufsposition. Im privaten Bereich wird Adalbert als Mann auch von seiner Ehefrau bestraft. Agnes fährt allabendlich ins Lustschloss des Fürsten und kehrt immer erst am Morgen wieder nach Hause zurück, außerdem ist ihr erster Sohn ein Kind des Fürsten (vgl. Schnitzler 1996a: 133, 134). Es ist jedoch nicht eindeutig, ob Adalbert Agnes' Benehmen wirklich als Strafe erlebt, denn: „Es war ihm behaglicher, als wenn sie dagewesen wäre“ (Schnitzler 1996a: 133). Agnes Sanktionen gegen Adalbert können im weiteren Verlauf ihres Zusammenlebens auch als positive Sanktionen betrachtet werden, denn „drei Jahre später wurde dem Richter [...] noch ein zweiter Sohn geboren, der es aber in seinem ferneren Leben nicht zu gleichem Ansehen brachte, wie sein älterer Bruder [...]“ (Schnitzler 1996a: 134). Eine nähere Bestimmung der Auswirkungen, ob positiv oder negativ, hängt von der rezeptionsbedingten Interpretation durch den jeweiligen Leser ab.

Sowohl die Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Rollen als auch das Bewusstsein der verschiedenen Rollenspiele sind typisch für die heterogene Gesellschaft der 1920er

Jahre. Die Wirrnis und die Suche Adalberts nach seiner eigenen Identität, nach einer ihm passenden Rolle, d.h. die Psychologisierung des sozialen Rollenspiels, sind ebenso typisch für die Zeit und die Autorschaft Schnitzlers, dem „Doppelgänger“⁶⁴⁶ Freuds. Adalbert sucht, wie Agnes, seine eigene Identität, was ihm jedoch nicht gelingt. Es ist daher die Umwelt, die ihn in seine Rolle zwingt. Eine unerwünschte Rolle, in die er sich willenslos zu fügen hat.

In seinen Betrachtungen über ‚Kakanien‘ beschreibt Robert Musil explizit die Heterogenisierung der Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts, mit ihrer steigenden Zahl an sozialen Rollen für den Einzelnen, dem Zwang des Einzelnen nach Individualisierung und der daraus folgenden Psychologisierung in einer verunsicherten Welt voller Veränderungen und Erneuerungen auf allen Gebieten der Gesellschaft:

(J)eder Mensch hat nur ganz bestimmte Aufgaben, die Berufe sind an bestimmten Orten in Gruppen zusammengezogen, man ißt während der Bewegung, die Vergnügungen sind in andern Stadtteilen zusammengezogen, und wieder anderswo stehen die Türme, wo man Frau, Familie, Grammophon und Seele findet. Spannung und Abspannung, Tätigkeit und Liebe werden zeitlich genau getrennt [...].⁶⁴⁷

(E)in Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf [...]. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume [...].⁶⁴⁸

Schnitzlers Figur des Richters Adalbert entspricht einer Figur dieser neuen Zeit, nicht einer Figur der Jahrhundertwende um 1800. Das Rollenmuster bricht mit der erzählten Zeit und die zu erwartenden negativen sozialen Sanktionen wegen der Rollenbrüche bleiben aus.

⁶⁴⁶ Weinzierl 1998: 63. Vgl. auch Scheible 1986: 143.

⁶⁴⁷ Musil 2000: 32.

⁶⁴⁸ Musil 2000: 34.

6.3.2 Weitere soziale Rollen

Die Stellung und Rolle der Familie in *Die Frau des Richters* ist eindeutig eine andere als in Kleists Werken. Adalbert und Agnes leben in ihrer kleinen, relativ geschlossenen Primärfamilie. Agnes' Vater, der parallel vier wichtige soziale Rollen spielt, d.h. vier verschiedene erworbene Positionen hat – Vater, Schwiegervater, Apotheker und Bürgermeister – steht hauptsächlich als Garant dafür, dass Agnes aus gutbürgerlichem Hause stammt und somit eine ‚gute Partie‘ für den Richter war. Das bestätigt explizit auch der Fürst im Gespräch mit Agnes: „So habt Ihr denn, schöne Frau [...] einen vorzüglichen Vater“ (Schnitzler 1996a: 113). Im Familienleben des richterlichen Haushalts spielt der Vater ansonsten nur die Rolle als eine von vielen Kontaktpersonen im sozialen Spiel mit der Außenwelt. (Adalberts Eltern waren schon zu seiner Studienzeit „kurz hintereinander verstorben“ (Schnitzler 1996a: 82) und kommen daher nicht mehr als soziale Positionen in Frage.) Die kleine (Primär)Familie von Adalbert und Agnes tritt nie als soziale Einheit, mit eigener sozialer Position, gegenüber der Gesellschaft auf (vgl. Kap. 6.2 – *Die Marquise von O...*). Die Familienstruktur und das Familienverhalten in *Die Frau des Richters* können somit auch als Bruch mit den sozialen Normen und Konventionen des Rollenspiels in der erzählten Zeit verstanden werden.

Tobias Klenk, der Gegenspieler, Jugendfreund und Saufbruder Adalberts, spielt im Laufe seines Lebens ebenfalls viele verschiedene Rollen; außer seinen zugeschriebenen Positionen Sohn und Bruder spielt er u.a. die erworbenen Rollen als Freund, Soldat, Reisebegleiter, Hofmeister, (vermutlicher) Krimineller und Saufbruder (vgl. Schnitzler 1996a: 78, 79). Er bewegt sich aber, im Gegensatz zu Adalbert, selbstsicher von einer Rolle zur anderen. Er vermischt sie nicht und steht zu den einzelnen Rollen. Er lässt sich nicht korrumpieren. So hält er z.B. als Freund Adalbert die Treue und lügt nicht, um vom Fürsten Vorteile zu erlangen (vgl. Schnitzler 1996a: 126). Er ist auch ehrlich gegenüber dem Fürsten, ohne sich vor *negativen Sanktionen* zu fürchten, die unmittelbar zu erwarten sind (vgl. Schnitzler 1996a: 129). Tobias spielt jedoch seine Rollen nicht alle gleichzeitig, wie der Richter, sondern sukzessiv eine nach der anderen. In

seiner zugeschriebenen Position Mann verbleibt seine Rolle jedoch undeutlich und ist dadurch rezeptionsabhängig. Tobias

– war mit einem jungen Baron [...] als Reisebegleiter und Hofmeister umhergezogen [...]. (Schnitzler 1996a: 78.)

– war eines Abends mittels einer alten Kutsche, in der eine nicht mehr ganz junge, reichgekleidete Dame saß, aus dem Wirtshaus abgeholt worden [...]. (Schnitzler 1996a: 78.)

Er erklärt dem Richter vor Gericht, der konstatiert, dass Tobias noch unvermählt sei: „Und hoffe es zu bleiben.“ (Schnitzler 1996a: 97.) Mehr Aufschluss über Tobias' Rolle als Mann erhält der Leser nicht. Erwartungen der Gesellschaft werden in dieser Hinsicht nicht an ihn gestellt und er erfährt diesbezüglich weder positive noch negative Sanktionen.

6.4 Zusammenfassung der sozialen Rollenbilder

Gemäß Dahrendorfs Theorien zum *homo sociologicus* hat sich mit der modernen Gesellschaftsentwicklung die Zahl der sozialen Rollen, die ein Mensch jeweils zu spielen hat, vervielfacht. Dementsprechend kann man konstatieren, dass die einzelnen Protagonisten in Kleists Werken noch eine relativ geringe Zahl von Rollen spielen. In der literarisch dargestellten Gesellschaft des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts stehen die Positionen der weiblichen Protagonisten immer im Bezug zu ihrer zugeschriebenen Geschlechtsposition, während die Männer auch eine oder mehrere erworbene Positionen haben können, die nicht unmittelbar auf ihre Geschlechtsposition zurückzuführen sind. Die Familie bildet bei Kleist eine soziale Einheit, die gegenüber der Gesellschaft ihre eigene soziale Position vertritt. Bei einem Verstoß gegen die gesellschaftlichen Rollenerwartungen werden Kleists Protagonisten immer den erwarteten (meist negativen) Sanktionen ausgesetzt.

In Schnitzlers *Die Frau des Richters* findet man ein verändertes Rollenbild, in dem sich die Zahl der sozialen Rollen des Einzelnen vergrößert hat. Besonders Richter Adalbert

spielt viele grundverschiedene soziale Rollen. Er hat aber Schwierigkeiten, diese auseinander zu halten und gerät in einen Rollenkonflikt. Vergleichbar mit den Frauenfiguren bei Kleist, hat auch Agnes nur solche erworbenen Positionen, die von ihrer zugeschriebenen Geschlechtsposition ausgehen. Ihr Verstoß gegen die sozialen Rollenerwartungen führt jedoch *nicht* zu negativen Sanktionen, genau so wenig wie Adalberts Bruch der an ihn gestellten sozialen Erwartungen. Die negativen Sanktionen, die trotz allem vorkommen, erweisen sich in zeitlicher Perspektive als positive Sanktionen. Das Ausbleiben der erwarteten negativen Sanktionen zeugt von Veränderungen der Normen und Konventionen in der Gesellschaft und im Diskurs. Das soziale Rollenbild in *Die Frau des Richters* scheint nicht mehr der erzählten Zeit gemäß zu sein, sondern spiegelt eine heterogenere Gesellschaft.

7 ERGEBNISSE, PROBLEME, AUSSICHTEN

Die in dieser Arbeit näher untersuchten Verflechtungen der verschiedenen zeitlichen Ebenen, die in einer historischen Erzählung wie *Die Frau des Richters* von Arthur Schnitzler aufeinanderstoßen, erweisen sich als interessante, fruchtbare Ausgangspunkte für meine Untersuchung der literarischen Dimensionen des Werkes. Gleichzeitig hilft der dargestellte historische Ansatz auch, die beiden hier näher betrachteten Zeitebenen (erzählte Zeit und Entstehungszeit) neu zu betrachten. Die Zeit der Werkrezeption (heutige Rezeption) wurde dabei bewusst außer Acht gelassen. Im Laufe vorliegender Arbeit wurde wiederholt auf das Problem der Einzeltextanalyse aufmerksam gemacht, so bereits in Kap. 1.4 als Begrenzung der Möglichkeiten einer Diskursanalyse. Foucault selbst betrachtet den theoretischen Ansatz als nicht geeignet zur Analyse einzelner Texte (vgl. Kap. 5.1.9). Daher sind die in dieser Arbeit aufgewiesenen Diskurse und Diskursstränge immer nur als Beispiele für mögliche Diskurse zu verstehen und nicht als repräsentativ für die Darstellung einer ganzen Epoche. In der Perspektive der unterschiedlichen Analyseansätze, d.h. der Gattungsanalysen (Erzählung/Novelle, historische Erzählung; Kap. 3), der Frage nach den intertextuellen Bezügen (Kap. 4), der verschiedenen diskursanalytischen Ansätze (Kap. 5) und der Suche nach sozialen Rollenmustern (Kap. 6), erscheint die Individualität des Einzeltextes als nicht mehr so eindeutig. Die Einreihung von *Die Frau des Richters* in verschiedene systematische Kontexte reduziert das Bild des individuellen selbständigen Textes. Dieser Reduktion der Individualität wird durch den offenen Gattungsbegriff Erzählung anfangs zwar noch etwas Einhalt geboten (Kap. 3.1.2), sie tritt aber schon durch die dargestellte Verwendung der gattungsspezifischen Mittel der historischen Erzählung deutlich zum Vorschein. Im Versuch, die literaturhistorisch wenig beachtete historische Erzählung Schnitzlers auf ihre Qualität als archäologisches Artefakt zu prüfen, wird der Einfluss der gattungstypischen Erzählmittel (vgl. Kap. 3.2.2) auf die Vermittlung des gestalteten Zeitbildes deutlich. Der Autor verwendet für seine historische Erzählung typische Mittel wie authentische Namen und Orte und versucht damit die Mentalität und Moral des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu spiegeln. Die im Text eingesetzten historischen Tatsachen erlauben also, die intentionale zeitliche Verankerung von *Die Frau des*

Richters zu erkennen. Über diese zeitliche Verankerung hinaus können jedoch im Weiteren kaum explizite Aussagen über die Intentionen des Autors gemacht werden.

Die deutlich erkennbaren intertextuellen Bezüge zwischen *Die Frau des Richters* und Kleists Drama *Der zerbrochene Krug* stützen die durch die Gattungsanalyse erhaltene zeitliche Verankerung und begründen den weiteren Ansatz mit konkreten intertextuellen Bezügen zu anderen Texten und anderen Autoren der deutschen Kanonliteratur der Klassik um 1800 (vgl. Kap. 4.2). Durch die in Kap. 3 und 4 durchgeführten Analysen wird somit eine Kontextualisierung mit der Kultur und Lebensweise der erzählten Zeit möglich und das u.a. durch sozio-kulturelle Kommunikationseinheiten vermittelte Epochengefühl wird explizit fassbar. Dabei zeigt sich auch, dass sich die Funktion der gattungstypischen Geschichtssignale und der intertextuellen Kommunikationseinheiten z.T. überschneiden. Die mit Hilfe der gattungstypischen Mittel und der intertextuellen Einreihung in den Kanon der Klassik vermittelte Zeitauffassung wird zusätzlich durch die von Arthur Schnitzler verwendete Sprache verstärkt. Dieser Versuch des Einreihens in ein literarisches System der Gleichzeitigkeit mit der erzählten Zeit reduziert jedoch (wie oben dargestellt) die Individualität des Einzeltextes und somit auch die Kritik an einer solche Analyse.

Die Beispielanalysen, mit Texten von Kleist und Musil, zur Darstellung der Diskurswelten der beiden Zeitebenen – erzählte Zeit und Zeit des Entstehens von *Die Frau des Richters*, die ebenfalls als Einzeltextanalysen durchgeführt wurden – erlauben dem Leser einen Einblick in die beiden Diskurswelten. Dabei wird es möglich, typische Diskurse der jeweiligen Zeitebenen zu erkennen. Ein Beispiel dafür sind die veränderten Machtstrukturen. Die um 1800 herrschende Macht des Patriarchats und der Stände ist in den 1920er Jahren durch die Macht des Geldes im Zeichen des Unternehmertums verdrängt (vgl. Kap. 5.2.3 und 5.3.3).

Im Verlauf der verschiedenen Analysen wird langsam eine Tiefenstruktur in *Die Frau des Richters* sichtbar. Der eindimensionale Text erscheint als Hologramm, d.h. er wird vieldimensional. Er verliert seine eindeutige historische Bestimmbarkeit und gewinnt

damit eine vielseitige Aussagekraft. Dabei muss auch immer auf die Leserbedingtheit, die Rezeptionsabhängigkeit, hingewiesen werden, denn jeder einzelne Leser rezipiert den Text individuell. Darüber hinaus verändern sich auch die Lesererwartung, die Leserhaltung und das Textverstehen je nach Raum und Zeit des Lesens. Die Frage, was wird von wem resp. wie wird gelesen und verstanden, kann somit nie eindeutig festgelegt werden. Daher kann sich eine beinahe endlosen Kette von Zusammenhängen entwickeln, bei der alles auf alles verweist. Gerade die Suche nach Brüchen im Verstehen (vgl. Kap. 5.4) und das Aufzeigen von möglichen Anachronismen lässt dabei eine historische Kontinuität sichtbar werden, da sich die epochenübergreifenden Normen und Konventionen meistens leichter nachweisen lassen als implizite Veränderungen. Diese Kontinuität der traditionellen Konventionen erschwert oft eine konkrete Einreihung der einzelnen Aussagen in zeitlich abgegrenzte Diskursstränge, können doch auch wortgleiche Aussagen auf verschiedenen historischen Ebenen z.T. unterschiedlichen Diskursen zugeschrieben werden. Auch der Gehalt oder die Bedeutung von Aussagen kann sich im Laufe der Zeit verändern, aber sie können als effektive Aussagen an sich erhalten bleiben. Diese Kontinuität und Verkettung von Aussagen und Diskurssträngen im Werk wird unweigerlich immer von der Zeitebene des Lesens kontaminiert. Obwohl die Zeit des gegenwärtigen Lesens (wie festgestellt) in dieser Arbeit nicht als eigene Zeitebene analysiert wird, übt sie doch immer Einfluss auf den Leser von heute aus.

Mit den Resultaten aus Kap. 5.4 darf der Schluss gezogen werden, dass eine Problematisierung der Diskursanalyse bei der historischen Erzählung gerechtfertigt ist. Die hier diachron durchgeführte vergleichende Analyse zeigt deutlich, wie leicht ein zeitlich klar definiertes Suchraster das Ergebnis beeinflusst oder sogar steuert und wie leicht sich interpretatorische Ansätze immer wieder anbieten und einschleichen. Schon die Betrachtung der Beispielanalysen (Kap. 5.2 und 5.3) zeigt, wie diffus die Grenzen zwischen objektivem Finden von effektiven Aussagen und hermeneutischer Sinngebung sein kann. Immer wieder drohen die Ansätze ins Interpretatorische auszuweichen, wiederholt müssen die Aussagen in die relative Objektivität zurückgeholt werden und an konkret nachweisbaren effektiven Aussagen anderer Quellen überprüft werden (vgl. z.B. Kap. 5.4.2). Die Zuordnung der Diskurse verlangt oft eine Interpretation, da die

effektiven Aussagen polyvalent sind und ein Verständnis über Werk und Kontext voraussetzen, das eindeutig hermeneutisch zustande gekommen ist. Die Positivität der effektiven Aussagen droht auf diese Weise immer wieder durch eine Bedeutungszuschreibung für den Handlungsverlauf im Text zu verschwinden. Dadurch entsteht ein Wechselspiel zwischen diesen beiden Elementen und das Heraustreten aus der Textaussage ins Umfeld der kontrastierten Zeitebenen muss immer wieder neu vollzogen werden. Ebenso werden die Grenzen zwischen Intertexten und Diskursen sowie zwischen Diskursen, historischen Quellen und sozialen Realitäten diffus. So ist wohl eigentlich Diskurs größtenteils immer eine Art synchrone Intertextualität,⁶⁴⁹ denn wir gründen unser Zeitbild hauptsächlich auf schriftliche Dokumente einer bestimmten Zeit. Daher ist die oben dargestellte Einbettung der historischen Erzählung in den literarischen Kanon der deutschen Klassik für das in *Die Frau des Richters* vermittelte Epochengefühl so wichtig.

Schriftliche Texte bzw. Dokumente decken jedoch den Diskursbegriff nicht in jeder Hinsicht, denn Diskurse umfassen immer mehr. Dazu gehört auch tradiertes Wissen u.a. in Form von Normen, Konventionen, Tabuisierungen und (Wert)Vorstellungen, von tradierten Denkart und Denkmustern, die beinahe unveränderlich fortwirken, trotz historischen Brüchen und verändertem Wissen (vgl. Kap. 5.4.7.2). Auch unser eigenes Fazitwissen über den Verlauf der Geschichte steuert unsere Rezeption und wird zu einer Demonstration von Macht. Ist es doch immer eine institutionalisierte Macht, die Produktion und Rezeption eines Fazitwissens mitbestimmt, die die Informationen steuert und ausschlaggebend über tradierte Konventionen und Normen ihren Einfluss ausübt. Kurz gesagt, es gibt immer eine institutionalisierte Macht, die unser Denken mitsteuert und begrenzt. Wie Foucault konstatiert, sind wir permanent gefangen im eigenen Diskurs (vgl. Kap. 5.1.5 und 5.1.6). In diesem Sinne geht der Begriff *Diskurs* über den konkret erfassbaren synchronen Intertextualitätsbegriff hinaus und ist trotzdem immer gerade auf eine solche konkrete Intertextualität angewiesen. Daher geht die Suche nach Diskursen, die Diskursanalyse, immer über die Grenzen der Intertextualität hinaus, sprengt deren Rahmen, indem sie den gesamten ‚Strom des Wissens‘ einer Zeit

⁶⁴⁹ Vgl. Kap. 5.1.8, Zitat Busse: „Diskursive Relationen...“ (Busse 2000: 49).

nicht aus den Augen verlieren darf. Dabei spielen das historische Apriori und die Koexistenz von möglichen Aussagen eine ausschlaggebende Rolle. Ein Beispiel dafür ist das Bild der traumatisierten Sexualität der Richterfigur Schnitzlers (vgl. 5.4.8). Dieses Bild kann nur in der Koexistenz mit der gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Entwicklung einer allgemeinen Psychologisierung der Gesellschaft und des Sexuallebens, explizit diskursiviert durch Freuds Lehren, aufkommen, nicht schon hundert Jahre früher.

Arthur Schnitzler bewegt sich somit, wie vorliegende Arbeit zeigt und wie auch zu erwarten war, auf der diskursiven Ebene seiner eigenen Zeit. Aber es gelingt Schnitzler auch in die Vergangenheit einzudringen, indem er seine Erzählung in den soziokulturellen Raum der Vergangenheit hineinprojiziert. Dazu stützt er sich auf die tradierte Kontinuität der gesellschaftlichen Normen und Konventionen und auf tradiertes Geschichts-, Gesellschafts- und literarisches Wissen. Auf der Spurensuche nach Brüchen zwischen dargestellter Zeit und Entstehungszeit kommen Zeitphänomene und Diskurse zum Vorschein, die nicht ohne eine nähere Analyse sichtbar geworden wären (vgl. z.B. Kap. 5.4.6). Brüche im Diskurs zeigen sich an unerwarteten Stellen. Es sind oft Aussagen, die für den inneren Verlauf der Erzählung kaum Relevanz haben. Der in der Erzählung relevante anachronistische Bruch, die psychische Traumatisierung des Richters, zeigt sich erst durch eine hermeneutische Interpretation des Textes und *nicht* durch die Positivität der effektiven Aussagen.

Die Theorie Ralf Dahrendorfs bietet einen experimentellen Ansatz (vgl. Kap. 6) und erweist sich als interessantes und adäquates Komplement zu den vorausgehenden Analysen. Insbesondere komplettieren die erhaltenen Resultate die Diskursanalyse von *Die Frau des Richters*, denn es zeigt sich, dass sich die Rollenmuster bei Kleist und Schnitzler den Erwartungen der sozialen Homogenität resp. Heterogenität, ihrer jeweiligen Entstehungszeit entsprechend unterscheiden. Das Rollenmuster der Protagonisten Schnitzlers unterscheidet sich von den Rollenmustern bei Kleist durch eine Pluralisierung, so wie das den Theorien Dahrendorfs gemäß zu erwarten ist. Es sind jedoch vor allem die Veränderungen der gesellschaftlichen Normen, die am markan-

testen auffallen. Die negativen Sanktionen der Umwelt, so wie sie bei einem Verstoß gegen die rollenspezifischen Erwartungen der Gesellschaft um 1800 zu erwarten sind, bleiben in Schnitzlers *Die Frau des Richters* grundsätzlich aus. Damit bestätigt die Analyse der sozialen Rollen die oben gezogenen Schlüsse, dass der Autor sich mit seiner historischen Erzählung trotz allem auf seiner eigenen diskursiven Ebene bewegt.

Vorliegende Arbeit ging davon aus, die theoretischen Ansätze jeweils konkret am Text zu überprüfen. Damit sollte vermieden werden, dass sich literaturwissenschaftliches Arbeiten im rein theoretischen Raum verliert, was bei Arbeiten mit der Diskurstheorie Foucaults leicht der Fall ist, da sie keine eigentliche Methode anbietet. Auch wenn die dabei erreichten Resultate bisheriges Wissen nicht revolutionierend verändern, sondern eher bestätigen, gibt diese empirisch durchgeführte Arbeit Einsichten und Antworten auf bisher kaum gestellte Fragen und zeigt Wege für die zukünftige Arbeit mit Diskursanalysen auf. Für Diskursanalysen ganz allgemein, nicht nur bei der Analyse historischer Erzählungen/Romane, sollte die Problematik des a priori eingestellten Suchrasters meiner Meinung nach immer eine vergleichende Dimension mit anderen zeitlichen Ebenen berücksichtigen. Die Gefahr, die effektiven Aussagen interpretativ als typisch für die gesuchte Zeit darzustellen, überschattet jede Lektüre und sollte nicht unterschätzt oder übersehen werden. Es kann durchaus so sein, dass eine (literarische) Diskursanalyse ohne Interpretation gar nicht möglich ist. Fordert nicht schon jedes Lesen eine Form der Interpretation?⁶⁵⁰ Der, wie es also scheint, unausweichbare Anteil an Interpretation (Hermeneutik) auch bei der Diskursanalyse ist eines der Probleme, denen sich ein Analytiker immer bewusst sein muss. Im Zusammenhang mit literarischen Werken braucht jedoch dieses Problem nicht unbedingt als negativ angesehen zu werden. Es erlaubt, ja ermöglicht, doch gleichzeitig auch eine differenziertere Rezeption eines Werkes und kann die literarische Dimension erweitern, was meines Erachtens bei Schnitzlers *Die Frau des Richters* unbedingt der Fall ist. Die Vielfalt der möglichen ‚roten Fäden‘ in der Erzählung (vgl. Kap. 3.1.2) und die oft flexible Bestimmung der Diskurszugehörigkeit der effektiven Aussagen (vgl. Kap. 5.4) sind dafür nur Beispiele.

⁶⁵⁰ Vgl. Kap. 5.1.9, Literaturanalyse ohne Interpretation... (vgl. Bogdal 1999: 28).

Ein neuer Ansatz mit einem breiteren sozialtheoretisch-soziologischen Hintergrund und einer spezifischeren literatursoziologischen Theorie wäre demnach ein möglicher begehbarer Weg für eine weitere Auseinandersetzung mit der historischen Erzählung Schnitzlers. Man stößt, wie diese Arbeit zeigt, immer wieder auf die sozialen Realitäten der verschiedenen Zeitebenen. Oft übertrifft das Bild der sozialen Realität die Macht der effektiven Aussagen bei der Rekonstruktion von Diskurs(en). Die Welt der Diskurse, über die eine zeitliche Ebene jeweils verfügt (oder die jeweils über eine zeitliche Ebene verfügt), umfasst ein breites sozio-kulturelles Spektrum, das daher noch näher zu untersuchen wäre.

Die in dieser Arbeit völlig außer Acht gelassenen Möglichkeiten der literarischen synchronen Intertextualität könnten ebenfalls die vorliegenden Analysen bereichern und ergänzen. Ein Einbetten des Schnitzlerschen Textes in den Kontext der 1920er Jahre mit Hilfe anderer literarischer Werke dieser Zeit (z.B. historischer Romane und Erzählungen von Autoren wie Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Thomas und Heinrich Mann) könnte möglicherweise ein ganz anderes Bild zum Vorschein bringen. Synchrone Vergleiche könnten bestenfalls dazu beitragen, dass die effektiven Aussagen in Schnitzlers Text eindeutiger den Diskurssträngen der 1920er Jahre zugeordnet werden könnten. Es wäre demnach zu prüfen, ob es koexistente Aussagen mit Aussagen in der Literatur der Entstehungszeit, d.h. im System der Gleichzeitigkeit gibt (vgl. Kap. 5.1.1).

Im weiteren gäbe es auch die Möglichkeit, die Charaktereigenschaften verschiedener Protagonisten Schnitzlers mit den Charakterzügen der Protagonisten anderer literarischer Werke eingehender als bisher zu vergleichen. Dabei wäre sowohl der Vergleich synchroner wie diachroner Figuren interessant. Ein solcher Vergleich zwischen verschiedenen persönlichen Charakteren verschiedener Zeitebenen könnte beispielsweise zwischen den Protagonisten Tobias (Schnitzler) und Posa (Schiller) resp. zwischen Tobias und Karl Moor (Schiller) angestellt werden (vgl. Kap. 4.2.2) oder bei den beiden Richterfiguren Adalbert und Adam (Schnitzler und Kleist). Diese bisher unbeachteten Aspekte könnten möglicherweise Aufschluss über Gemeinsamkeiten und Gegensätze

im Denken der verschiedenen Zeitebenen geben, wobei eventuell gerade Brüche in der Art und Weise zu denken besser fassbar werden könnten. (Was ist oder war (un)möglich zu denken? Vgl. Kap. 5.1.1.⁶⁵¹)

Die Frage des Referenzrahmens, auf die schon einleitend in Kap. 1.4 hingewiesen wurde, bleibt ein unumgängliches und zugleich unlösbares Problem. Das Wissen über eine historische Zeit und Welt ist immer stark begrenzt, denn „man (kann) das Archiv einer Gesellschaft [...] nicht erschöpfend beschreiben [...]“⁶⁵² Bei einer Analyse können immer nur Fragmente, fragmentarische Teile von möglichen Diskursen bewusst werden und jede Auswahl ist auch von daher a priori gesteuert. Der unweigerlich stark begrenzten Zahl und Auswahl der Quellen liegt immer auch schon eine gesteuerte Wahl zu Grunde. Die Frage nach der adäquatesten Referenz, nach den richtigen Fragestellungen, dem besten Suchraster, kann nie befriedigend gelöst werden. Weder zeitlich, räumlich noch ideologisch ist das (Text)Universum jemals erschöpft. Der Kontextualisierungsprozess kann nie als abgeschlossen gelten. Der Kampf um die ‚Wahrheit‘ geht immer weiter. Das letzte Machtwort ist noch nicht gesagt und wird auch, so wollen wir hoffen, nie wirklich gesagt werden, denn

[c]ultural analysis is intrinsically incomplete. And, worse than that, the more deeply it goes the less complete it is. It [...] is to intensify the suspicion, both your own and that of others, that you are not quite getting it right.⁶⁵³

⁶⁵¹ Vgl. Foucault 1997: 17.

⁶⁵² Foucault 1995: 188, 189.

⁶⁵³ Geertz 1993: 29.

SUMMARY**RUPTURES IN TIME****Experimental Analyses of Arthur Schnitzler's Story *Die Frau des Richters*
(The Judge's Wife) with Reference to Archaeological Strata and Discourses**

The present study sets out from the problem of the different time levels that collide in fictional historical narrative. By setting his work in an earlier period of time the author plays with these different levels and may try to cover up the traces of his own time in his writing. According to Michel Foucault's notion of historical discourse the actual time of writing will always be inscribed in the text whatever the intention of the author. Our perception of what is real and the dominant conventions of our time unavoidably manifest themselves in our texts. Thus, written documents become vehicles of normative paradigms and current knowledge existing at their time of origin and can be employed like archaeological finds to (re)construct socio-cultural and intellectual strings of the past.

According to Foucault, the analyst should restrict his findings to actual positive statements and avoid all forms of individual interpretation. But when discourse analysis is applied to historical fiction the archaeological value of the text becomes problematic and the a priori concepts of the analyst start to interfere and temporal ambiguity creeps in. The question arises whether the author of historical fiction intends to transport himself to the discourse of another time or whether this is even possible, and whether the text includes statements that can, perhaps even simultaneously, be attributed to the different temporal strata. In this connection it is particularly important to be able to recognise ruptures in what was knowable at any one time. Which contemporary conventions of thought or writing has the author been either unable or unwilling to overcome retrospectively? How far is his writing influenced by his knowledge of the further course of history over and beyond the period in which his work is set?

The present study concentrates on Arthur Schnitzlers historical short story *Die Frau des Richters* (The Judge's Wife), first published in 1925 but set in the latter half of the 18th century. The temporal strata of discourse involved here are thus the time of the narrative, the late 18th century and that of Schnitzler's lifetime from the end of the 19th century to the time of writing in the 1920s. In order to be able to attribute the discursive statements with the text to one or the other of these discursive strata the social and historical situation of each period involved needs to be taken into account.

The study, which is built up as a kind of mosaic, falls into two main parts. The first part consists of a number of more or less traditional literary analyses. After a detailed presentation of Schnitzler's story the question of its genre is discussed. The term *Erzählung* is given preference over the more restrictive term *Novelle* which, with its very specific connotations in the German literary tradition, might be seen to prejudice the reading too much. Reading the work as a historical *Erzählung* helps to reveal the specific mechanisms employed by the author to create a historical atmosphere. These include the use of authentic names like "Diderot" and "von Grimm" which help to situate the story in its proper period of the late 18th century. This reading in turn invites an intertextual reading to reveal the story's debt to classical authors like Goethe, Schiller and Kleist. With paraphrases and allusions to these authors Schnitzler achieves a certain stylistic affiliation to the literature of the 18th century.

The second main part of the study abandons traditional approaches of literary studies and removes the author from its focal centre. In a less conventional manner, questions of literary history are now viewed in relation to discourse theory using Foucault's concept of historical discourse as its theoretical base. While expounding the basic theory, Foucault himself did not actually develop a specific method for its application in practice. To compensate for this deficit the present study adds to the "toolbox" left by Foucault, terms used by Link and Jäger, without however adopting their methodology. In the analytical approach developed in chapter 5 of this study terms like *effektive Aussage* (*effective statement*), *Spezialdiskurs* (*specialist discourse*), *Interdiskurs* (*Interdiscourse*) and *Gegendiskurs* (*Counterdiscourse*) are adopted for the purpose of attributing state-

ments to specific discourse formations. The a priori basis of the analysis is formed by the two historical periods under examination, the time of the story and the time of its writing with their specific discursive interests and embedded in their social and historical reality. The analysis attempts to attribute the effective statements from the text together with other possible statements to their respective historical discourses while at the same striving to avoid interpretative intrusion. *Effective statements* should always be seen in the light of their positive occurrence, but this aim turns out in the course of the study to be quite problematic since their recognition as such is highly dependent on the a priori knowledge and selection categories of the reader or analyst.

In order to illustrate some of the possible discourses to be found in each of the periods involved, a characteristic literary text from each period is first analysed independently. These are Heinrich von Kleist's *Die Marquise von O...*, for the turn of the 18th and 19th centuries, and Robert Musil's *Grigia*, as a representative of writing contemporary to Schnitzler. In Kleist's text typical patriarchal power discourse can be found in connection with the discourse of class hierarchy and military honour. Female power is restricted to a counterdiscourse which serves, in the long term, to confirm the patriarchal power base. The discourse of power in *Grigia* is concerned with money and business in the American style. The growing importance of science is reflected in Musil's text in the use of anthropological discourse in the description of the mountain village and its population presented in the manner of an ethnographic report. The traumatic experience of World War I can be detected in the form of a non discursive taboo.

In the discourse analysis of *Die Frau des Richters* the effective statements are read against the background of the discourse of each of the periods involved in order to test which statement was, or could have been, an effective statement in terms of late 18th century discourse, and which statements are founded on knowledge or the conventional understanding of the twentieth century. In the course of this analysis the influence of the analyst's tools becomes increasingly apparent. Nonetheless, reading the story in the context of two different periods does reveal certain historical slips on the part of the author. His conventionalised understanding of terms like school, school building and

teacher are anachronistic in connection with the 18th century. Further anachronisms can be seen in the activity of the judge's wife who takes command of her own life in the manner of the 1920s without this actually becoming a discursive event in the text. A further intrusion of 20th century thinking can be seen in the way the psychological deficiency of the judge is attributed to a traumatic experience in his youth. But this intrusion can in fact only be discerned with the help of a hermeneutic reading. It is not apparent in any single effective statement. Definitive attribution of *Die Frau des Richters* to the discourse of the 20th century is thus not founded upon the positivity required by Foucault. The ethical and moral discourse in the story which divides people into the decent and the suspect, can, on the other hand, equally be attributed to both periods.

Despite the fact that the analysis of a single text cannot claim to be really representative, the analysis does show that there are anachronisms that remove certain features of the story from the time they were set and place them in the 20th century. These are "ruptures in time" that the author with his historical and scientific knowledge and his own background of norms and conventions was unable to overcome.

As a final stage in the argument the social roles of the characters in the literature of both periods (represented here by Kleist and Schnitzler) are analysed in the light of the social theory of Ralf Dahrendorf who suggests that the number of roles played by the single individual in society has changed in the course of history. Comparing the protagonists in Kleist and Schnitzler reveals that Schnitzler's judge Adalbert has a considerably less homogenous role than Kleist's characters and that Schnitzler is in this respect more "modern". A particularly conspicuous feature revealed by this comparison is that in Schnitzler breaking social norms seems to have no social consequences, whereas the figures in Kleist seem to live in constant fear of social sanctions and repercussions. In these two respects this alternative approach confirms the results of the preceding discourse analysis, which showed that Schnitzler's story does indeed contain clear traces of its time of origin.

In conclusion it can be said that, despite the problems involved in a single text analysis and the practical impossibility of demarcation between the recognition of positive statements and interpretative reading, this study has produced important results, both for an understanding of Schnitzler's story and in respect to the possible application of discourse theory. While discourse analysis, when applied to the non historical stories of Kleist or Musil, presents no problem in revealing typical traces of the discourses of their periods of origin, such traces are much more discrete in the historical fiction of Schnitzler and only come to light through the comparative analysis of possible statements and the active search for anachronisms. This in turn brings some of the main problems and limitations of Foucaultian discourse analysis for literary studies to the fore. The polyvalence of Schnitzlers story, as revealed by the various analyses in this study, proves once more how many dimensions the literary text can have and that reading is an endless process.

LITERATUR

Primärliteratur

- Kleist, Heinrich von (1968). Die Marquise von O... In: *Sämtliche Werke*. Nach dem Text der Ausg. letzter Hand unter Ber. v. Erstdrucke[n] und Handschriften. Mit einem Nachwort und Anm. von Curt Grützmacher. München: Winkler, 86–119.
- Musil, Robert (1972). Grigia. In: *Sämtliche Erzählungen. I. Frühe Prosa. Drei Frauen. Novellen*. 5. Taschenbuchausg., 1. Tb.-Ausg. 1968, 1. Aufl. 1957. Hamburg: Rowohlt, 223–241.
- Schnitzler, Arthur (1996a). *Die Frau des Richters. Erzählungen 1923–1924*. 1. Aufl. 1990. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 76–134.

Weitere literarische Quellen

- Feuchtwanger, Lion (2001). *Jud Süß. Roman*. 10. Aufl. Berlin: Aufbau-Taschenbuch.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1968). Die Leiden des jungen Werther. In: *Goethes Werke. Romane und Novellen. Erster Band*. Bd. 6. Mit Anm. von Benno v. Wiese und Erich Trunz. 7. Aufl., 1. Aufl. 1951. Hamburg: Wegner, 7–124. (Hamburger Ausg. in 14. Bden.)
- Kleist, Heinrich von (1993). *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. 2. Hrsg. von Helmut Sembdner. 1. Aufl. 1952. München: Hanser.
- Kleist, Heinrich von (1996). In: *Werke in einem Band*. Hrsg. von Helmut Sembdner. 6. Aufl. München, Wien: Hanser.
 – Der zerbrochene Krug. Ein Lustspiel, 119–179.
 – Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Ein großes historisches Ritterschauspiel, 343–428.
 – Michael Kohlhaas. (Aus einer alten Chronik), 586–657.
- Klinger, Friedrich Maximilian (1978). *Prinz Seidenwurm der Reformator oder die Kronkompetenten. Ein moralisches Drama aus dem fünften Teil des ‚Orpheus‘*. Mit Nachwort und Anmerkungen von Jürgen Pelzer. Stuttgart: Reclam.
- Musil, Robert (1981a). Das Fliegenpapier. In: *Gesammelte Werke 7. Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches*. Hrsg. von Adolf Frisé. 1. Ausg. 1978. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 476–477. (GW in 9 Bden.)
- Musil, Robert (1981b). *Gesammelte Werke 8. Essays und Reden*. Hrsg. von Adolf Frisé. 1. Ausg. 1978. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. (GW in 9 Bden.)

- Musil, Robert (2000). *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. I. Erstes und Zweites Buch.* Hrsg. von Adolf Frisé. 14. Aufl. und *II. Aus dem Nachlaß* hrsg. von Adolf Frisé. 13. Aufl. Reinbek bei Hamburg: rororo.
- Schiller, Friedrich (1997). In: *Friedrich Schiller. Sämtliche Werke. Bd. 1, Dramen I.* Mit Einf., Anm. und Zeittafel von Helmut Koopmann. 6. Aufl. Düsseldorf, Zürich: Winkler.
- Die Räuber. Ein Trauerspiel, 83–176.
 - Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel, 195–303.
 - Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel, 305–403.
 - Don Carlos. Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht, 405–593.
- Schiller, Friedrich (1998). *Wilhelm Tell. Schauspiel.* Mit Anm. von Josef Schmidt. Stuttgart: Reclam.
- Schnitzler, Arthur (1981). *Jugend in Wien. Eine Autobiographie.* Hrsg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Mit einem Nachwort von Friedrich Torberg. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Schnitzler, Arthur (1983). *Tagebuch 1913–1916.* Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth u.a. hrsg. von der Kommission für lit. Gebrauchsformen der Österr. Akad. der Wiss., Obmann: Werner Welzig. Wien: Österr. Akad. der Wissenschaften.
- Schnitzler, Arthur (1984). *Briefe 1913–1931.* Hrsg. von Peter Michael Braunwarth u.a. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Schnitzler, Arthur (1985). *Tagebuch 1917–1919.* Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth u.a. hrsg. von der Kommission für lit. Gebrauchsformen der Österr. Akad. der Wiss., Obmann: Werner Welzig. Wien: Österr. Akad. der Wissenschaften.
- Schnitzler, Arthur (1993). *Tagebuch 1920–1922.* Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth u.a. hrsg. von der Kommission für lit. Gebrauchsformen der Österr. Akad. der Wiss., Obmann: Werner Welzig. Wien: Österr. Akad. der Wissenschaften.
- Schnitzler, Arthur (1994). *Zwischenspiel. Komödie in drei Akten.* In: *Zwischenspiel. Dramen 1905–1909.* Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 9–87.
- Schnitzler, Arthur (1995). *Tagebuch 1923–1926.* Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth u.a. hrsg. von der Kommission für lit. Gebrauchsformen der Österr. Akad. der Wiss., Obmann: Werner Welzig. Wien: Österr. Akad. der Wissenschaften.

Schnitzler, Arthur (1996b). Leutnant Gustl. In: *Der blinde Geronimo und sein Bruder. Erzählungen 1900–1907*. 1. Aufl. 1989. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 9–42.

Shakespeare, William (1998). *As You Like It*. Ed. by Alan Brissenden. Oxford: University Press. (Oxford World's Classics. The Oxford Shakespeare.)

Zweig, Stefan (1996). *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. 1. Aufl. 1970. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.

Wissenschaftliche Literatur

Anderson, Bonnie S. & Judith P. Zinsler (1995). Aufbruch vom Absolutismus zur Gegenwart. In: *Eine eigene Geschichte. Frauen in Europa*. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch. (Die Frau in der Gesellschaft. Hrsg. von Ingeborg Mues.) [A History of Their Own (1988). New York.]

Arnold, Heinz Ludwig & Heinrich Detering (Hrsg.) (1996). *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München: dtv.

Attolini, Vito (1988). Arthur Schnitzler im Filmschaffen von Max Ophüls. In: *Akten des Internationalen Symposiums 'Arthur Schnitzler und seine Zeit'*. Hrsg. von Giuseppe Farese. Bern, Frankfurt a. M., New York: Lang, 137–152. (Jahrb. für Internationale Germanistik. Reihe A; Kongressberichte. Bd. 13.)

Aust, Hugo (1994). *Der historische Roman*. Stuttgart: Metzler.

Aust, Hugo (1999). Wortschatz der Novellenlehre. In: *Novelle* von Hugo Aust. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler, 7–17.

Baasner, Rainer (1996). *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt.

Balzer, Bernd & Volker Mertens (Hrsg.) (1990). *Deutsche Literatur in Schlaglichtern*. Mannheim, Wien, Zürich: Meyers Lexikon.

Barthes, Roland (1984). The Death of the Author. In: *Image, Music, Text*. 6. Aufl., 1. Aufl. 1977. New York: Hill and Wang, 142–148. [La mort de l'auteur; 1968.]

Berghahn, Wilfried (1984). *Robert Musil*. Hrsg. von Beate Kusenberg und Klaus Schröter. Reinbek bei Hamburg: rororo.

Blackall, Eric A. (1975). Tobias Klenk. In: *Austriaca. Beiträge zur österreichischen Literatur*. Festschrift für Heinz Politzer zum 65. Geburtstag. In Zusammenarbeit mit Richard Brinkmann herausg. von Winfried Kudszus und Hinrich C. Seeba. Tübingen: Niemeyer, 267–284.

- Bluhm, Claudia u.a (2000). Linguistische Diskursanalyse: Überblick, Probleme, Perspektiven. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86–2000*. Schwerpunkt: Linguistische Diskursgeschichte. Hrsg. von Hans-Jürgen Heringer u.a. Paderborn, München: Schöningh, 3–19.
- Bluhm, Lothar (2002). „Goethes entsetzliches Wesen“. Eine diskursanalytische Lektüre von Kafkas *Urteil*. In: *Begegnungen. Studien zur Literatur der klassischen Moderne*. Oulu, 17–32. (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts, Nr. 10, Univ. Oulu.)
- Bogdal, Klaus-Michael (1993a). Einleitung: Vor dem Gesetz der Literatur. Neue Literaturtheorien in der Praxis. In: *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas ‚Vor dem Gesetz‘*. Hrsg. von Klaus-Michael Bogdal. 2., neubearb. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, 7–10.
- Bogdal, Klaus-Michael (1993b). „Das Urteil kommt nicht mit einemmal“. Symptomale Lektüre und historische Diskursanalyse von Kafkas ‚Vor dem Gesetz‘. In: *Neue Literaturtheorien in der Praxis. Textanalysen von Kafkas ‚Vor dem Gesetz‘*. Hrsg. von Klaus-Michael Bogdal. Opladen: Westdeutscher Verlag, 43–63.
- Bogdal, Klaus-Michael (1999). *Historische Diskursanalyse der Literatur. Theorie, Arbeitsfelder, Analysen, Vermittlung*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bracher, Karl Dietrich (1992). Die Krise Europas. Seit 1917. In: *Propyläen-Geschichte Europas*. Bd. 6. 1. Aufl. 1976. Frankfurt a. M.: Propyläen.
- Brenner, Peter J. (1998). *Das Problem der Interpretation. Eine Einführung in die Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; 58.)
- Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.) (1988). Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: *Deutsche Literatur von Frauen*. Bd. 1. München: Beck.
- Brockhaus' Konversationslexikon* (1908). 14. vollst. neubearb. Aufl. Neue revidierte Jubiläumsausg. Bde. 1, 5, 6, 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16 und 17. Leipzig: Brockhaus.
- Broich, Manfred (1985). Formen der Markierung von Intertextualität. In: *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Hrsg. von Ulrich Broich & Manfred Pfister. Tübingen: Niemeyer, 31–47. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; 35.)
- Bublitz, Hannelore u.a. (Hrsg.) (1999a). *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt a. M., New York: Campus.

- Bublitz, Hannelore (1999b). *Foucaults Archäologie des kulturellen Unbewußten. Zum Wissensarchiv und Wissensbegehren moderner Gesellschaften*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Busse, Dietrich (2000). Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86–2000*. Schwerpunkt: Linguistische Diskursgeschichte. Hrsg. von Hans-Jürgen Heringer u.a. Paderborn, München: Schöningh, 39–53.
- Chatman, Seymour (1983). *Story and Discourse in Fiction and Film*. 2. print., Cornell Pb., 1. publ. 1978. Ithaca, New York: Cornell University.
- Dahrendorf, Ralf (1977). *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. 15. Aufl., 1. Aufl. 1958. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Doering, Sabine (1997). *Erläuterungen und Dokumente. Heinrich von Kleist. Die Marquise von O...* Stuttgart: Reclam.
- Doppler, Alfred (1985). Der Wandel der Darstellungsperspektive in den Dichtungen Arthur Schnitzlers. Mann und Frau als sozialpsychologisches Problem. In: *Akten des Internationalen Symposiums ‚Arthur Schnitzler und seine Zeit‘*. Hrsg. von Giuseppe Farese. Bern, Frankfurt a. M., New York: Lang, 41–59. (Jahrb. für Internationale Germanistik. Reihe A; Kongressberichte. Bd. 13.)
- Doppler, Alfred (1990). *Geschichte im Spiegel der Literatur. Aufsätze zur österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Innsbruck: Institut für Germanistik. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 39.)
- Dreyfus, Hubert L. & Paul Rabinow (1994). *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. 2. Aufl., 1. Aufl. 1987. Weinheim: Beltz-Atheneum. [Beyond Structuralism and Hermeneutics (1982). Univ. of Chicago.]
- Duden, Band 11* (1992). *Duden. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Hrsg. und bearb. von Günther Drosdowski und Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim u.a.: Dudenverlag. (Der Duden: in 12 Bden.)
- DUW* (1996). *Deutsches Universal Wörterbuch*. Hrsg. und bearb. vom wiss. Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion. 3., völlig neu bearb. und erw. Aufl. auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Erhart, Walter & Britta Herrmann (1996). Feministische Zugänge – ‚Gender Studies‘. In: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München: dtv, 498–515.

- Feuchtwanger, Lion (1931). 114: Historischer Roman – Roman von heute! In: Berliner Tageblatt (15. November 1931) Nr. 540. In: *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur*. Hrsg. von Anton Kaes (1983). Stuttgart: Metzler, 343–345.
- Fink-Eitel, Hinrich (1989). *Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius. (Zur Einführung; 48.)
- Foucault, Michel (1974). Was ist ein Autor? In: *Schriften zur Literatur*. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 7–31. [Qu'est-ce qu'un auteur? 1969.]
- Foucault, Michel (1976). *Mikrophysik der Macht. Michel Foucault über Straffjustiz, Psychiatrie und Medizin*. Berlin: Merve.
- Räderwerke des Überwachens und Strafens. Ein Gespräch mit J.-J. Brochier, 31–47.
 - Von den Martern zu den Zellen. Ein Gespräch mit Roger-Pol Droit, 48–53. [Des supplices aux cellules. In: *Le Monde*, 21.5.1975.]
 - Die Macht der Norm, 114–123. [Le Pouvoir et la norme. In: *Quel corps?*, No. 2, Sept/Okt. 1975.]
- Foucault, Michel (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch. [Surveiller et punir. La naissance de la prison; 1975.]
- Foucault, Michel (1978). Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere. Ein Gespräch mit Lucette Finas. In: *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve, 104–117.
- Foucault, Michel (1993). *Diskursens Ordnung*. Stockholm: Östlings Bokf. Symposion. (Symposion Bibl.: Moderna franska tänkare 15.) [L'ordre du discours; 1971.]
- Foucault, Michel (1995). *Archäologie des Wissens*. 7. Aufl., 1. Aufl. 1981. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch. [L'archéologie du savoir; 1969.]
- Foucault, Michel (1997). *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. 14. Aufl., 1. Aufl. 1974. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch. [Les mots et les choses; 1966. Ed. Gallimard.]
- Foucault, Michel (1999). Der Wille zum Wissen. In: *Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. 11. Aufl., 1. Aufl. 1983. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch. [Histoire de la sexualité, I: La volonté du savoir; 1976. Ed. Gallimard.]
- Freund, Winfried (1998). *Novelle*. Stuttgart: Reclam.
- Friedrich Peter & Michael Niehaus (1999). Der gebrochene Vertrag. Bemerkungen zum Verhältnis von Rechtstheorie und Disziplinargesellschaft bei Michel Foucault.

- In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt a. M., New York: Campus, 194–209.
- Fulda, Daniel (1999). Die Texte der Geschichte. Zur Poetik modernen historischen Denkens. In: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*. Bd. 31. H. 1–2. München: Fink, 27–60.
- Geertz, Clifford (1993). Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. First publ. 1973. London: Fontana Press, 3–30.
- Geisenhanslüke, Achim (1997). *Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung*. Opladen: Westdeutscher Verlag. (Hist. Diskursanalyse der Literatur. Hrsg. von Klaus-Michael Bogdal.)
- Geisenhanslüke, Achim (2003). *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft. (Einführungen Germanistik. Hrsg. von Gunter E. Grimm und Klaus-Michael Bogdal.)
- Genette, Gérard (1993). *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (*Aesthetica*. Hrsg. von Karl Heinz Bohrer.) [Palimpsestes. La littérature au second degré; 1982. Paris: Ed. Seuil.]
- Gerrekens, Louis (1997). Demontage verlorener Hoffnungen: Arthur Schnitzlers „Die Frau des Richters“ oder die literarische Verdrängung eines Scheiterns. In: *Monatshefte*, Vol. 89. No. 1. Wisconsin: Univ. of Wisconsin, 31–58.
- Glaser, Hermann; Jakob Lehmann & Arnold Lubos (1997). *Wege der deutschen Literatur: eine geschichtliche Darstellung*. Aktualisierte Neuausg. von UB 34492. Berlin: Propyläen-Taschenbuch.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm. *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel.
 (1862). Bd. 3. E–FORSCHTE.
 (1877). Bd. 4. II. Abt. H. I. J. Bearb. von Moriz Heyne.
 (1942). Bd. 10. IV. Abt. STROM–SZISCHE.
 (1935). Bd. 11. I. Abt. I. Teil. T–TREFTIG. Bearb. von Mathias Lexer, Dietrich Kralik und der Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuches.
- Gutt, Barbara (1978). *Emanzipation bei Arthur Schnitzler*. Berlin: Volker Spiess.
- Hanke, Christine (1999). Kohärenz versus Ereignishaftigkeit? Ein Experiment im Spannungsfeld der foucaultschen Konzepte „Diskurs“ und „Aussage“. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt a. M., New York: Campus, 109–118.

- Hansen, Erk F. (1992). *Wissenschaftswahrnehmung und -umsetzung im Kontext der deutschen Frühromantik. Zeitgenössische Naturwissenschaft und Philosophie im Werk Friedrich von Hardenbergs (Novalis)*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern u.a.: Lang. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; 1350.)
- Herder, Johann Gottfried (1940). *Geist der Völker*. Leipzig: Eugen Didrichs. (Deutsche Reihe. Bd. 33.)
- Holthuis, Susanne (1993). *Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption*. Tübingen: Stauffenburg. (Stauffenburg Colloquium; Bd. 28.)
- Iser, Wolfgang (1979). *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München: Fink, 1–12 (Vorwort).
- Jäger, Siegfried (1993). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Duisburg: DISS (Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung).
- Jäger, Siegfried (1999). Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a. Frankfurt a. M., New York: Campus, 136–147.
- Japp, Uwe (1988). Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses. In: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 223–234.
- Jauss, Hans Robert (1990). Zur Analogie von literarischem Werk und historischem Ereignis. In: *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. Hrsg. von Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel. 2. Nachdr. der 1. Aufl. 1973. München: Fink, 535–536. (Poetik und Hermeneutik; 5.)
- Johnston, William M. (1974). *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938*. Himberg bei Wien: H. Böhlau Nachf. (Forschung zur Geschichte des Donauraumes. Bd. 1.) [The Austrian Mind – An Intellectual and Social History 1848–1938; 1972. Berkeley: Univ. of California.]
- Kayser, Rudolf (1925). 89: Amerikanismus. In: *Vossische Zeitung* (27. September 1925). Nr. 458. In: *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur*. Hrsg. von Anton Kaes (1983). Stuttgart: Metzler, 265–268.
- Kiesel, Helmuth & Paul Münch (1977). *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*. München: Beck'sche Elementarbücher.

- Killy, Walter (Hrsg.) (1991). *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 10. München: Bertelsmann Lexikon.
- Kittler, Friedrich A. (1993). Diskursanalyse. Ein Erdbeben in Chili und Preußen. In: *Positionen der Literaturwissenschaft: acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists „Das Erdbeben in Chili“*. Hrsg. von David E. Wellbery. 3. Aufl. München: C. H. Beck Studium, 24–38.
- Kleist, Heinrich von (1996). Lebens- und Werkchronik. In: *Werke in einem Band*, Hrsg. von Helmut Sembdner. 6. Aufl. München, Wien: Hanser, 860–871.
- Kluge, Gerhard (1982). Wunsch und Wirklichkeit in Arthur Schnitzlers *Traumnovelle*. In: *Text & Kontext 10.2. Zeitschr. für germanistische Literaturforschung in Skandinavien*. Themaheft: Arthur Schnitzler. Kopenhagen, München: Fink, 319–343.
- Knaap, Ewout van der (1998). Musils filmischer Blick. Notsignale auf dem ‚Fliegenpapier‘. In: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*. Bd. 30 (1998) H. 1–2. Hrsg. von Karlheinz Stierle. München: Fink, 165–178.
- Koopmann, Helmut (1997). Einführung. In: *Friedrich Schiller. Sämtliche Werke*. Bd. 1. Dramen I. Mit Einf., Anm. und Zeittafel von Helmut Koopmann. 6. Aufl. Düsseldorf, Zürich: Winkler, 5–79.
- Koselleck, Reinhart (1990). Ereignis und Struktur. In: *Geschichte – Ereignis und Erzählung*. Hrsg. von Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel. 2. Nachdr. der 1. Aufl. – 1973. München: Fink, 560–571. (Poetik und Hermeneutik; 5.)
- Kristeva, Julia (1969). *Σημειωτική. Recherches pour une sémanalyse*. Paris: Seuil. (Tel Quel.) [Semeiotikè.]
- Kristeva, Julia (1972). Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Bd. 3. *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, II*. Hrsg. von Jens Ihwe. Frankfurt a. M.: Athenäum, 345–375.
- Landwehr, Achim (2001). *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen: Diskord.
- Lawson, Richard H. (1986). Adalbert Wogelein's Justice, Allegorical Justice, and Justice in Schnitzler's Die Frau des Richters. In: *Identity and Ethos. A Festschrift for Sol Liptzin on the Occasion of His 85th Birthday*. Edit. by Mark H. Gelber. New York, Bern, Frankfurt a. M.: Lang, 145–154.
- Link, Jürgen & Ursula Link-Heer (1990). Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Philologische Grundbe-*

- griffe*. H. 77. Eine Zeitschrift der Univ./Gesamthochschule Siegen. Hrsg. von Helmut Kreuzer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 88–99.
- Link, Jürgen (1999). Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a. Frankfurt a. M., New York: Campus, 148–161.
- Literatur-Brockhaus, Der* (1988). Hrsg. und bearb. von Werner Habicht, Wolf-Dieter Lange u. Brockhaus-Redaktion. 2. Bd. Mannheim: Brockhaus.
- Maas, Utz (1984). „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“. *Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Magee, Bryan (2001). *Bonniers stora bok om filosofi. Från antikens naturfilosofer till dagens moderna tänkare*. Stockholm: Bonniers. [Story of Philosophy; 1998. London.]
- Magris, Claudio (1966). *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller. [Il mito absburgico nella letteratura austriaca moderna; 1963. Torino: Giulio Einaudi.]
- Mandrou, Robert (1992). Staatsräson und Vernunft: 1649–1775. In: *Propyläen-Geschichte Europas*. Bd. 3. Nachdruck der 2. Aufl. von 1981. Frankfurt a. M.: Propyläen.
- McCallum, E. L. (1996). Technologies of Truth and the Function of Gender in Foucault. In: *Feminist Interpretations of Michel Foucault*. Ed. by Susan J. Hekman. Pennsylvania: Pennsylvania State University, 77–98. (Re-reading the canon.)
- Mersch, Dieter (1999). Anders Denken. Michel Foucaults „performativer“ Diskurs. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a., Frankfurt a. M. New York: Campus, 162–176.
- Metzler-Literatur-Lexikon* (1990). Begriffe und Definitionen. Hrsg. von Günther und Irmgart Schweikle. 2., überarb. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Möhrmann, Renate (1988). Schnitzlers Frauen und Mädchen. Zwischen Sachlichkeit und Sentimentalität. In: *Akten des Internationalen Symposiums ‚Arthur Schnitzler und seine Zeit‘*. Hrsg. von Giuseppe Farese. Bern, Frankfurt a. M., New York: Lang, 93–107. (Jahrb. für Internat. Germanistik. Reihe A; Kongressberichte. Bd. 3.)
- Moi, Toril (1989). Sexus. Text. Herrschaft. Feministische Literaturtheorie. Bremen: Zeichen + Spuren Frauenliteratur. [Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory; 1985. London.]

- Mueller-Vollmer, Kurt (1990). Humboldts Bildungspolitik und die Französische Revolution. In: *Diskursanalysen. 2: Institution Universität*. Hrsg. von Friedrich A. Kittler u.a. Opladen: Westdeutscher Verlag, 63–81.
- Müller, Gerd (1971). *Dichtung und Wissenschaft. Studien zu Robert Musils Roman ‚Die Verwirrungen des Zöglings Törless‘ und ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘*. Uppsala: Almqvist & Wiksell. (Studia Germanistica Upsaliensia 7.)
- Müller, Johann Karl-Heinz (1962). *Die Rechts- und Staatsauffassung Heinrich von Kleists*. Bonn: H. Bouvier u. Co. (Schriften zur Rechtslehre und Politik. Bd. 37. Hrsg. von Ernst v. Hippel. Köln.)
- Neumann, Gerhard & Jutta Müller (1969). *Der Nachlass Arthur Schnitzlers. Verzeichnis des im Schnitzler-Archiv der Univ. Freiburg i. Br. befindlichen Materials*. München: Fink.
- Oosterhoff, Jenneke A. (2000). *Die Männer sind infam, solange sie Männer sind. Konstruktion der Männlichkeit in den Werken Arthur Schnitzlers*. Tübingen: Stauffenburg. (Stauffenburg Colloquium. Bd. 53.)
- Osinski, Jutta (1998). *Einführung in die feministische Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt.
- Perlmann, Michaela L. (1987). *Arthur Schnitzler*. Stuttgart: Metzler.
- Pfister, Manfred (1985). Konzepte der Intertextualität. In: *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Hrsg. von Ulrich Broich & Manfred Pfister. Tübingen: Niemeyer, 1–30. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft; 35.)
- Pohle, Bettina (1998). *Kunstwerk Frau. Inszenierung von Weiblichkeit in der Moderne*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Raab, Heike (1998). *Foucault und der feministische Poststrukturalismus*. Dortmund: Ebersbach.
- Rey, William H. (1968). *Arthur Schnitzler. Die späte Prosa als Gipfel seines Schaffens*. Berlin: Erich Schmidt.
- Ricklefs, Ulfert (Hrsg.) (1996). Novelle/Erzählung. In: *Fischer Lexikon Literatur*. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sack, Volker (1989). *Identitätskrisen. Heinrich von Kleist: Die Marquise von O... Arthur Schnitzler: Flucht in die Finsternis*. Stuttgart: Klett. (Anregungen für den Literaturunterricht. Pegasus Klett.)

- Scheible, Hartmut (1986). *Arthur Schnitzler mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Hartmut Scheible*. 1. Aufl. 1976. Reinbek bei Hamburg: rororo.
- Schieder, Theodor (1992). Staatsensystem als Vormacht der Welt: 1848–1918. In: *Propyläen-Geschichte Europas*. Bd. 5. Nachdruck der 2. Aufl. von 1980. Frankfurt a. M.: Propyläen.
- Schmidt-Dengler, Wendelin (1985). Inflation der Werte und Gefühle. Zu Arthur Schnitzlers ‚Fraulein Else‘. In: *Akten des Internationalen Symposiums ‚Arthur Schnitzler und seine Zeit‘*. Hrsg. von Giuseppe Farese. Bern, Frankfurt a. M., New York: Lang, 170–181. (Jahrb. für Internationale Germanistik, Reihe A. Kongressberichte. Bd. 13.)
- Schmidt-Dengler, Wendelin (1995). Abschied von Habsburg. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 8. Literatur der Weimarer Republik 1918–1933. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München, Wien: Hanser, 483–548.
- Schrage Dominik (1999). Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, „mehr“ ans Licht zu bringen. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a. Frankfurt a. M., New York: Campus, 63–74.
- Schröter, Klaus (1974). *Heinrich Mann. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Hrsg. von Kurt Kusenberg. 4. Aufl., 1. Aufl. 1967. Reinbek bei Hamburg: rororo.
- Sembdner, Helmut (1994). *Erläuterungen und Dokumente. Heinrich von Kleist. Der zerbrochene Krug*. Stuttgart: Reclam.
- Simons, Jon (1996). Foucault's Mother. In: *Feminist Interpretations of Michel Foucault*. Ed. by Susan J. Hekman. Pennsylvania: University Park, 179–210. (Re-reading the canon.)
- Sohn, Werner (1999). Diskursanalyse am Beispiel der klassischen Genetik. In: *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Hrsg. von Hannelore Bublitz u.a. Frankfurt a. M., New York: Campus, 210–230.
- Trunz, Erich (1968). Quellen und Daten zur Geschichte des „Werther“-Romans. In: *Goethes Werke. Romane und Novellen. Erster Band*. Mit Anm. von Benno v. Wiese und Erich Trunz. Bd. 6. 7. Aufl., 1. Aufl. 1951. Hamburg: Wegner, 514–595. (Hamburger Ausg. in 14. Bden.)
- Tweraser, Felix W. (1998). *Political Dimensions of Arthur Schnitzler's Late Fiction*. Columbia: Camden House. (Studies in German Literatur, Linguistics, and Culture.)

- Udd, Ursula (1999). *Literatur als Echo der Welt um 1920 – eine Diskursanalyse der Erzählungen ‚Grigia‘ von Robert Musil und ‚Die Frau des Richters‘ von Arthur Schnitzler*. Vaasa. (Unveröffentlichte Magisterarbeit.)
- Ueding, Gert (1987). Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution 1789–1815. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 4. Hrsg. von Rolf Grimmer. München, Wien: Hanser.
- Urbach, Reinhard (1974). *Schnitzler-Kommentar zu den erzählenden Schriften und dramatischen Werken*. München: Winkler.
- Urbach, Reinhard (1991). „Was war ist“. Das Problem des Historismus im Werk Arthur Schnitzlers. In: *Studia Schnitzleriana*. Hrsg. von Fausto Cercignani. Alessandria: Orso, 97–106.
- Veyne, Paul (1992). *Die Revolutionierung der Geschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. [Foucault révolutionne l'histoire; 1978. Paris: Seuil.]
- Weedon, Chris (1990). *Wissen und Erfahrung: feministische Praxis und Poststrukturalistische Theorie*. Zürich: eFeF. [Feminist Practice and Poststructuralist Theory; 1987. Oxford.]
- Weinberger, G.J. (1989). Political Interaction in Arthur Schnitzlers „Die Frau des Richters“. In: *Neophilologus* 73, H. 2. – *An international journal of modern and mediaeval language an literature* (April 1989). Amsterdam: Kluwer, 254–262.
- Weinzierl, Ulrich (1998). *Arthur Schnitzler. Lieben, Träumen, Sterben*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Weis, Eberhard (1992). Der Durchbruch des Bürgertums: 1776–1847. In: *Propyläen-Geschichte Europas*. Bd. 4. Nachdruck der 2. Aufl. von 1981. Frankfurt a. M.: Propyläen.
- Weismantel, Wolfgang (1993). Die Republik von Weimar: Eine deutsche Demokratie ohne Demokraten? In: *Deutsche Geschichte. Republik und Diktatur 1918–1945*. Bd. 11. Hrsg. von Heinrich Pleticha. Gütersloh: Bertelsmann Lexikon, 25–86.
- Weyergraf, Bernhard & Helmut Lethen (1995). Der Einzelne in der Massengesellschaft. In: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Literatur der Weimarer Republik 1918–1933*. Bd. 8. Hrsg. von Bernhard Weyergraf. München, Wien: Hanser, 636–672.
- White, Hayden (1981). The Value of Narrativity in the Representation of Reality. In: *On Narrative*. Ed. by W.J.T. Mitchell. Chicago, London: Univ. of Chicago, 1–24.

- White, Hayden (1990). *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch. [The Content of the Form. Narrative Discourse and Historical Representation; 1987. Baltimor, London: J. Hopkins Univ.]
- Wild, Reiner (1980). Stadtkultur, Bildungswesen und Aufklärungsgesellschaften. In: *Hansers Sozialgeschichte der dt. Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*. Bd. 3. Hrsg. von Rolf Grimminger. München, Wien: Hanser, 103–132.
- Winko, Simone (1996). Diskursanalyse, Diskursgeschichte. In: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering. München: dtv, 463–478.
- Wittgenstein, Ludwig (1984). Philosophische Untersuchungen. In: *Tractatus Logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*. Bd. 1. 1. Aufl. 1984. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Taschenbuch, 225–617. (Werkausgabe in 8 Bden.)
- Wittmann, Reinhard (1991). *Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick*. München: C. H. Beck.
- Wunderlich, Stefan (2000). *Michel Foucault und die Frage der Literatur. Beitrag zu einer Archäologie des poststrukturalistischen Denkens*. Frankfurt a. M.: Wunderlich.
- Zima, Peter V. (1999). Formen und Funktionen der Intertextualität in Moderne und Postmoderne. In: *Literatur als Text der Kultur*. Hrsg. von Moritz Csáky und Richard Reichensperger. Wien: Passagen, 41–54.

Elektronische Quellen

- Barnowski-Fecht, Sabine (1999). *Das Handwerk der Stadt Oldenburg zwischen Zunftbindung und Gewerbefreiheit (1731–1861). Die Auflösung der Sozialverfassung des „alten Handwerks“ und ihre Transformation unter den Bedingungen von Stadtentwicklung und staatlicher Gewerbepolitik* [online]. Oldenburg (Diss.). Zitiert 30.03.2004. Erreichbar unter: <http://doserver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/barhan99/barhan99.html>.
(<http://www.uni-oldenburg.de> → elektronische Dissertationen am BIS der Uni-Oldenburg → Fachbereich 3: Sozialwissenschaften → Barnowski-Fecht.)
- Bourdieu, Pierre [online]. Hyper Bourdieu © World Catalogue^{HTM}. Zitiert 24.11.2003. Erreichbar unter: <http://www.iwp.uni-linz.ac.at/lxe/sektkft/bb/HyperBourdieu.htm>.

- Bublitz, Hannelore (1997) [online]. *Die Ordnung der Geschlechter: Archäologie und Genealogie der Geschlechterverhältnisse im Diskurs über die Kulturkrise am Ende des 19. Jahrhunderts.* (Voranmeldung von Tagungsband. Publiziert 1998: *Das Geschlecht der Moderne: Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz.* Hrsg. von Hannelore Bublitz. Frankfurt a. M.) Zitiert 13.05.2004. Erreichbar unter: <http://www.uni-paderborn.de/extern/fb/1/GeschlechtderModerne.htm>.
- Bublitz, Hannelore (Projektleitung) [online] (Projektlaufzeit bis 1999). Forschungsprojekt: *Die Ordnung der Geschlechterverhältnisse; Archäology [sic!] und Genealogie der Geschlechterverhältnisse im Diskurs über die ‚Kulturkrise‘ am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.* Zitiert 13.05.2004. Erreichbar unter: <http://www-fakkw.uni-paderborn.de/forschung/index.html> – Fachbereich 1, Soziologie.
- Cethegus, Gastbeitrag von [online]. WeltChronik.de. *2000 Jahre Chronik – Geschichte online. Biografien A–Z.* Stanislaus II., August Poniatowski. © 2000 ff by ICA-D. Verantw. Rainer Detering, Karlsruhe. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.geschichte.2me.net/bio/cethegus/s/stanislaus2.html>.
- Farrar, Geraldine [online]. *Women in American History by Encyclopedia Britannica.* © 1999 Encyclopedia Britannica, Inc. Zitiert 16.04.2003. Erreichbar unter: http://search.eb.com/women/articles/Farrar_Geraldine.html.
- Fricke, Matthias (1999). *Empirische Diskursanalyse nach Foucault. Diskussion neuer Foucault-basierter Verfahren der Diskursanalyse anhand von empirischen Analysen von Printmedientexten* [online]. Oldenburg. (Diss.). Zitiert 30.03.2004. Erreichbar unter: <http://doscerver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/dissertation/1999/friemp99/friemp99.html>.
(<http://www.uni-oldenburg.de> → elektronische Dissertationen am BIS der Uni-Oldenburg → Fachbereich 11: Literatur- und Sprachwissenschaften → Fricke.)
- Hohenzollern [online]. Homepage der Fürstlichen Hohenzollernschen Schlossverwaltung. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.hohenzollern.com/test/dt/index.html>.
- Krauss, Hartmut (2001) [online]. *Zwischen Subjektivismus und Objektivismus. Zum Erkenntnisgehalt der theoretischen Konzeption Pierre Bourdieus.* Glasnost-Archiv. Beiträge zur Theorie. Zitiert 24.11.2003. Erreichbar unter: <http://www.glasnost.de/autoren/krauss/bourd.html>.
- Landratsamt Sigmaringen [online]. © 2001 Landratsamt Sigmaringen, produziert von PROSOZ Herten. Zitiert 16.09.2003. Erreichbar unter: http://www.landratsamt-sigmaringen.de/landkreis/Geschichte_Grenzlandschaft.cfm?me. – Rückständige Grenzlandschaft.

Reichskammergericht [online]. Homepage der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung e. V., Wetzlar. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.reichskammergericht.de>.

Sigmaringen [online]. Homepage der Stadt Sigmaringen. © Mike Asche 2000. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: http://www.sigmaringen.de/html/frame_tour.htm.

Wetzlar/Geschichte [online]. Homepage der Stadt Wetzlar. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.wetzlar.de/geschich/geschich.html>.

Wetzlar/Index2 [online]. Homepage der Stadt Wetzlar. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.wetzlar.de/index2.html>.

Wildpark [online]. © W. Waibel. Zitiert 13.05.2003. Erreichbar unter: <http://www.fewo-waibel.de/wildpark>.